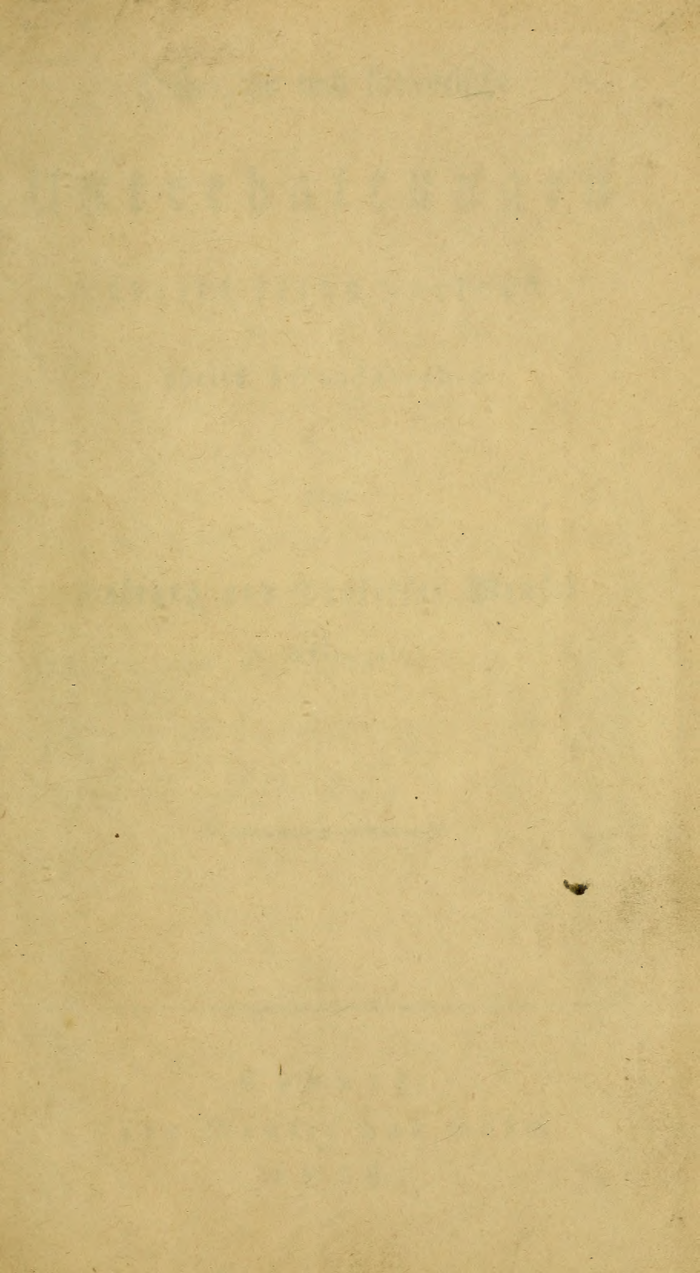








# Historische und litterarische
# Unterhaltungen

theils selbst verfaßt

theils herausgegeben

vom

Hofrath und Professor Meusel

zu Erlangen.

Coburg,
bey Meusel und Sohn.
1818.

# Vorwort.

Zu Folge mehrfach, sowohl durch öffentliche Blätter als durch Briefe an mich ergangener Wünsche und Auffoderungen, bald wieder etwas dem Aehnliches aufzutischen, was ich im Jahr 1816 dem Publikum unter dem Titel: Vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und litterarischen Inhalts, vorgesetzt habe, suche ich hiermit jenen Wünschen Genüge zu leisten. Ich hoffe, wo nicht immer durch kräftige Speisen, doch wenigstens durch Mannigfaltigkeit,

der Verschiedenheit der Gaumen zu entsprechen. Was etwa dem einen nicht munden sollte, wird doch wohl dem andern, minder eigensinnigen, zusagen.

Geschrieben zu Erlangen am 1sten Tag des Monats August 1818.

J. G. Meusel.

I. Der

I.

# Der Sonderling Cavallo *).

Ueber diesen räthselhaften Irrwisch, der in der andern Hälfte des vorigen und noch in den ersten Jahren des jetzigen Säkulums, nicht gewöhnliches Aufsehen verursachte, wurde in Zeitschriften viel und mancherley zu Markte gebracht. Da nun aber, meines Wissens, noch niemand jene zerstreuten Nachrichten zusammengestellt hat; so will ich mich dieser Mühe unterziehen, zumahl da ich noch ungedruckte Umstände dabey benutzen kann. Mehr kann ich aber auch nicht leisten. Zusammenhang läßt sich gar nicht gewinnen, und manchen Angaben fehlt es auch an Zuverlässigkeit. In solchen Fällen muß man sich freylich mit Muthmassungen oder Wahrscheinlichkeiten begnügen.

So geht es uns gleich mit seiner Herkunft und mit seinem Geburtsjahr. Bald sollte er aus

*) Daß man ihn doch ja nicht — wie ich irgendwo wahrnahm — mit dem Englischen Naturforscher, Tiberius Cavallo, dessen Schriften über die Elektricität und über den Magnet auch in Teutschland bekannt sind, verwechsele!

der Halbinsel Krim herstammen; eine vermuthlich auf seine Titulatur sich gründende Nachricht. Denn ob er sich gleich einen Tatarischen Mursa (Prinzen oder Fürsten) nannte und vorgab, er habe dem Khan Gherai — und zwar zu Mitau (!) den Eid der Treue geschworen; so erlauben doch andere Angaben, theils von ihm selbst, theils von andern, nicht, hierau zu glauben. Andere machen ihn zu einem Italiener, der eigentlich Majo geheissen habe und ein Mönch in einem Mayländischen Kloster, aus dem er entsprungen oder das er gewisser Verbrechen wegen habe meiden müssen, gewesen sey *). Allein, hieran läßt sein schlechter Italienischer Stil zweifeln. Doch heißt es in einer der vor mir liegenden Nachrichten: wahrscheinlich ist das Italienische seine Muttersprache. Kurz, nach allem Forschen bleibt man in Ungewißheit oder vielmehr Unwissenheit. Eben dies ist der Fall mit seinem Geburtsjahr. Eine meiner handschriftlichen Nachrichten meynt, er sey um das Jahr 1725 gebohren worden. Da man nun sein Todesjahr, nämlich 1805, bestimmt weiß; so müßte derselbe ungefähr 80 Jahre alt geworden seyn.

Von seinen Schicksalen vor seiner Erscheinung in Teutschland ist bis jetzt nichts bekannt geworden. Seinen von ihm herrührenden Schrif-

*) Man vermuthete hier und da, er habe, die geheiligten Schätze desselben, aus Furcht einer Oestreichischen Klosterreinigung oder auch aus unklösterlicher Denkungsart, profan gemacht.

ten zu Folge trat er da nicht eher auf, als im Jahr 1774, und zwar zu Celle im Lüneburgischen: wenigstens scheint er vorher kein Aufsehen unter uns erregt zu haben; oder, es wurde nichts durch den Druck bekannt. In Celle kaufte er sich ein Haus, warf vor und hinter demselben Schanzen auf, machte es zu einem Tempel des Vergnügens, mahlte über die Hausthür die Worte: Magno Cavallo Philosophus Poëta, legte ein Badehaus an, und kaufte einen Kahn, den er mit dem Titel einer Gondel beehrte.

In den letzten Siebenziger und ersten Achtziger Jahren hielt er sich in Curland auf. Erst lebte er in Mitau; dann zog er nach Bauske, wo er Bürger wurde, kehrte aber einige Zeit darauf nach Mitau zurück. Ohne irgend ein Gewerbe zu treiben, fehlte es ihm dort doch nie an Geld. Denn wenn er gleich häufig spielte und fast täglich eine Farobank in öffentlichen Häusern hielt; so kann ihm dies wenig eingetragen haben, weil er liberal war und im Ganzen wohl mehr verlohr, als gewann. Alle seine Handlungen — wie mir von dorther gemeldet wurde — hatten einen seltsam närrischen Anstrich. Seine Kleidung war aus dem Zeitalter Ludwig des 14ten. Nicht selten begleitete ihn auf der Gasse eine Ziege, oder eine Taube saß ihm auf der Schulter. Er sprach keine Sprache richtig; am leidlichsten noch Italienisch. Um das Jahr 1780 verließ er Curland, und gieng — wahrscheinlich — erst nach Wismar, wo er sich eine Zeit lang unter dem Titel

eines Professors Großpferd — die reine Uebersetzung seines untatarischen Namens Magno Cavallo — aufhielt.

Um das Jahr 1785 zog er wieder nach Celle: von da aber, wie es scheint, nach Stralsund, nachdem er dem dortigen Magistrat seine Schätze in einem verschlossenen Kasten übergeben hatte, der jedoch nicht eher angenommen wurde, als bis er ihn eröffnet hatte, da sich denn verschiedene Sachen darin befanden, die aber alle von keinem grossen Werth waren. Er hielt sich aber nicht blos in Stralsund auf, sondern auch in dem Pommerischen Städtchen Barth, und während des Sommers in dem benachbarten Dorfe Kenz, wo ein berühmtes Bad und ein Gesundbrunnen ist. Da erschien er, bald in abgetragene orientalische Tracht gehüllt, bald in der Kleidung der westlichen Europäer, den Hut ins Auge geschoben, und den Degen oder einen Türkischen Säbel an der Seite. Gewöhnlich trug er Sommers und Winters bis auf die Knie herab gehende Westen und weite Beinkleider von schwarzen Manschester, sehr weite Stiefel, einen rothen Rock mit Ringen, welche mit schwarzen Flor überzogen waren, statt der Knöpfe, reichlich besetzt, Halstücher von Filé, abgestutzte Haare, eine Art Pudelmütze, mit seidenen Tüchern und Bändern umwunden, beynahe in der Gestalt eines Turbans. Hemden sah man nicht an ihm. Am Halse hieng ein Band mit einer messingenen Büchse, worin in der Mitte zwey ovale Gläser sassen, zwischen denen sich eine eiser-

ne Kugel drehte. Er hatte eine ansehnliche Statur, war groß und wohl gewachsen. Gegen die Reitze des wegen seiner Schönheit von jeher berühmten Stralsundischen Frauenzimmers war er nicht gleichgültig. Er soll dies zu wiederhohlten mahlen nicht undeutlich zu verstehen gegeben haben; so wenig Empfehlendes auch die Pommerischen Schönen an dem körperlichen Kolorit des Fremdlings fanden. Im rothen Hause zu Kenz machte er den Banquier bey der Farobank, gewann aber niemahls, sondern verspielte vielmehr zu Zeiten, in Vergleichung mit seinem Hausetat, beträchtliche Summen *); denn dieser verrieth durch seine Mässigkeit und Einfachheit einen leicht zu sättigenden Südländer; ein Eyerkuchen war sein tägliches Gericht. Ueberhaupt lebte der seynwollende Prinz sehr sparsam, bezahlte ein Geringes für die Zubereitung der Speisen an seine Wirthin, eine Bäuerin, machte aber doch zuweilen den Maitre des Plaisirs, ließ Böhmische Musik ertönen, stellte ein Scheibenschiessen, durch Beytritt der übrigen Brunnengesellschaft, an u. dgl. m. Pommerisches

*) Ueberhaupt spielte er wohl nie leidenschaftlich und er verdiente den Vorwurf, als wenn er sich vom Spiel nähre, nicht. In Braunschweig hat man ihn selten spielen gesehn. Vielmehr bemerkte man dort, daß er ansehnliche Summen als Leibrenten aus Schwedisch-Pommern zog, und daß gewöhnlich seine Börse gut gefüllt war. Fiel er ja einmahl auf das Spiel; so konnte man es für einen von den ihm manchmahl anwandelnden Gedanken halten.

Geld führte er aber nicht in seiner Kasse, sondern Albertsthaler; wie er denn auch, als ein Mann, der, seine Würde fühlend, im Eigenlobe nicht sparsam war, und von seinem Curischen Umgange mit den Grossen des Herzogthums Curland und Semgallen oft mit Selbstzufriedenheit redete. Er besaß eine Eigenschaft, die den geschaffenen grossen Mann nie verlassen darf, wenn er sich behaupten will; er war ungemein nachsichtig, wenn der junge oder alte muntere Brunnengast oft der ihm gebührenden Achtung im heitern Gespräche vergaß. Der Aufenthalt in Pommern gefiel ihm so wohl, daß er in Barth das Bürgerrecht suchte, und es auch für baare Albertsthaler erhielt. Er blieb bis in den späten Herbst in seinem Sommersitz, und erst, nach vielen vergeblichen Einladungen der Stralsundischen schönen und gelehrten Welt konnte er seine natürliche Scheu vor einer Festung, vor den unübersteiglichen Wällen und Thoren, mit Zugbrücken verwahrt, besiegen und Stralsund besuchen. Hier miethete er sich in ein Wirthshaus ein, worin Bauern, wenn sie zur Stadt fahren, einkehren: ward aber doch wegen seiner Würde nicht verkannt, sondern in angesehene Gesellschaften eingeladen. Eine Zeit lang hatte er seine Kasse selbst geführt: aber bald legte er sich eine Schatzmeisterin bey. So nannte er ein Mädchen, welches sein huldreicher und herablassender Blick aus dem niedrigsten Stande hervorzog und bey sich wohnen ließ. Diese Schatzmeisterin pflegte er mit sich in Gesellschaften zu nehmen, oder sie nachkommen zu lassen, und dadurch

den Wirth oft in nicht geringe Verlegenheit darüber zu setzen, ob er Cavallo's Gesellschafterin an die Tafel der eingeladenen Gäste oder an den Speisetisch des Gesindes setzen sollte. Cavallo pflegte dieser Weibsperson die Auszahlung seiner Spielschulden zu übertragen. Als er sich einige Zeit in Stralsund aufgehalten hatte, wollte er auch sein schriftstellerisches Talent zeigen, und fieng an, eine sogenannte Lesezeitung bald auf rosenrothen, bald auf brandgelben Papier in der dortigen Buchdruckerey auf eigene Kosten drucken zu lassen; von welcher die herausgekommenen Stücke im Pommerischen Archiv *) abgedruckt sind, nebst dem dabey übersandten Brief an den Herausgeber. Dieser Brief dient zugleich zur Probe des Stils dieses sonderbaren Schriftstellers; da er zu seiner Zeitung einen geschickten Verbesserer aufsuchte, der ihr wenigstens das Unlesbare nahm, obgleich man immer noch beym Lesen derselben die Appellation an die Tatarische Freyheit, unter welcher sie, der Unterschrift zu Folge, gedruckt ist, für gültig erkennen muß. Erstaunt war man aber über die dreiste Stirn des Lesezeitungsschreibers, als er das Kenzer Wasser dem, allgemein von den berühmtesten Aerzten und Chemikern als sehr wirksam zur Wiederherstellung der Gesundheit befundenen wohlthätigen Mineralwasser zu Spaa u. a. m. mit dürren Worten vorzog. Er behauptete, als Medikus dies mit Gewißheit entscheiden und als Philosoph darüber räsonniren zu können. Als Dich-

*) Stettin 1783 bis 1785. 8.

ter zeigte er sich auch, wie anderwärts, und bediente sich der poetischen Licenz bis zur Unverschämtheit. So fieng sich eines der Gedichte dieses Tatarischen Poeten auf folgende Weise an:

O Gustav, grosser König der Schweden!
Dem Volke Honig, ja so zu reden.
Du machst dich wie eine Biene klein,
Und willst doch der Höchste im Reiche seyn.

Und dies sang er mit unvergleichlicher Stimme unter voller Musik nach der Melodie des bekannten: O, ich liebe rc. Wie ist dies bey dem ungeheuer abweichenden Versmaase irgend möglich! wird jeder mit Recht voll zweifelhafter Verwunderung ausrufen. So wie es ein Cavallo sang, kann man jedes Lied nach jeder Melodie singen. Magno Cavallo ließ das O! aus voller Brust gepreßt auf die erste Note fallen, und eben so auf die wiederhohlte Melodie der ersten Strophe, und galoppirte alsdann über Note und Stein mit dem: Gustav, grosser König der Schweden, mit verschluckten Sylben, wo die Note zur Sylbe fehlte, hinten drein, daß es eine Lust war. Er verfertigte auch, oder wollte verfertigen eigene Orden, um sich durch Vertheilung derselben in seiner Würde zu zeigen. Auch hegte er die Grille, ein Orakel zu Renz anzulegen; worüber die Lesezeitung in dem Pommerischen Archiv weitere Auskunft giebt. Er tischte in dieser Rücksicht zusammengeraffte und unverdaute Schulbrocken über die alten politischen, auf den neugierigen Volksglauben sich gründenden Institute der Orakel auf.

Man erzählte sich damahls in Stralsund, Cavallo würde zur Eröffnung seiner Weissagungsbude zu Kenz, wo der Aberglaube in der Vorwelt ohnehin schon ein Wunderbild aufgestellt hatte, eine Urne von den geschicktesten Künstlern des dortigen Landes verfertigen lassen. Diese Meister sollten insgesammt an derselben arbeiten, und in einer Grotte sollte sie aufgestellt werden. Allein, er litt an dem Nervo rerum gerendarum einige Einbusse, indem ihm, wie man angab, 300 Dukaten und, noch vor diesem Goldraube, auch seine Uhr gestohlen wurde. Wahrscheinlich wurde dieser Raub von einer bekannten angenehmen Hand verübt. Seine Schatzmeisterin hatte er vor seiner Abreise von Kenz ihrer Dienste entlassen, und sie kehrte aus dem Schwarm der Neider ihres bisherigen Standes und der darnach sich richtenden vorzüglichern Kleidung in ihren ehemaligen Jungfernstand zurück. War das Gerücht gegründet, daß Cavallo seine Kapitalien zum Theil in seine Kleider genäht und zum Theil an solche Orte verborgen habe, wo der Ueberlegsame sonst keine Gelder aufzubewahren pflegt; so hätte er sich nicht sehr über seinen Verlust zu beklagen gehabt. Auf dieses Geldverstecken gründete sich auch der Brummkräusel-Prozeß, der deshalb vor den kurfürstlichen Gerichtshöfen zu Hannover von Cavallo anhängig gemacht wurde. Dieser soll nämlich, ausser andern Verheimlichungsörtern seiner Kasse, auch einen Brummkräusel, der unter dem Ofen seines Zimmers lag, voll gemünztes Gold gestopft und ihn wieder an seinen vorigen Platz niederge-

legt haben, wahrscheinlich in dem frommen Glauben, man werde an diesem Orte und in dem Spielzeuge der Kinder keine Kapitalien suchen. Allein, ward der Kräusel auch von Erwachsenen unbeachtet gelassen; so war er doch für Kinder von besondern Werth. Diese kleinen Neugierigen erblickten denn auch nicht so bald auf dem Zimmer des Fremden den Kräusel unter dem Ofen, als sie schon sein anmuthiges Geheul entzückte. Sie hohlten ihn hervor, und wurden betroffen, wie sie ihn so ungewöhnlich schwer fanden, und noch mehr, wie sie Goldstücke aus dem hohlen Körper fallen sahen. Diese mögen denn nun nicht blos zur Befriedigung kindischer Neugier gedient, sondern auch durch ihre blendenden Reize die Herzen ihrer Väter auf sich gezogen haben. Kurz, Cavallo vermißt seinen Kräusel, verklagt seinen Wirth, und dieser entschuldigt sich damit, daß er für Kapitalien, die man in Kräusel verschlösse, nicht stehen könne.

Uebrigens machte Cavallo dort auf alle Prädikate Anspruch, die seine sich selbst beygelegten Titel *) mit sich führten. Er ließ sich Excellenz

*) Sie lauteten folgendermassen: Vincentius Dominus de Magno Cavallo. Mursa Dux Tartarus. Philosophus - Medicus - Bothanicus - Chymicus - Pharmaceuticus - Poëta. Civis Cellensis Luneburgicus. Patricius Pomeranus Suecicus. Patriota Megapolitanus, Curlandensis. Civis Constantinopolitanus. In andern Schriften kommt auch mit vor: Augur Romano - Luneburgicus, Cimbricus, Anglo - Gal-

nennen, und würde es auch nicht übel genommen haben, wenn man ihn Ihro Durchlaucht genannt hätte. Wenigstens fragte ihn einst jemand in einer zahlreichen Gesellschaft vom Adel, ob er ihn Excellenz u. s. w. nennen müsse? und er gab zur Antwort: O ja, o ja, so unterdurch.

Zum Gegenstück zu dem Murfen Magno Cavallo fand sich in dem darauf folgenden Winter bey dessen fortwährenden Aufenthalt in Stralsund, zur Belustigung der Gassenjungen und derjenigen, die einen, diesen ähnlichen Geschmack besassen, ein Rittersmann ein, der, seinem Passe nach, ein Baron Wernike war. Dieser durchritt auf einem Oeländischen Rappen, welcher den langen Reuter noch sonderbarer, als sein Aufzug, darstellte, alle Strassen, hielt vor den Wachthäusern und angesehenen Privathäusern still, und schrie mit entsetzlicher Stimme dem König von Schweden ein Vivat, mit Hallelujah begleitet. Der Pöbel drängte sich um ihn, und er schlug ihn alsdann aus einander. Voll Blessuren war sein Haupt, welches er gewöhnlich mit einem

lus, - Princeps - Poëta, Mathematicus, Metaphysicus... Civis Mediolanensis in Gallia, Italia etc. In seinen neuern Schriften überdies noch: Civis Schoepsenstadiensis, wie ein Paar Spaßvögel ihm ein angebliches Bürgerrechts-Diplom von Scheppenstedt — welchen Namen sie muthwilliger Weise, so wie er ihn schrieb, verstümmelten — zugeschickt hatten. Am Schluß einer seiner Schriften nennt er sich: Propheta, Lama Lamorum et Pontifex Pontificum,

Muffe bedeckte, den er als Pelzmütze aufsetzte, wenn er zur andern Zeit seine Hände darin wärmte. Dabey trug er einen sogenannten Husarensäbel, den er, dem Gerüchte nach, oft gegen Wehrlose, und ohne beleidigt zu seyn, gebrauchte. Anfangs war der tolle Baron, wie man ihn gewöhnlich nannte, an angesehene Tafeln geladen, und von gutmüthigen Menschen mit Gelde und Kleidung unterstützt. Man glaubte zuerst, man dürfe einem Manne seines Standes keine Kleinigkeit bieten: allein, in der letzten Zeit seines vierteljährigen Aufenthalts, als ihm die Summen nicht mehr so reichlich zuflossen, weil er, wenigstens der Sage nach, manches schuldlose Kind und manches einsame Dienstmädchen aus tollen Einfällen mit seinem Säbel beschädigt hatte, versiegte die Quelle der Milde, und er foderte kleine Gaben jedem, der ihm begegnete, mit Zudringlichkeit ab, da ihn dann mancher nach seiner schrecklichen Gesichtsbildung, da das eine Auge verletzt war, und sein wilder Blick und sein Knebelbart drohend schien, unterstützt haben mag. Die Polizey wurde aufmerksam auf den Mann, der das Schrecken der Stadt war: allein, weil ihm in verschiedenen Häusern mit Achtung begegnet ward, hielt sie ihren Arm noch zurück. Zuletzt aber, wie der Mensch bey angebotenen Reisegeld von der Stadt, und nachdem man ihm schon sein Strassengeschrey untersagt hatte, nicht weichen wollte, wurde er in Hausarrest gezogen; und da er sich darin ganz wohl befand, weil ihn die Stadt unterhielt, und doch nicht aus Stralsund gehen

wollte, wurde er früh Morgens auf einen Wagen gesetzt und von den Gerichtsdienern aus der Stadt gebracht: doch versprach er, zur andern Zeit wieder zu kommen. Auch stöhrte dieser tolle Baron den öffentlichen Gottesdienst in den Kirchen, indem er selbst die voll gezogene Orgel durch seine blöckende Stimme überschrie und die Kadenzen des Orgelspielers nachsang; welches er auch dem Prediger ungewöhnlich laut that. Ja, er ritt sogar vor der Parade vorauf, und trat mit seiner ungewöhnlichen Dreistigkeit in die Leichenfolge: welches aber, besonders das erste, ernstlich untersagt ward. Immer wollte er einen sehr religiösen Mann vorstellen; und dadurch gewann er vieles, was ihm sonst entgangen wäre. Er mischte sich in alle bürgerliche Geschäfte, gieng mit unerhörter Kühnheit in die Gerichtssitzungen, und sprach für diesen und jenen, besuchte bey einer Predigerwahl der Gemeine die Häuser der Bürger, und drang in sie, einem Kandidaten, den er sich gewählt hatte, die Stimme zu geben. Lange hatte man Nachsicht mit ihm, weil man ihn für einen Menschen hielt, dessen Verstand auf dem Schlachtfelde gelitten hätte: aber endlich erlag die Geduld.

Mit dem Magno Cavallo hatte er eine Unterredung, und wollte diesen Mursen schon gekannt haben. Cavallo dagegen soll ihn für einen großen Mann erklärt haben, dem es aber etwas im Kopf spucke. Bey Besuchen, die er bey dem dortigen Superintendenten ablegte, soll aber der

tolle Baron ganz vernünftig gesprochen haben: Er hat geglaubt, man dürfe es in keinem Lande verbieten, dem Landesherrn öffentlich seine Achtung zu bezeugen. Er wurde auf seinem Pferde, welches die aufgehobenen Vorderbeine bey seinem Geschrey bewegt, gezeichnet und kolorirt.

Seit 1789 lebte Cavallo wieder in Celle; welches er nur einmahl auf ein halbes Jahr mit Braunschweig vertauschte. In dieser Stadt wohnte er in einem, nicht der besten Wirthshäuser, dessen Inhaber ein Italiener war, und wo gewöhnlich die herumwandernden Krämer dieser Nation herbergten. Da hatte er sein Stübchen und Bett, welches er mit zwey Hunden theilte, die sehr ungezogen waren. Er behalf sich auch hier schlecht, trank des Morgens etwas Kaffee, aß des Mittags eine Portion für 2 Groschen, und des Abends bereitete er sich selbst das Essen, einen Eyerkuchen, Kartoffeln u. dergl. Er blieb des Morgens bis 10 Uhr wenigstens im Bette, aß, trank und las da, und wenn er Jemand zum Besuch einlud; so bestimmte er die Zeit, da er im Bette war. Alsdann streifte er in der Stadt herum und besuchte die ansehnlichsten öffentlichen Häuser, wo man ihn gern sah, weil er ganz leidlich im Betragen war und zu manchem Lächeln Anlaß gab.

Bey all' seiner sparsamen Lebensart gab er dennoch viel Geld aus. Er erdachte sich oft seltsame Dinge, und dann wandte er alles an, sie zu verwirklichen. So wollte er einmahl Ballisten

und Katapulten — Belagerungswerkzeuge der Alten — haben, um sich und andere damit zu ergötzen. Manchen Dukaten mußte er erst anwenden, ehe er ein Paar solche Dinge zu Stande brachte, weil die Drechsler, Tischler und Schmiede von jenen Werkzeugen nur schwer zu belehren waren. Dergleichen Einfälle hatte er viele. Das meiste Geld kostete ihn aber seine Gelehrsamkeit. Er schrieb, wie anderwärts, allerley Abhandlungen, denen er gewöhnlich den Namen Unterhaltung gab, ließ sie nach seiner Phantasie mit Pomp drucken und theilte sie aus. Er machte Gelegenheitsgedichte, ließ Kupfer stechen und Gemähde verfertigen, und theilte sie aus, schickte sie auch wohl an grosse Herren, Fürsten und Fürstinnen. Dergleichen nannte er, ein Kompliment. Seiner Aeusserung nach suchte er damit zu amüsiren, verlangte nichts, als einigen Beyfall, wollt aber auch getadelt seyn, wo er es verdiente: für sich selbst aber suchte er dadurch Beschäftigung, weil er nicht müssig seyn konnte. — Man hat nirgends erfahren, daß er irgend jemanden vorsätzlich beleidigt oder sonst Zank und Lärmen angefangen hätte. Er gieng gewöhnlich still vor sich hin, und war in Gesellschaften, die er nicht kannte, sehr bescheiden und immer höflich. Im Grunde dachte er reell und edel, liebte Rechtschaffenheit, hatte Empfindung für das Schöne, und, indem er am liebsten für einen Gelehrten gelten wollte, verrieth er, daß seine Gedanken auf keine niedrigen und gewöhnlichen Gegenstände gerichtet waren. Es war demnach nicht zu verwundern,

daß er mit unter auf sonderbare Einfälle gerieth, und einen eigenen Ideengang und Schwung in seinen prosaischen und poetischen Aufsätzen äusserte. Die sonderbarsten Wendungen und Ausdrücke waren ihm die liebsten. Er nannte dies à la Cavallo, und er verwarf diejenigen Redensarten, die ihm nicht abentheuerlich oder vom Gewöhnlichen abweichend genug waren. Jeder Mensch, sagte er, hat seine eigene Art, sich auszudrücken und seine Ideen einzukleiden; alle Menschen sähen durch Brillen von verschiedenen Farben; er wolle nur seine originelle Weise beybehalten und durch seine eigenen Brillen sehen.

Man erwarte hier kein Verzeichniß seiner Schriften. Es würde sich auch, da es meistens fliegende Blätter sind, die ihn seine Laune oder der Zufall schreiben ließ, schwerlich ein vollständiges Verzeichniß derselben machen lassen, würde auch der Mühe nicht werth seyn. Die im gelehrten Teutschland erwähnte Sammlung sämtlicher Schriften. 1ster Heft, dem aber kein 2ter folgte, ist vermuthlich dieselbe, die im Allgemeinen litterarischen Anzeiger 1797. Nr. 125 so angegeben wird: Bildung der Vernunft und des Verstandes A la Cavallo: in Bezug an die Religion. Religion, die dienet ohne Anstoß für alle Völker der Welt, besonders aber für die Unterthanen des grossen Königs Ge. III, Kön. v. Engl., von verschiedenen Ländern, Clima's, Königreichen, Nationen, Schulen, Erzie-

ziehung, Denkungsart, Begriffe, Phantasien, Ideen, Maximen, Glauben, Gottesdienst rc. Mit einer Sammlung von Briefen durch H. v. M. Cavallo (und nun folget seine pompöse Titulatur) nach dem Spruch: Ubi Bonum, Ibi Patria. 1789. 4. Folgendes ist der Inhalt (den wir aus jener Zeitschrift hersetzen, als Probe aller andern Cavallischen Schreibereyen): 1) Gedicht an die Gräfin von Hardenberg. 2) Brief an eine Freundin. Hier theilt er das Princip seiner Vernunftbildung mit: "Oha "(auf eine fremde Sprache) Egomet sich selbst be"deutend *), und Schmerz, sind als die 2 ersten "gründlichen Stufen in der Treppe der benann"ten Bildung der Vernunft anzusehen." 3) An die Leserin. Hier sagt er: "Die Zahl nachfolgen"der Briefe ist so weitläufig, als der Inhalt "weitläufig ist; drum ist deren kleine Zahl be"stimmt. Sie werden immer weiter und weiter "fortgesetzt, nach den Umständen der Liebhaber und "Liebhaberinnen, der Gelehrten und Gelehrtinnen, "der Zänker und Zänkerinnen, der Spötter und "Spötterinnen. Nach Gelegenheit der Zweifel, "der Wankelmüthigkeit, Schwierigkeit, des neuen

*) Ueberhaupt war Cavallo ein gewaltiger Egoist; denn das Wort Egomet war ihm das Wort aller Wörter, und sollte die Grundlage aller Moral und Religion ausmachen. In demselben Brief ruft er aus: "Er"de, Himmel, Sonne, Mond, Sterne, was wäret ihr ohne das Wort Egomet? Du bezauberndes "Wort!"

"GeistesBildungsPlan." 4) Br. an den Hannöv. General d'Ahlefeldt bey Uebersendung des Gedichts auf die Genesung Se. III. 5) Dessen Antwort. 6) 2 Briefe an den Rath zu Wismar d. 13 Jun. 1789. Er bittet den Rath, ihm die dortige Nicolai-Kirche einzuräumen, und sagt von sich: "Er denkt das Porträt deines gnädigen Monarchen Gustav III, als ein Hauptaugenmerk der Munterkeit aller in der Verehrung Eintretender darin zu setzen. Er denket von dem Gebäude ein Peripatum, eine militärische Schule, eine Akad. von allen Künsten und Wissenschaften, eine herrliche gelehrte Börse, und auch eine adliche Reitbahn daraus zu machen *)." 7) Aufruf auf (sic) die Schweden und Gesang an K. Gustav, als er sich der Souveränität begab. 8) Gegenstand eines Briefes und eines Compliments. 9) Abermaliger Aufruf an Wismar mit einem Plan zu Errichtung des Tempels der Dankbarkeit. 10) Br. an die regier. Herzogin in Braunschweig.

Den völligen Beschluß soll folgende Kuriosität machen:

*) Mit unter stimmte er auch prophetische Beherzigungen an. "Ach Wismar, Wismar! was bist du? Bist "du gelehrt? bist du reich? bist du edelmüthig? bist "du gutgesinnt? Ach, wärest du auch in Schlaf ge- "rathen, so erwecket dich der Mursa Herzog Tartar "de Magno Cavallo mit dem Donner und einem "Ton tausendfacher Kanonen und Posaunenstimme."

## ARIA.

### Gesang des Auguris Cavallo bey Vermählung des Erbprinzen v. Braunschweig mit der Prinzessin v. Oranien.

Den 10ten November 1790.

Ach möcht' ich werden Stiglitz!
Um gut und schön zu singen,
Den feyerlichen Tag mit Witz,
Den Oranien läßt springen;
Auf Bergen, in Wiesen, im Thal,
Auch in Katers (a) Maul und Mund,
Ich würde mit Widerhall
Singen auf Orizunt!
Vivat Orange!
Bis am Strom Gange!
ECHO:
Orange
Gange
Ange
Ge
E.

M.

(a) Patriotische Kater.

II.

## Kaiser Joseph des Zweyten Gesinnungen in Ansehung geheimer Gesellschaften.

Hierüber finden sich unter den Bretschneiderischen Papieren folgende Anekdoten.

Kaiser Joseph verachtete die geheimen Gesellschaften. Das wußten aber die Herren anfänglich nicht, sondern schmeichelten sich, er werde zu ihnen treten. Meister Born *), ein Meister

*) Ist der im Jahr 1791 verstorbene Edler Ignatz von Born, zuletzt wirklicher Hofrath bey der Hofkammer in Münz- und Bergwerkswesen zu Wien; ein Verdienstreicher Staatsmann und berühmter Schriftsteller. In seiner Biographie (befindlich in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1791. S. 228) wird erzählt: "Kein Institut von einiger Wirksam-"keit entgieng ihm; also auch nicht die geheimen Ge-"sellschaften, und vorzüglich die ausgebreitetste dersel-"ben, die Freymaurerey. Zu welcher Zeit Born

vom Stuhl, hatte grosse Dinge im Kopf, die er mit seinem Bruder Joseph ausrichten wollte, wenn er aufgenommen seyn würde. Die Versuche, die er durch Brüder Kavaliere anstellen ließ, schlugen alle fehl, und Born kam endlich auf den Gedanken, der Kaiser finde blos Anstoß, sich von seinen eigenen Unterthanen aufnehmen zu lassen, und schrieb diese seine Privatmeinung an den Herzog Ferdinand von Braunschweig als eine positive Wahrheit; worauf das erfolgte, was ich sogleich erzählen werde; so wie ich es aus dem Munde Sr. Majestät gehört habe.

Wer jemahls den grossen Born in jenen Tagen seiner Herrlichkeit, da Fürsten, Grafen und Herren und Leute aus allen Ständen zu seinen podagrischen Füssen sassen und ihm Weihrauch streueten, gesehn hat, und nicht noch jetzt darüber lacht, der muß keine gesunde Lunge haben. Von 11 bis 1 Uhr Mittags war Audienz bey diesem erleuchteten Meister der Kunst. Er theilte mit freundlichen Mienen Hoffnungen aus; und keiner der versammelten Brüder mit Sternen, Ordenskreuzen oder im gewöhnlichen Anzuge, deren oft

"Freymaurer geworden ist, läßt sich nicht genau be-"stimmen; denn unter Maria Theresia war der Or-"den nur sehr geheim vorhanden. Als aber Kaiser "Joseph zur Regierung kam, bewilligte er den Frey-"maurern zwar keine ausdrückliche, aber doch eine "stillschweigende Toleranz: und nun errichtete Born "in Wien die Loge zur wahren Eintracht." U. s. w.

funfzig und mehrere waren, konnte die Begierde nach Geheimnissen verläugnen, die Born ganz wohl zu unterhalten verstand. Einer hoffte nun bald zur Tinktur zu gelangen; ein anderer, bald den Geist Sadiel oder Uriel persönlich zu betrachten; ein dritter freute sich auf eine Tempelherren-Kommanderie; andere suchten nur durch ihre grossen Brüder bessere Profan-Anstellungen, deren sich auch Meister Born, wenn sie ihn gehörig zu veneriren verstanden, mit allem Eifer annahm.

Der Kaiser Joseph erzählte mir, und zwar in völligem Affekt, folgenden Auftritt, Wort für Wort, wie ich ihn hier mittheile. Der Kammerherr vom Dienst meldete ihm einen Hannöverischen Major. Der Kaiser glaubte, der Mann habe vielleicht einen Prozeß am Reichshofrath, und ließ ihn eintreten. Der Major übergab stillschweigend einen Brief, und der war vom Herzog Ferdinand von Braunschweig. Er habe, hieß es darin, in Erfahrung gebracht, daß Seine Majestät wünschten, in den Freymaurerorden aufgenommen zu werden. Da es nun nicht schicksam sey, sich von seinen eigenen Unterthanen aufnehmen zu lassen; so sey der Ueberbringer dieses Briefs, nebst noch zwey verdienstvollen Mitgliedern des Ordens, bevollmächtigt, mit Dispensation von dem weitläufigen Cärimoniel und andern Formalitäten, Se. Majestät aufzunehmen. — Hier gerieth der Kaiser in den höchsten Affekt. "Stellen Sie sich vor! "Ich war fertig mit dem Brief, und studirte in "meinem Sinn, mit welcher Ausflucht ich den Ma-

"jor abweisen wollte; da machte der Mensch, oh-"ne mich zu fragen, die Thür auf, und rief schon "seine Gehülfen." — "Herr, sagte ich, das heißt "Leute überfallen. Marschiren Sie sogleich!" — Auch ich mußte die Bevue des Kaisers noch entgelten. Denn der Kaiser schlug mich in seinem Eifer auf den Bauch, und endigte seine Erzählung damit, daß er dem Herzog Ferdinand mit der Post eine Antwort auf seinen Brief geschrieben, und die ganze Sache ins Lächerliche tournirt habe *).

Noch ein Wort zu mir aus dem Munde Josephs muß ich anführen. Würde es mir ein Anderer erzählen; so würde ich's schwerlich glauben, und ich selbst traute meinen Ohren kaum. Es war die Rede vom damahligen Könige in Schweden, und von seinem Hange zu geheimen Gesellschaften und Künsten. Dem Kaiser hatte Jemand erzählt, "der König habe in Rom das General-"Großmeisterthum der Freymaurerey von dem Prä-"tendenten für acht tausend Louisd'or gekauft, und, "um sich zum Großadmiral der Klerikal-Branche "im Tempelherrensystem fähig zu machen, sey er "gar katholisch geworden." Ich äusserte einige Zweifel dagegen, und sagte, man habe das Nämliche vom Könige in Preussen, Friedrich Wilhelm

*) Etwas von diesem Vorgange steht aus einem Brief von Br. an Nicolai hinter dessen Reisebeschreibung S. 315.

dem Zweyten, gesprochen. — Hierauf sagte Joseph mit ganz entflammten Gesicht: "O, das glau- "be ich ganz gewiß. Aber, der hat es nicht um "der Freymaurerey willen gethan, sondern um "Römischer König zu werden."

v. Br.

## III.

# Freymaurerey.

Unter den Bretschneiderischen Papieren find' ich auch folgende hierher gehörige Stelle.

Ich habe schon Vieles von den Freymaurern und andern geheimen Gesellschaften erzählt, und es wird künftig noch Manches über diese Materie vorkommen. Ich kann aber bis dahin nicht warten mit einer Stelle aus dem Petron, die mir jetzt ganz von ungefähr in die Augen fällt. Eine richtigere Beschreibung des uralten königlichen Ordens der Freymaurer, so wie er gegenwärtig ist und seit 45 Jahren, da ich ihn kenne, war, wüßte ich in der Petronischen Kürze nicht aufzusetzen *).

In hac urbe (Crotona) non litterarum studia celebrantur, non eloquentia locum habet, non frugalitas sanctique mores laudibus ad fructum perveniunt, sed quoscunque ho-

*) Petronii Arbitri Satyricon p. 141. (ex edit. Lips. 1731. 8).

mines in hac urbe videritis, scitote in duas partes esse divisos. Nam

AUT CAPTANTUR, AUT CAPTANT. —

Videbitis oppidum tanquam in pestilentia campos, in quibus nihil aliud est, nisi cadavera, quae lacerantur, aut corvi, qui lacerant.

Nach der Teutschen Uebersetzung [von Wilhelm Heinse] B. 2. S. 138 u. f. (Rom oder vielmehr Schwabach 1773. 8).

"In dieser Stadt macht man sich nichts mehr "aus den Wissenschaften, die Beredsamkeit wird "nicht geachtet, Mässigkeit und unsträfliche Sitten "werden weder gerühmt noch belohnt: sondern "alle Menschen, die ihr darin sehen werdet, thei-"len sich in zween Theile; denn sie werden "entweder erschlichen oder (sie) erschlei-"chen. — Ihr werdet diese Stadt für nichts an-"ders, als ein Lager, halten, in welchem die "Pest gewütet hat, wo man nur Leichname sieht, "welche Raben zerfleischen."

In wiefern dies auf den Freymaurerorden passe, kann der Herausgeber, der kein Eingeweihter ist, nicht beurtheilen.

# IV.

## Böhme und Heinrich, Zwey Teutsche Historiker.

### Vorerinnerung.

Der erste, Johann Gottlob Böhme, ordentlicher Professor der Geschichte auf der Universität zu Leipzig und seit 1766 kursächsischer Hofrath und Historiograph, einer der vorzüglichsten Kenner und Forscher der Geschichte, besonders der Teutschen, vornämlich aber der Sächsischen und Thüringischen, und zugleich des Teutschen Staatsrechts, ward zu Wurzen am 20sten März 1717 gebohren. Ihn bildete hauptsächlich Mascou oder Mascov, dessen vertrauten Umganges er genoß. Seine, meistens kleine a), Schriften empfehlen sich durch Gründlichkeit und neue Entdeckungen, wie auch durch echt Römische Schreib-

a) s. Meusel's Lexikon verstorbener Schriftsteller.

art, die ihm, gleich manchen andern Gelehrten seiner Zeit, geläufiger war, als seine Muttersprache. Er starb in seinem Beruf, mitten in seinen Vorlesungen, vom Schlag getroffen, am 30sten Julius 1780. Von seinen Gesinnungen in Ansehung der Geschichtkunde mag folgender Auszug aus einem seiner Briefe an mich, geschrieben am 19ten December 1775, dienen.

---

Immer habe ich in den hiesigen Buchläden den Geschichtforscher b) noch nicht bekommen können, obschon verschiedene auswärtige gelehrte Freunde ihn bereits seit einigen Wochen in Händen haben. Unnütze, witzelnde Schriften sind bey uns eher zu haben, als brauchbare, gelehrte, ernsthafte Bücher. Recht gern würde ich die Sagittarische Schrift übersenden, wenn ich sie, bey allem fleissigen Nachsuchen zur Zeit hätte wieder finden können. Da ich sonst alle meine Papiere, so wie meine Bücher und übrigen Habseligkeiten, in grosser Ordnung halte, und daher, was ich suche, leicht finden kann; so muß ich jenen Aufsatz schon in eine Sammlung zur Sächsischen Geschichte überlassen haben. Doch will ich noch einmal nachsuchen: und vielleicht entdecke ich sonst

---

b) Von mir zu Halle in sieben Oktavbänden, von 1775 bis 1779 herausgegeben.

Etwas, damit ich aufwarten kann. — Der Wunsch zu Ausbringung eines historischen Preises ist sehr patriotisch; aber schwerlich wird er zu erreichen seyn. Und glauben denn Ew. 2c. im ganzen Ernste, daß durch dergleichen Preise die Geschichtkunde Etwas gewinne? Hat ihr denn der Jablonovische bis itzt wahren Vortheil gebracht? Was für leidige Schriften gekrönet! — Meine Sammlung historischer Briefe über das alte Runeberg ist noch zu klein, als daß ich sie in das Publikum bringen könnte c). Demselben möchte am wenigsten mit des Hrn. Lauhn d) Nachrichten gedient seyn; wenn sich der gute Mann auf seine leere Meinung auch noch so sehr brüstet. Eben so unerwiesen ist auch eines andern Gelehrten Muthmassung. Ich hoffte, etwas Besseres und

c) Die Abhandlung selbst war zwar schon im J. 1773 erschienen, unter dem Titel: Commentatio de Runibergo, ubi victus a Francis est Hermenfriedus, Thuringorum ultimus rex. Im J. 1774 folgte die zweyte Auflage, ohne Aenderungen. B. wollte ihr aber mehr Vollkommenheit geben, was jedoch, meines Wissens, nicht ausgeführt wurde

d) Bernhard Friedrich Rudolph, kursächs. Kommissionsrath und Kreisamtmann des Thüringischen Kreises zu Tennstedt, mit dem Charakter eines Hofraths, gestorben 1792. Ein besserer Jurist, als Historiker, der, als solcher, multum agendo nihil paene egit. Das weitläufige Verzeichniß seiner Schriften s. in dem angeführten Meuselischen Lexikon.

Gründlicheres von meinem Bruder e) zu erhalten: der mir aber nun auch meldet, daß er zwar eigne Gedanken über das Runibergum habe, allein doch nur rohe, unbearbeitete Gedanken. Leicht ist es freylich, Zweifel zu machen, aber sie zu begründen, ist nicht so bald gethan. Auch der elende Tropf, der in dem Lemgover Journal f) meine jüngste Schrift vom Landgrafen Philipp g) so unbillig angegriffen hat, zweifelt, critisiret, weis nichts bessers, und opffert zuletzt gar des

---

e) Johann Ehrenfried, Oekonomiedirektor auf den Gütern des Hrn. von Münchhausen zu Herren-Gosserstedt in Thüringen, der sich besonders um die Schlesische Geschichte verdient machte; gebohren 1727: gestorben 1778.

f) im 8ten Band S. 525—530, von dem im J. 1805 zu Frankfurt an der Oder verstorbenen Professor Hausen. Da die Mitarbeiter an diesem Journal ihre Recensionen mit Zahlen unterzeichneten, Hausen aber, wie ich gewiß weiß, die Zahl 28, die unter der hier gemeynten steht, führte; so kann ich es bestimmt versichern. Er hat auch bey andern Gelegenheiten seinen Lehrer Böhme hämisch behandelt. Diesmahl galt es seine mißlungene, überall nach Verdienst getadelte sogenannte Pragmatische Geschichte der Protestanten, deren 1ster Band — und mehr nicht — im J. 1766 erschienen war. Aus Schonung nannte B. nicht einmahl seinen Zögling.

g) De Philippi, Hassorum Principis, fide suspecta erga Iohannem Fridericum, Ducem Electorem Saxoniae. Lips. 1775. 4.

Sleidans Glaubwürdigkeit seinen ehrlosen Schmähungen auf.

Der andere Historiker ist des erstern Schüler, Christoph Gottlob Heinrich, gebohren zu Dahlen in Kursachsen am 14ten August 1748, gestorben als ordentlicher Professor der Geschichte auf der Universität zu Jena und Sachs. Weimarischer Hofrath, am 24sten May 1810. Es war unbesonnen — ich will nicht sagen unverschämt — genug, daß er, noch bey Lebzeiten seines Lehrers und, so zu reden, vor dessen Augen, als er in Leipzig anfieng, Geschichte zu lehren, dessen Vorlesungen auf die Art benutzte, wie Böhme in einem Brief an mich — vielleicht der letzte, den er schrieb, den 12ten Julius 1780 — versichert.

Ew. ꝛc. mir gütigst überschicktes Programm h) war mir doppelt willkommen, zugleich als Beweis des geneigten Andenkens, welches Sie mir zu gönnen fortfahren. Schon längst ist eine fleissig bearbeitete Geschichte des Teutschen Handels auch mein pium desiderium, das ich noch jüngst in meinen Vorlesungen mit patriotischen Eifer wiederholte. — Es freuet mich, daß Ew. ꝛc. dem Publicum die Schule bekannt gemacht haben, darinn der junge Historiker, Heinrich, gebildet

h) De praecipuis commerciorum in Germania epochis. Erlangae 1780. 4.

worden i). Noch besser wäre es, wenn er es selbst gethan hätte. Hier ist es mehr, als zu sehr bekannt, daß seine deutsche Geschichte k) mein Discours über die Reichs-Historie ist. Alle Citate sind mein; in vielen Stellen auch der Ausdruck und die Wendung mein. Nur die Fehler, besonders in Anführung einiger Schriften, gehören nicht auf meine Rechnung. Gleiche Bewandnis hat es mit dem ersten Theil seiner Sächsischen Geschichte l), die er fast einzig aus meinen Vorlesungen,

i) Wo dies geschehen sey, weiß ich nicht mehr: wohl aber, daß es Heinrich mir es sehr übel nahm, und daß wir darüber in kein litterarisches Verkehr mit einander kamen. Dennoch empfahl ich ihn, da er sich in der Folge sehr hervorthat, ohne daß er es wußte, dem Buchhändler Fritsch, der meine Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatengeschichte verlegte und von mir eine Bearbeitung der vorzüglichen Europäischen Staaten nach einem von ihm entworfenen Plan verlangte, die ich aber, anderer Geschäfte wegen, nicht übernehmen konnte. Heinrich hat auch so die Geschichte Frankreichs und Englands geliefert.

k) Die zu Riga 1778 bis 1779 in drey Oktavbänden erschien, die er aber später viel weitläufiger und besser für die Weltgeschichte nach Guthrie und Gray, aber auch unter einem besondern Titel, in neun Oktavbänden, von 1787 bis 1805 bearbeitete.

l) welcher zu Leipzig 1780 erschien. Der zweyte und letzte kam 1782, folglich nach Böhme'ns Ableben heraus. In der Vorrede zum ersten hätte doch Heinrich — wenn er ehrlich und dankbar hätte handeln wollen — seines

lesungen, auf meine Ermunterung, und unter meinen Augen geschrieben hat. Im Vertrauen bitte ich, bey einer künftigen Recension dies zu bemerken und den Undankbaren zur schuldigen Achtung gegen seinen alten Lehrer zu verweisen m). Die Anlage seiner Sächsischen Geschichte ist nicht nach meinem Plan. Ewr. übersende ich in der Beylage ein kleines Bruchstück, aus dem dieser doch kenntlich seyn wird n). — In diesem Sommer sollen meine Exercitationes iuris publici Romani gedruckt werden. Dann wird die Reihe an meine Opuscula historica kommen o). In wenig Wochen werden meine Carmina La-

---

seines Lehrers Rath und Beyhülfe rühmen sollen, zumahl da er damahls noch lebte. Alles, was er that, bestand darin, daß er dessen patriotischen Eifers erwähnt.

m) Dies geschah zum Theil in der Vorrede zum zweyten Band meiner Beyträge zur Erweiterung der Geschichtkunde (Augsburg 1782).

n) Ich ließ es in den erwähnten Beyträgen zur Erweiterung der Geschichte (B. 1. S. 1 bis 78) abdrucken, unter dem von B. selbst vorgesetzten Titel: Beyträge zur Sächsischen Geschichte. Es sind ihrer zwey. Man vergleiche dabey meine Vorrede.

o) Dies unterblieb, weil, wie gesagt, der Tod den würdigen Mann überraschte.

tina, neu und vollständiger, die Presse verlassen p).

M.

---

p) Von diesen wurden noch bey seinem Leben die ersten Bogen gedruckt. Sein Freund, Professor Eck, besorgte die übrigen, und gab das Ganze heraus, unter dem Titel: I. G. Boehmii, inter Arcadis Crisenii Beroënsis, Carmina Latina vel repetita vel primum edita. Adiecta sunt amicorum ad eum carmina. Lips. 1780. 8 mai. Eck that auch, nach der Absicht des Verfassers, eine Zuschrift an die auf dem Titel angedeutete Arkadische Gesellschaft in Rom hinzu. Die erste Ausgabe war im J. 1749 und die zweyte 1757 herausgekommen.

## V.

## Reminiscenzen von den beyden Königen von Preußen, Friedrich Wilhelm dem 1sten und Friedrich dem 2ten.

Der erste, bekanntlich Vater des zweyten, den der König von Großbritannien, Georg der 2te, nur den alten Sergeanten zu nennen pflegte, borgte wirklich seine Ausdrücke bisweilen aus der Wachtstube. Man erzählt von einer Frau von Alten, einer Officiers-Wittwe, die ihn um eine Pension bat, daß sie ihre Bittschrift mit der Sentenz zurück bekommen habe:

> Madame von Alten!
> Hundert tausend Mann muß ich halten;
> Geld kann ich nicht sch*****
> Friedrich, König in Preußen.

Die Dekrete seines Sohns verriethen mehr Anstand, obgleich auch viel Offenheit. Ein Hauptmann bat während des Feldzuges im ersten Schlesischen Krieg um Urlaub, weil sein Vater gestor-

ben sey und er die Verlassenschaft übernehmen müsse. Dieses Hauptmanns Vater war ehedem Minister gewesen. Der König schrieb auf die Bittschrift:

"Was sein Vater verlassen hat, das hat er meinem Vater gestohlen. Er kann hingehen, wohin Er will."

In der bekannten Abhandlung des letzten Sur la Littérature Allemande will er ein Beyspiel der elenden Reimerey der Teutschen aus seinen Jugendjahren anführen, wo ein Poet seinen Patron also anredet:

"Scheuß', grosser Gönner! scheuß' Deine Strahlen
Arms dick auf Deinen Knecht hernieder."

Eigentlich heissen diese Verse, so wie ich sie in meiner Jugend gehört habe:

"Scheuß', grosser Gönner! scheuß' von Deinem Gnadenlichte
Doch einen kleinen Strahl mir Armen ins Gesichte."

So, oder wie sie der König anführt — alles gleich viel — der Minister von Herzberg, mit dem Friedrich über seine Abhandlung korrespondirte, fand etwas Unanständiges in diesen Zeilen, und bat den König, anstatt derselben folgenden Reim von Gottsched einzuschieben:

"Deiner Augen blitzend Feuer
Schmelzte Rußlands tiefen Schnee
Und das Eis wurd' endlich theuer
An der runden Kasperse."

Dazu wollten sich aber Se. Majestät nicht verstehen. Wenn man nun aber diese letzten Reime mit einer Stelle aus den Briefen Voltairens an den König vergleicht; so scheint es, daß ihm das Eis-Schmelzen nicht so gar hyperbolisch vorgekommen sey, sondern daß er vielleicht nur eine gewöhnliche poetische Wendung darin gefunden haben möge. Voltaire schrieb aus Brüssel am 1sten Sept. 1738 an ihn, den damahligen Kronprinzen von Preussen:

"Votre Altesse Royale va visiter ses peuples septentrionaux: mais Elle echauffera tous ces climats là. Oeuvres de Fréderic II. de 1792. T. X. p. 313.

v. Br.

## VI.

# Graf Christoph Nitzki.

Dieser Ungrische Magnat, kaiserl. königl. geheimer Rath, Comes Temesensis, zuletzt Judex Curiae, war zu den Zeiten Joseph des Zweyten eine wichtige Person, ein Mann, der Kopf hatte, vielerley Einsichten, Belesenheit, Geschmack, Beurtheilungskraft und Menschenkenntniß, der aber dabey sich keiner Handlung schämte, sie mochte so schlecht seyn, als sie wollte, um seinen Zweck zu erreichen. Er war ein Freygeist nach Grundsätzen, und doch heuchelte er, und konnte, wenn etwas damit zu verdienen war, dreyhundert Rosenkränze beten; welches er ausserdem für die elendeste, zwecklosesté Beschäftigung hielt. Da er gar nichts von seiner angebohrnen Religion hielt; so hätte er doch wenigstens gleichgültig bleiben können, wenn andere Sekten verfolgt werden sollten. Aber nein! da zeichnete er sich aus, so lange Marie Theresie lebte, und verfolgte, weil er damit gewann; heimlich aber, und bey seinen intimen Freunden, der ich auch einer zu seyn die Ehre hatte, spottete er über seine Religion, über

den Aberglauben der Kaiserin und die Dummheit der Pfaffen. Er starb, ich glaube im J. 1790 oder ein Paar Jahre später an einer fistula ani, die er sich durch übermäßiges Klystiren zugezogen hatte, und wartete lange, bis er einen Franziskaner zu sich kommen ließ. Dieser geistliche Herr, der, wie die übrige Welt, vom Grafen Nitzki überzeugt war, daß er ein Freygeist sey, setzte sich in Positur, ritterlich für die gute Sache zu kämpfen; denn auch das wußte jedermann, daß es dem Grafen nicht an Gelehrsamkeit fehlte: aber der Jünger des heil. Franciscus fand keinen gelehrten Widersacher, sondern einen frommen Schüler, der seine Hände aufhob, seinen Glauben herunter betete, einen grossen Rosenkranz anhängen hatte, sich darauf berief, daß er erst vor kurzem gebeichtet und seit der Zeit nicht mehr gesündigt hätte, bat um die letzte Oelung, und ergriff nach diesem Akt seine Brieftasche, gab dem Franziskaner 200 Gulden in Bancozetteln für dessen Kloster, und verbat sich dessen fernere Visiten, wenn er ihn nicht begehren würde. Also wurde er nicht weiter inkommodirt, und mokirte sich weidlich über die ganze Handlung.

Wenn ich diesen Mann schildern will; so muß ich es blos durch Beyspiele aus seinen eigenen Handlungen thun, und daran fehlt mir's nicht. Ich lernte ihn im J. 1778 kennen, da er schon Excellenz und ein grosser Herr war, den die Kaiserin Marie Theresie besonders schätzte und gebrauchte; denn zu brauchen war er; und diese

grosse Frau besaß das Talent, die Menschen nach ihren Fähigkeiten beurtheilen zu können. Er warf eine besondere Zuneigung auf mich, und zwar deshalb, weil ich den Plautum und Terentium kannte, und meine Reden bisweilen mit einem Vers aus dem Horaz oder Catull durchspicken konnte. In der Folge gewannen mir meine Kenntnisse in arte coquinaria *) völlig sein Herz, wie man weiterhin aus meiner Erzählung sehen wird. Jetzt will ich ein Beyspiel von der Denkungsart des Mannes anführen. Der dermahlige Hofrath Aziel, ein Exjesuit, war unter der Menge junger Leute, die bey der Einverleibung des Banats Temeswar in das Königreich Ungern eine Anstellung suchten. Er erwartete sie in Temeswar, hatte in Pesth hundert Dukaten in Golde liegen, bat einen gewissen Laskowicz, der auch Dienste suchte, sie für ihn in Empfang zu nehmen, und der kam zurück und entschuldigte sich ganz dreist mit der Ausrede, die hundert Dukaten seyen ihm gestohlen worden. Aziel wendete sich an mich, um den Grafen Nitzki zum Mittler und Richter zu bewegen. Als ich in meinem Vortrage an den Grafen bey der Stelle, wo die Rede von der Verläugnung des Geldes war, nicht gerade her-

*) Daß mein Freund in dieser Kunst, besonders in der weltberühmten Wiener Kochkunst, keine gewöhnlichen Kenntnisse besaß, weiß ich aus Erfahrung. Die feinsten und ausgesuchtesten Gaumenkitzel bereitete er selbst zu. M.

aus sagen wollte, was zu vermuthen war, fiel mir Nitzki ins Wort, und sagte: "Nun da wird "der Laskowicz das Geld verthan haben und nun "irgend eine Ausrede machen." Ich: "Und "scheint Eurer Excellenz das eine Kleinigkeit?" Nitzki: Nun, was wollen Sie da für grosses Wesen daraus machen? Das thun alle junge Leute — ich habe wohl noch andere Sachen gethan, und will Ihnen gleich ein Paar von meinen Histörchen erzählen. Ich bin meinem Vater als ein Bursch von 15 Jahren entlaufen, und gerade nach Rom, habe mich durchgeschlagen, so gut ich konnte, und kam endlich auf dem Rückwege nach Trident, wo ein geistlicher Propst, ein guter Freund meines Vaters, wohnte. Ich kannte den Mann; es war ein fürchterlicher Pfaffe, der sein Lebtag nicht gelacht hatte, und nur durch ein Auto da Fé zu einem freundlichen Gesicht wäre zu bewegen gewesen. Ich machte mir also nicht viel Hoffnung auf einen Beytrag zu Reisekosten, sondern fürchtete vielmehr, vielleicht gar von ihm eingezogen und an meinen Vater ausgeliefert zu werden. Zum Glück war er ausgegangen, und seine Haushälterin bat mich, ein wenig zu verziehen; sie wolle den Herrn hohlen. Da fiel mir denn in meiner Einsamkeit ein, daß es das Sicherste sey, Se. Hochwürden nicht zu erwarten. Ich erbrach einen kleinen Schrank in der Wand, und nahm nur da ein Paar hundert Scudi, entfernte mich, ohne auf die Magd zu warten, nahm auf der ersten Station Post, und kam glücklich zu Hause an. Mein Vater hat den

Pfaffen bezahlt, und damit war die Geschichte zu Ende. Ich: "Wenigstens war dies keine von "Ewr. Excellenz besten Handlungen." Ritzki: "Auch nicht die schlechteste; aus solchen Dingen, "dazu wir unsern Kopf brauchen, muß man nicht "viel machen."

Seine Excellenz waren klein von Person und liessen in Ihrem Anzuge immer Zeichen der Nachlässigkeit und der Zerstreuung blicken. Eine Art Perrücke, die aber nur den halben Theil seines Hauptes bedeckte, stand immer schief, und öfters nahm er sie mit dem Hute zugleich ab, und stand da im blossen Kopfe. Kurz um, er war ein Cyniker im höchsten Grade, genoß aber das Gute, was der Zunge behagt, wie Epikur; wobey ich ihm ein ganzes Jahr lang kräftig assistirte. Von der eigentlichen Dienstgeschäfts-Arbeit war er kein sonderlicher Liebhaber, wußte aber die Aufsätze anderer sehr richtig zu beurtheilen und nach Befund zu kritisiren. — Ich eile, über alle diese Dinge Beyspiele zu liefern, hinweg, von denen nun nach dreyßig Jahren im Banat noch immer gesprochen wird — und viele Leute leben noch, die sie mit angesehen haben.

Aus dem, was ich hier voraus geschickt habe, sieht man schon, daß ich unter seinem Praesidio angestellt und verpflichtet war, nach seiner Leitung zu arbeiten. Unter mancherley Eigenschaften zum Präsidenten hatte er die, sich immer sehr geschäftig zu stellen und nichts zu thun. — Mich

gewann er so lieb, daß er manchesmahl sogar aufrichtig gegen mich war; ein rares Beyspiel, dergleichen wenige in seinem Leben bekannt sind. Noch muß ich von ihm sagen, daß Litteratur, besonders die alte klassische, seiner Seele Labsal war. Er hatte nicht nur die meisten Alten gelesen, sondern schrieb auch elegant und nach alten Mustern Lateinisch, und machte Verse. Seine selbst verfertigten Opera füllten einen grossen Koffer. Er erlaubte mir, mich darin umzusehen; wovon ich später reden werde. Was er, so lange wir beysammen waren, geschrieben hat, übersetzte ich meistens ins Teutsche.

Im August 1779, da uns eben der Kommandant zu Temeswar, Graf Soro, zum Essen eingeladen hatte und wir sämtlich aufbrachen, bat N. den Kommandanten um Verzeihung, daß er in den nächsten vierzehn Tagen nicht die Ehre haben könnte, ihn zu sehen, weil sich die Arbeit bey ihm so aufgehäuft habe, daß er sich mit mir auf so lange Zeit einschliessen und arbeiten würde. Damit wir nun dies ungestöhrt bewerkstelligen könnten, würden wir in den, in der Vorstadt etwas abgelegenen Garten ziehen und schlechterdings niemand bey uns vorgelassen werden. Tags darauf wurde es durch Dekrete allen Stellen bekannt gemacht, eine Schildwacht vor die Gartenthür postirt, und ich folgte Sr. Excellenz, um das Weitere zu vernehmen.

"Nun sind wir allein, mein lieber B**** ," und wollen arbeiten, wie sich's gehört, aber da-

"bey auch unsers Leibes pflegen." Von dieser Minute bis zum Ende dieses grossen Unternehmens bedienten sich Se. Excellenz keiner Beinkleider mehr, blieben im Schlafrock und einem Nachthemde, welches erst nach funfzehntägig geleisteten Diensten der Wäscherin zugestellt wurde, ob sie es gleich alle Tage durch den Kammerdiener erinnern ließ. Der Schreibepult, auf dem ich die Weisheit Sr. Excell. übernehmen und in Schriftzüge bringen sollte, war prächtig aufgeputzt und mit allem versehen, wurde aber in den 15 Tagen wenig Gebrauch davon gemacht; in Dienstsachen gar nicht, sondern Se. Excell. liessen nun nach und nach den Zweck unseres Konklave deutlicher merken. Sie leiteten gleich beym ersten Frühstück durch folgenden Vortrag das bevorstehende grosse Werk ein. Zugegen waren Se. Excellenz, meine Wenigkeit und zwey Köche aus Sr. Excell. Küche. — Wir wollen arbeiten, mein lieber ***, arbeiten wollen wir: aber, weil wir auch leben müssen; so wollen wir diese 14 Tage gut leben. Ich weiß, daß Sie in vielen Ländern waren, und daß die Kochkunst auch mit unter Ihr Augenmerk gehörte. Hier sind die Köche, instruiren Sie sie alle Tage über das, was sie zu kochen haben: aber immer nur etwas Neues. — Diesem hohen Auftrage zur schuldigsten Folgeleistung wurde nun alle Tage ein anderer Pudding, Fische, Mock-Turtle *), mancher-

*) Falsche oder gemachte Schildkröten, deren Zubereitung Bretschneider in England gelernt hatte. Vergl. seine Reisebeschreibung S. 157.

ley Klöse und allerley, den Köchen noch unbekannte Speisen aufgetischt, und dabey dem Keller Sr. Excell. so zugesprochen, daß die Vorsicht, niemand zu uns zu lassen, bisweilen nicht zu verachten war. Das Essen und Trinken mißfiel mir eben nicht, und meine Einsichten in die Koch-Chemie gewannen auch dabey: aber die verdammt langweiligen Discurse des Grafen, verdarben alle meine gute Laune. Der Mann sprach so gern über die Unsterblichkeit der Seele, und ich rede sehr ungern über solche Materien. Da mußte ich mich denn hinsetzen und ihn anhören. Denn aus mir brachte er kein Wort; er mochte fragen, so oft er wollte: vielmehr Abends schlief ich dabey ein zu seinem größten Verdruß. Ziemlich deutlich äusserte er, er habe mir mehr Empfänglichkeit für die Schätze der Weltweisheit zugetraut. In dieser Schwelger-Epoche geschah es auch, daß er mich so glücklich machte, die Kleinodien seiner Autorschaft zu inspiciren. Da gab es wenig Zweige der Gelehrsamkeit und wenig Materien der Weltweisheit, worüber er nicht etwas zu Papier gebracht hätte; auch Verse, Fabeln, eine Epopee, Erzählungen, Theaterstücke; alles ganz sauber durch seine besten Schreiber abgeschrieben und von ihm selbst korrigirt. Das erste und einzige, was ich mit dem Fleisse las, den er mir einzuprägen suchte, war ein Werk von ein Paar Alphabeten de educatione puerorum. Es waren viel gesunde Gedanken in ein wenig affektirten Ciceronischen Latein, aber nichts Neues. Alles, was Graf N. über seine Mate-

rie auskramte, hatte Loke schon weit kürzer und besser gesagt. Dies mißfiel Sr. Excellenz; er schwur, daß er den Loke nicht gelesen habe, ließ das Buch kommen, las es, und es wurde nicht weiter davon geredet. So lebten wir demnach 14 Täge in Sauß und Schmauß, in keiner andern Gesellschaft, als der Köche und Konditor. Am 14ten Tage Morgens nach dem Frühstück nahm ich mir die Freyheit, Se. Excell. an die Kürze der Zeit bis zum Ende des Termins zu erinnern, und an die wichtigen Arbeiten, die wir in diesen 14 Tagen hätten zu Stande bringen wollen. "Da haben Sie bey meiner Seele Recht; "es muß gearbeitet werden, und ich weiß wahr-"lich nicht, warum wir nicht schon lange gear-"beitet haben?" — Ich auch nicht! — Nun nahm sich das Männlein zusammen, trat vor mein Schreibepult und schmierte einen halben Bogen herunter, den ich zum ewigen Andenken aufhebe und einen Preis von zehn Dukaten darauf setze, wenn jemand im Stande seyn würde, mehr als zwanzig einzelne Worte zu deschiffriren; Sinn durchaus nicht. Nun schoben mir Se. Excell. den halben Bogen zu, mit den Worten: Nun da fahren Sie nur so fort, wie ich angefangen habe! und dabey blieb's. Sonntags, am 15ten Tag nach unserer freywilligen Einsperrung kam der Erzbischof Christowicz von Temeswar mit seinem ganzen Kapitel, und wollte mit Sr. Excell. sprechen. Das konnte nicht seyn wegen des Costume, worin sich der Herr noch befand. Ich mußte also diesen Prälaten bekomplimentiren. Sein

Anliegen bestand in der Bitte, der Stadt seine Gegenwart wieder zu schenken, weil der gemeine Mann durchaus in allen seinen Angelegenheiten auf die Gerechtigkeitsliebe Sr. Excell. provocire. — Dem wurde dann auch Tags darauf deferirt; und der edle Ritter zog mit seinem Stallmeister wieder in die Stadt, und gab jedermann geheime Winke von den wichtigen Dingen, die wir in dem Garten ausgearbeitet hätten. Um nun aber uns allen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß ich bekennen, daß wir doch nicht so ganz und gar zwecklos da sassen, und 15 Tage ganz müssig, wie jene Arbeiter im Weinberg, zubrachten. Was war denn aber unsere Beschäftigung? Nach dem Frühstück zimmerten wir an Briefen an die gute Marie Theresie. Da wurde weder Heucheley noch Intrigue gespart, um dies oder jenes mit feiner Manier für Se. Excell. heraus zu locken; und vieles glückte.

Er selbst erzählte mir Folgendes: Eines Tages gegen Abend gieng er zu Fusse durch die Burg, gerade in dem Augenblick, da die Baronesse Groß, die Lieblings-Kammerfrau der Kaiserin, in den Wagen stieg, um auszufahren. Sie rief: Graf Nitzki, wenn Sie etwas bey der Kaiserin zu suchen haben, so gehen Sie hinauf; sie ist ausserordentlich bey guter Laune. — Das ließ sich Nitzki nicht zweymahl sagen. Er ließ sich melden, wurde vorgelassen, und die Kaiserin ließ ihn anfänglich gar nicht zum Worte kommen. "Mein lieber Nitzki! Er kommt mir gerade recht.

"Ich habe Briefe aus Italien; meine Schwieger-
"tochter hat einen jungen Erzherzog; das ist ein
"Glück; die Umstände in der Schwangerschaft wa-
"ren so, daß ich Alles befürchtete."

Nitzki: O wie glücklich bin ich, mich Eu-
rer Majestät in diesem frohen Augenblick zu Füs-
sen legen zu können. Gott Lob! ich fühle mich
ganz aufgeheitert, und das in Zeit von drey Mo-
naten das erstemahl.

M. Th. Nun was fehlt Ihm denn? Es
wird gewiß in Ungern eine Obergespanschaft oder
so etwas vakant seyn, das er für seinen Sohn
oder Schwiegersohn braucht?

Nitzki: Ach, Ew. Maj. sind halt eine
glückliche Mutter, und ich — ein unglücklicher
Vater. Das Unglück, das ich an meinem älte-
sten Sohn erlebt habe, darf ich nicht erwähnen;
es ist Ewr. Maj. bekannt: aber das nicht, daß
ich noch lange an seinen hinterlassenen Schulden
zu zahlen habe. Mein zweyter Sohn und seine
Frau sind schlechte Wirthe, haben eine Menge
Kinder, die ich ernähren muß. Ich weiß mir
nicht zu helfen und zu rathen; auch drückt es mich
hart, daß ich Ewr. Maj. noch 80,000 Gulden
für Jesuitengüter schuldig bin. Der Termin rückt
heran, und ich weiß nicht, wo ich das Geld auf-
treiben soll. (NB. Die Summe sprach er so aus,
daß die Kaiserin nur 18000 verstehen mußte; so
hat er mir es erzählt).

M. Th.

M. Th. Mach' Er mir da keine Klaglieder vor. Er thut immer, als wenn Er gleich verhungern müßte. Ich will ihm die 18000 Gulden schenken; und lasse Er mich in Ruhe.

Nitzki. Ich falle Ewr. Maj. zu Fusse und danke demüthigst. Ewr. Maj. sind die größte, beste und gnädigste Monarchin von der Welt. Aber die schönsten Handlungen werden oft von Mißgünstigen vereitelt; und ich weiß gewiß, daß die Hofkammer bey dieser Schenkung so viel Anstände machen wird, daß Ew. Maj. um eine der schönsten Handlungen und ich um die Befriedigung meines letzten Wunsches auf dieser Welt komme.

M. Th. Was will Er denn, das ich thun soll?

Nitzki. O wenn Ew. Maj. die allerhöchste Gnade haben und mir nur ein Paar Worte unterschreiben wollten; dann soll mir weder die Hofkammer noch die ganze Monarchie mehr das Glück rauben, von meiner Monarchin aus der Noth gerettet worden zu seyn.

M. Th. Nun so setz' Er auf, was dazu gehört.

Nitzki gieng ins Vorzimmer, schrieb auf ein Paar Zeilen die Schenkung, und producirte sie am gehörigen Orte. Darauf kam nun etwa nach vier Wochen ein Befehl an den Grafen, sogleich bey Ihro Majestät der Kaiserin zu erscheinen, und da er eintrat

M. Th. Was fällt Ihm ein, Nitzki? Er hat da einen Zettel eingeschickt, daß ich Ihm 80000 fl. geschenkt hätte; und daran hab' ich nicht gedacht. — Ich werd' Ihm da umsonst und um nichts eine solche Summe schenken? Von 18000 war die Rede.

Nitzki. Ew. Maj. erinnern sich allergnädigst, daß ich bat, mir meine Schuld zu erlassen, welche, laut der Akten in der Hofkammer, netto 80000 Gulden beträgt. Ich konnte ja wohl von keiner andern Summe reden, als von meiner Schuld. Ich war so glücklich; denn Ew. Maj. hatten mein Glück mit eigener Hand bestätigt.

M. Th. Habe ich's unterschrieben und es stehen 80000 Gulden da; so bleibt's dabey, und die Schuld ist mein, daß ich nicht besser nachgesehn habe — aber es ist doch ein Unterschied zwischen 18000 und 80000 Gulden. Geh' Er in Gottes Namen.

Und nun war Graf Nitzki ein Vierteljahr lang in Ungnaden, das heißt, er kam nicht an den Hof und wurde nicht angenommen, wenn er sich bey der Kaiserin anmelden ließ: aber die 80000 Gulden hat er behalten, und seine Ungnade nicht lange gedauert *).

*) Diese Geschichte hat B. gelegentlich auch in seinen, von mir in den Vermischten Nachrichten (S. 87) mitgetheilten Anekdoten von der Kaiserin Marie Therese berührt: aber auch nur berührt. M.

Ich schliesse diesen Artickel mit einer komischen Anekdote. Graf Nitzki war ein Fresser, der mehr zu sich nahm, als sein Magen verlangte und hatte folglich alle Tage, oft etliche mahl, Anfälle von den Folgen der Unverdaulichkeit, nämlich einen Trieb zum Brechen mit konvulsivischen Angriffen; und da war er denn gewohnt, sich mit Klystiren zu helfen. An einem Sommertage fuhr die Kommission *) nach Lugos, um da etwas zu untersuchen. Ich saß bey Sr. Excell. im Wagen, und wechselte mit dem Kammerdiener. Wir mußten aber doch an dem ersten Morgen in dem Dorfe, das wir passirten, anhalten; und da ein Chirurgus dort war, wurde nach ihm geschickt. Der kam an mit dem ganzen Klystir-Apparat, schon alles fix und fertig; denn es war für den Herrn Pastor bestimmt gewesen; und nun legte sich der Excellenz-Herr in die erfoderliche Positur. Der Chirurg, ein alter Soldat, der noch unter dem Prinzen Eugen gedient hatte, trat hinter Se. Excellenz, das Gewehr hoch d. i. die Klystirsprütze; und ob ihn gleich der Graf befahl,



*) Dies ist die kaiserliche Kommission, die zur Vereinigung des Banats mit Ungern im J. 1778 bestimmt war, deren Haupt Nitzki war, und den Br. begleitete. In dem von dem Hrn. v. Göckingk herausgegebenen Buche (S. 11) wird erzählt, daß Nitzki es war, der Bretschneider'n der Kaiserin empfahl und der so als kaiserl. Rath und Bibliothekar nach Ofen versetzt wurde. M.

das Instrument zu appliciren; so mußte er doch, und wir andern, die wir viel Freude daran hatten, folgenden Sermon erst anhören. — Ja, das ist ganz gut Ew. Excellenz, und das Klystir will ich schon geben, wie sich's gehört; es ist wahrhaft ein gut Klystirchen: aber ich geb' es Ihnen — hohl mich alle Teufel — nicht eher, als bis mir Ew. Excell. versprechen, mein Amt als Kreis-Chirurg zu bestätigen, ohne daß ich mich darf erst examiniren lassen; ich diene 30 Jahre als Feldscherer und soll erst alle die Possen lernen, die uns der Brambilla *) aufbürdet rc. Graf Nitzki fluchte, der Kerl sollte in drey Teufels Namen das Klystir geben; und der Herr Feldarzt schwuren, daß ihn drey Millionen Teufel nicht dazu bringen würden, wenn ihm sein Gesuch nicht zugestanden würde. Wir alle wurden zwar von Sr. Excell. zu Hülfe gerufen und vermahnt, den Menschen zu zwingen: wir hatten aber unsere Freude an dem Auftritte, und entfernten uns. Mit einem Wort, der Chirurg setzte seine Sache durch, und wurde in der Folge ein Liebling des Grafen.

Noch muß ich von dem Manne nachhohlen, daß er völlig unempfindlich für allen guten Ruf war und dazu lachte, wenn sein Kammerdiener Stephan bisweilen ihm referirte, daß man in dem Kaffeehause öffentlich übel von ihm gespro-

*) Der damahls in Wien lebende, im J. 1800 zu Pavia gestorbene kaiserl. königl. Leibwundarzt. M.

chen, ihn einen Landesverräther genannt habe u. s. w. — "Was geht dich das an, oder was hast du nöthig, mir so etwas wieder zu erzählen? Laß die Leute reden, was sie wollen, und meide die Orte, wo du vermuthest, daß man übel von mir reden könnte; mir selbst ist nichts daran gelegen, ob man Gutes oder Böses von mir spricht!"

v. Br.

## VII.

## Eine seltsame Geschichte.

Als ich in meiner Jugend im Kadetenhause zu Dresden war, wurde mir etwas erzählt, welches ich schon damahls, als ein Kind, für ein Mährchen erklärte. Ein gewisser Seltmann aus der Kriegskanzley machte sich ein Geschäfte daraus, meinen Unglauben zu bestreiten, und um mich zu überzeugen, wies er mir die Original-Protokolle, die die Geschichte durch die abgehaltenen Verhöre bestätigten.

Zwey Grenadiere standen nach Mitternacht auf der Schildwacht vor dem Hause des Grafen

Rutowski. Zu ihnen gesellte sich bey hellem Mondscheine ein Mann, der sich beklagte, daß sein Quartier verschlossen und niemand heraus zu pochen sey. Weiterhin brachte er eine Flasche Aquavit zum Vorschein, ließ die Schildwachten daran Theil nehmen, und fieng endlich an, seine Absicht vorzutragen und darüber zu negociiren. Er zeigte einen Pflasterstein auf der Gasse, zwar noch auf dem Bezirke der Schildwachten, aber doch mehr entfernt von dem Mittelpunkte und gedeckt von der Ecke des Hauses. Diesen Stein, gab er vor, zu einem chemischen Experiment nöthig zu haben, und bot jeder von den Schildwachten einen Louisd'or, wenn sie ihm behülflich seyn und den Stein mit ihren Bajoneten heraus graben wollten. Man hielt ihn für einen Narren, nahm das Geld, und er erlangte, was er wollte. Die zwey Louisd'or hatte er in Silbergeld bezahlt. Bey der Theilung wurden die Grenadiere uneinig und zankten sich in der Wachtstube; die ganze Geschichte kam heraus, wurde durch den wachthabenden Officier weiter bis zum Gouvernement gemeldet, und machte grosses Aufsehen; die Grenadiere wurden sogleich verhaftet, und so weiter.

Man glaubte damahls, der Steindieb sey ein verkleideter Italiener, der einen unschätzbaren Brillanten hinweg führte. Er ward in allen Häusern gesucht; die Beschreibung seiner Person mit Steckbriefen im ganzen Lande herum geschickt; und ich zweifle nicht, daß die Großmütter in Dresden noch immer diese Geschichte ihren Enkeln mit

Wundergeschrey erzählen. Denn die Sage geht überhaupt in Sachsen, daß die wälschen Mineralkrämer sich in Mausfallen- und Hechel-Krämer verkleiden, blos um die feinen Gold- und Silberstufen, die im Erzgebürge und am Fichtelberge zu Tage liegen, unentdeckt hinweg zu fischen.

Wer sollte glauben, daß mir der Zufall 22 Jahre nach der Zeit, als ich diese Geschichte gehört hatte, den vollkommenen Aufschluß darüber zuführen würde? — Ich war im Jahr 1774 in Wien, beredete mich mit einem guten Freunde, der bey einer Gesandschaft angestellt war, an einem gewissen Tag in einem Garten zusammen zu kommen. Ich kam eher, als der andere, der durch die Ankunft einer Staffette aufgehalten ward, trank in einer Laube ein Glas Wein, und wartete bis zur Dämmerung auf meinen Freund. — Eine Gesellschaft freundlicher, lustiger Menschen pflanzte sich inzwischen in die nämliche Laube, und besetzte den Tisch, woran ich saß, mit allerley Speisen, die ganz lieblich anzuschauen waren; besonders befand sich eine kalte Rebhüner-Pastete dabey, die ich sehr ungern unberührt würde verlassen haben. Es waren aber Weiber in der Gesellschaft, mit denen ich gar bald bekannt wurde. Ich wurde eingeladen, mit zu speisen, und fand, daß ich lauter Hausofficiere grosser Häuser in Wien um mich sah, z. B. Lobkowitz, Schwarzenberg u. s. w. Die Herren Haushofmeister zierten die Tafel, ein jeder mit der Schüssel, die er mitbrachte; und ich kann den Herren

das Zeugniß geben, daß keiner übel gewählt hatte. Unter diesen Leuten war ein alter Mann, der aus meiner Sprache mein Vaterland errieth, und mir sagte, daß er auch in seiner Jugend mit einem Herrn als Kammerdiener in Dresden gewesen sey. Unter manchen andern Anekdoten seiner Zeit erzählte er mir auch, daß sich sein Herr damahls in eine junge Gräfin verliebt habe, die von einem alten, mürrischen Ehemann sehr scharf bewacht worden sey. Die Verliebten wären ganz einig gewesen: aber die Gelegenheit zu einem tête à tête war fast ganz unmöglich. Zwar sey ein Fenster im Hause der Gräfin durch die Kammerjungfer ganz bequem zum Einsteigen bereitet gewesen: aber die Schildwachten des Grafen Rutowski, ganz in der nahen Nachbarschaft, die dieses Fenster vor Augen hatten, hätten auch diesen Weg vereitelt. Endlich habe sein Herr, ein schlauer Savoyard, ein gutes Mittel ausgesonnen. Er, als Kammerdiener, habe sich verkleiden, in der Nacht zu den Schildwachten schleichen und sie durch den Pfiff mit einem Stein ganz von der Seite ablenken müssen, wo der damahlige Herr des Mannes inzwischen so geschwind durch das Fenster geschlüpft sey, daß die Grenadiere, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Stein gerichtet hatten, nichts davon gewahr werden konnten. Sein Herr sey zwey Tage verborgen in dem Hause geblieben, und erst am dritten, als ein Weibsbild verkleidet, durch die Kammerfrau heraus geführt worden.

v. Br.

## VIII.

# Prinz Alexander Murosi, ein Abentheurer.

Er war ein Bruder des ehemahligen Hospodars der Wallachey und Schwager des Hospodaren Ypsilanti. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, das Reich des Freymaurerordens in dieser Welt zu suchen, und 50,000 Mann zur Wiedereroberung der Güter, die ehehin dem Tempelherrenorden gehört hatten, ins Feld zu stellen. Von ihm und seinen Abentheuern könnte ich ein ganzes Buch schreiben; denn ich habe ihn sehr gut gekannt, sah ihn aber immer in sehr armseliger Gestalt, und er erwarb sich mein Mitleiden, weil er ein gutes Herz hatte. Das war aber auch alles. Denn er war Poltron, kriechend oder übermüthig, wie es die Umstände mit sich brachten, ohne alle Kenntnisse und Kultur. In Konstantinopel ließ er sich beschneiden, glaubte dort an Muhamed, und in Petersburg an den heiligen Nikolaus. Im Jahr 1790 sah ich ihn zum letztenmahl. Da gieng er mit einem Passe vom Russischen Gesandten nach Petersburg, wo seine zwey Töchter als

Hofdamen der Kaiserin versorgt waren. — Nun, dieser Herr Prinz war von der Kaiserin bestimmt gewesen, unter dem Fürsten Orlow zur See zu dienen, und kam auch nach Livorno: aber, eine einzige Kanonade, die nur eines Sieges wegen abgebrannt wurde, erschütterte seine Nerven so heftig, daß er alle Lust zum Seedienst verlohr. Er machte sich krank, bat um Urlaub, zu seiner Mutter nach Jassy zu reisen, erhielt ihn, und nahm seinen Weg durch Siebenbürgen, wo das Glück seiner wartete, in dem uralten königlichen Orden der Freymaurer aufgenommen zu werden. Der Mensch bekam einigemahl Geld von seiner Mutter geschickt; und also war es ihm ganz leicht, die obern Grade zu erlangen; und da erfuhr er denn, daß er ein Tempelherr war. Er schwur, daß er das Seinige beytragen wolle, den Orden wieder herzustellen. Wenn mir recht ist, war sein Ordensname Eques de tribus capellis oder de Caprimulgo. So bald er demnach das grosse Geheimniß erfahren hatte, wollte er seiner Pflicht Genüge leisten, und offerirte dem Herzog Ferdinand von Braunschweig in einem langen Brief, 50,000 Mann Truppen, die er sich ganz leicht in der Wallachey zusammen zu bringen getraute, um die verlohrnen Güter mit Feuer und Schwerd zurück zu erobern. Der Herzog, der den Mann nicht kannte, kam dadurch in Verlegenheit und schrieb ihm eine ernsthafte Vermahnung, mit der Nachricht, "daß alles das, was ihm geoffenbahrt "worden wäre, nur ein Glaube, nicht im Schauen, "anzunehmen sey." Der Herzog hätte ganz ru-

hig bleiben können; denn dieser Eques a Caprimulgo trug zwar einen fürchterlichen Raufer, an der Seite: er hatte aber die nämliche Krankheit, wie jener König von Schottland †), der keinen blossen Degen sehen konnte. — Was weiter aus diesem Helden geworden sey, wußte Bretschneider nicht, wünschte aber es zu erfahren.

## IX.

## Schicksale der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien.

Es ist der Mühe wohl werth, die Nachricht und das freymüthige Urtheil, das ein Augenzeuge, der Herr Hofrath und Professor Schultes zu Landshut, über die neuern Schicksale der weltberühmten, über 200,000 Bände starken Bibliothek bekannter zu machen, da sie gleichsam vergraben oder versteckt liegt in meines Freundes Reisen durch Oberöstreich (Tübingen 1809. gr. 8) Th. 1. S. 242. *), die sich ohnehin mehr mit

†) Jakob der 6te, als König von Großbritannien der 1ste.

naturhistorischen Gegenständen beschäftigen, wo man folglich dergleichen litterarische Bemerkungen nicht leicht sucht. Auch gehört sie mit zu dem, was ich in meinem Verzeichniß sehenswürdiger Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabineten, (im 3ten Band meines Teutschen Künstlerlexikons S. 522 u. ff.) von dieser Materie erzählte, und mir damahls noch nicht bekannt war. Hr. Schultes spreche demnach, wie er zu thun pflegt, frey von der Brust weg!

Es ist nicht bald eine grosse Bibliothek unglücklicher, als die kaiserliche zu Wien. Noch bis zur Stunde hat sie kein raisonnirendes Verzeichniß ihrer Ms. und Incunabeln. Doch, wie sollte sie auch zu einem solchen kommen? In den früheren Zeiten steckte man evangelische Renegaten in die Hofbibliothek, die Lambeccius und Nessel. Der gute Kollar, ein edler Unger, ward bald verhaßt durch seinen Fleiß, und der Exjesuite Denis, der unter dem höchlich beleidigten Hofbibliothekar Gerard van Swieten, dem vormahligen Studienpräsidenten, hier hausen konnte, wie er wollte, (der vortreffliche Swieten sagte mir öfters: ich lasse die Schufte thun, was sie wollen, weil man das Gute nicht haben will) griff nur die theologischen Codices an. Johannes Müller, der feinste Mann, den die kaiserliche Bibliothek je an der Spitze hatte, dachte nur auf die Vollendung seines unsterblichen Werkes *). Ihm substituirte man den berüchtigten

*) der Geschichte der Eidgenossenschaft.

Exjesuiten Hofstäter *), lippis et tonsoribus notum; und dann kam man endlich gar auf den Einfall, den vorigen Schönschreibmeister der Prinzen, Stingel, zum ersten Custos an der Hofbibliothek zu machen. Man befolgt seit Leopold dem 2ten die Maxime bey Hofe, gewisse Herren, die in Ungnade gefallen sind, in höchster Gnade zu Hofbibliothekarien zu machen; so ward Gerard van Swieten, der Sohn des berühmten Arztes, vom Studienpräsidenten Hofbibliothekar; der Exjesuite Hofstäter, der binnen 24 Stunden die Theresianische Ritterakademie räumen mußte **), ward erster †) Custos an der Bibliothek; der alte Jenisch ††), den man wegen seiner Grobheit und Dummheit nicht mehr an der Staatskanzelley brauchen konnte, ward Hofbibliothekar; der Baron Carneo von Steffanea, ein Erzieher des künftigen Regenten Oestreichs ward plötzlich Hofbibliothekar; und jetzt haben wir wieder einen Schreibmeister der Prinzen zum ersten Custos. Wahrlich, so traurige Fata hat keine Bibliothek noch erlebt!

*) kam im J. 1806 als Pfarrer nach Großtajax in Mähren, wo er am 22sten August 1814 starb.

**) Warum?

†) Czikann in dem Verzeichniß der lebenden Schriftsteller Mährens (S. 76) sagt, zweyter.

††) starb 1807.

X.

# Graf Karl von Zinzendorf.

Se. Excellenz der Hoch- und Wohlgeborne Herr, Herr Karl, des heil. Römischen Reichs Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf, OberstErblandJägermeister in Oestreich unter der Enns, des hohen Teutschen Ordens Ritter und Rathgebietiger der Balley Oestreich, Kommenthur zu Laybach, Sr. Römisch Kaiserlichen und Kaiserlich Königlich Apostolischen Majestät, wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Staatsminister in innländischen Geschäften *), Landmarschall des Erzherzogthums Oestreich unter der Enns u. s. w. u. s. w.

Ich würde mich nie unterstehen, diesen vornehmen Herrn anders, als mit seinem völligen Titel, anzuführen. Denn ich weiß, welchen hohen Werth er auf diese Attribute setzt. Doch würdigte er mich eine kurze Zeit lang seines Um-

*) als solcher quiescirt im Jahr 1809. M.

gangs und zeigte mir etwas, das ich für Freundschaft annahm, weil es mir aus dem Herzen zu kommen schien; und er hat wirklich ein gutes Herz, das wohl oft mit seinem Stolze in Kollision kommen mag. Meine Trennung von ihm hat viel Aehnliches mit derjenigen des berühmten Gil Blas von Santillana von dem Erzbischofe von Toledo; und dieser hat es der Herr zu danken, daß ich ihm einen Platz in meinen Posthumis zugestehe.

Während dem, daß ich mich in Wien seiner Herablassung zu erfreuen hatte und oft bey ihm speiste, sprach er fast allzeit mit vieler Emphase von der Thorheit des Hochmuths, den er auf alle Art verachtete oder ins Lächerliche zog. Er wußte gar nicht zu begreifen, daß Menschen so wenig Selbsterkenntniß haben und sich besser, als andere, dünken könnten, wenn ihnen auch der Zufall, durch Geburt und dergleichen, Vorzüge zugestanden hätte. Er beklagte, daß sich auch so etwas in die Köpfe seiner Familie eingeschlichen habe: aber bey sich selbst lasse er nie so etwas aufkommen u. s. w.

Er liebte übrigens Bon mots und äusserte nie das geringste Mißfallen, wenn ich, gestärkt durch so viel Versicherungen seiner unbefangenen Art zu denken, bisweilen meiner Laune keinen Zwang auflegte. — Man kann mir aufs Wort glauben, daß ich, selbst in meinen jüngern Jahren, das Decorum im Umgange mit Grossen im-

mer beyzubehalten beflissen war und auch in den lustigsten Gesellschaften mich immer so benommen habe, daß ich das Verhältniß zwischen mir und dem hohen Stande derer, die mich ihres Umgangs würdigten, nie aus den Augen setzte. So war es auch hier; ich wich nie aus den Schranken des schuldigen Respekts, und wenn ich bey seinem guten Weine muntre Laune zeigte; so war er es, der mich reitzte, ihr den Lauf zu lassen, ohne den mindesten Unwillen zu zeigen; und so gieng es, so lang ich in Wien war. — Ich reisete ab in dem besten Vernehmen mit diesem hohen Gönner, und er beehrte mich sogar mit einigen Kommissionen an seine Schwester; worunter eine Haubenschachtel von zwey Quadratschuhen Wiener Maas, nicht die angenehmste war.

Nach meiner Ankunft an Ort und Stelle und nachdem ich mich ganz wohl befand, die Schachtel unversehrt abgegeben zu haben, beredete mich diese seine Schwester, in ihren eigenen Angelegenheiten an ihren Bruder zu schreiben. Hinc illae lacrymae! Ich schrieb, und beobachtete zwar alle gebührende Etikette: aber ich glaubte, es würde ihm angenehm seyn, wenn ich mich in Briefen eben des muntern Tons bediente, den er an seiner Tafel mit Beyfall genehmigte: aber, ich wurde bald eines andern belehrt. Se. Excellenz nahmen das höchst übel, und bezeugten Ihrer Schwester in einer Epistel das äusserste Mißfallen an der Keckheit, mit der ich mich unterstehen konnte, an ihn in so einem Tone

Tone zu schreiben. Sie beredete mich zu einem zweyten Brief, der alle Kennzeichen der tiefsten Ehrfurcht in sich faßte — aber er war wieder nicht recht; denn Seine Excellenz glaubten Spott und Ironie darin zu wittern; und so endigte sich durch meine Unbesonnenheit eine so Ehrenvolle Bekanntschaft. Wir haben einander nicht mehr gesehen und sehen wollen. Ich hatte freylich damahls schon den Gil Blas gelesen: aber weil mein Fall nicht so ganz mit seinem übereintrifft; so dachte ich nicht daran: nun aber tröstete mich sein Beyspiel. Solamen miseris etc.

v. Br.

---

## XI.

# Rügen.

1.

In dem zu Nürnberg herauskommenden musterhaft bearbeiteten Korrespondenten von und für Teutschland 1817 Nr. 120 befindet sich eine Nachricht von einer, während der andern Hälfte des 18ten Jahrhunderts in Ungern vorgefallenen Empörung gegen den Wiener Hof. Da sie mir nicht in den angemessensten Ausdrücken abgefaßt schien; so schrieb ich darüber Folgendes an die Herausgeber.

Es thut mir leid, daß an dem angeführten Ort die Ungrischen Magnaten, Franz von Radasdy (Nadasd), Christoph von Frangipani (Frangepani) und Peter von Zrini, welche Kaiser Leopold am 30sten April 1671 enthaupten ließ, so gerade hin und, wie gewöhnlich, Rebellen gescholten werden. Dies waren sie freylich in den Augen der kaiserlichen Minister. Allein, man bedenkt nicht, was vorher die gesammte Ungrische Nation für Eingriffe in ihre Privilegien, Mißhandlungen und Bedrückungen von Seiten des Wiener Hofes erduldet hatte; wie alle ihre Vorstellungen bey demselben fruchtlos blieben; wie brav sich die Ungern, vorzüglich Zrini, während des vorherigen Türkenkriegs gehalten hatten; wie der vom Kaiser im Jahr 1664 mit den Türken einseitig und nachtheilig geschlossene Friede Erstaunen und Mißvergnügen nicht nur bey den Ungern, sondern auch bey den Teutschen Fürsten erregte, wie man, nach diesem Frieden, aller gegebenen Versicherungen ungeachtet, in einigen Gespanschaften vorsätzlich und recht feindselig Erpressungen ausübte; wie schrecklich die Protestanten, die doch dort bekanntlich die Mehrzahl der Einwohner ausmachen, nicht blos unter dem allgemeinen System der Regierung, sondern noch mehr unter dem Jesuitischen Zeloten- und Proselyten-Geist litten; und wie die Nation durch alles dies endlich zur Verzweifelung gebracht und bewogen wurde, das Aeuſ-

ferste zu wagen. Ueberlegt man dies unparteyisch; so wird man auch den Ausdruck: "die "Rebellen suchten den Kaiser Leopold der Ungri"schen Krone zu berauben", zu hart finden.

Was geschah? Der mir unbekannte Censor muthete mir zu, die mit Cursivschrift gedruckten Stellen wegzulassen. Hierzu wollte und konnte ich mich nicht bequemen, weil meiner Behauptung dadurch die benöthigte Stärke wäre entzogen worden. Wie konnte er doch nach fast anderthalb hundert Jahren so scheu und furchtsam seyn? Wußte er denn nicht, daß die Gesinnungen des Wiener Hofes in Ansehung der Ungrischen Nation und ihre Behandlung sich durchaus geändert und verbessert haben? daß sogar der Hof und mit ihm selbst Oestreich und andere Schriftsteller jenes Verfahren mißbilligen werden? oder daß wenigstens andere Schriftsteller bey Erzählung dieses Gegenstandes eine weit kräftigere, eindringlichere Sprache führten, ohne deshalb von ängstlichen Censoren beunruhigt oder in Anspruch genommen zu werden? Unter mehrern wollen wir nur Einen, den achtungswürdigen Geschichtskenner, Heeren in Göttingen, sprechen lassen. In seiner unparteyischen Entwickelung der politischen Folgen der Reformation in Europa *) sagt er: "Die neue Lehre fand hier



*) in seinen Kleinen historischen Schriften (Göttingen 1803. 8) Th. 1. S. 36 u. ff.

(in Ungern) bald einen solchen Eingang, daß ihre Anhänger denen der alten das Gleichgewicht hielten, und endlich selbst durch den Wiener Frieden (1606) und die Capitulation vom König Matthias (1608) nicht nur freye Religionsübung, sondern durch letztere selbst gleiche bürgerliche Rechte mit ihnen errangen. Es ist aber aus der Geschichte Ungerns sattsam bekannt, wie wenig dadurch das Reiben der Partheien aufhörte; sattsam bekannt, wie wenig man die den Protestanten bewilligten Versprechungen hielt; wie man den Zustand der Gährung nutzte, um fremde Truppen ins Land zu legen, und ungeachtet alles Widerspruchs sie darin ließ; sattsam bekannt endlich, wie man planmässig die schreyendesten Bedrückungen sich erlaubte, die zuletzt Complotte erzeugten (1670), deren Dämpfung die Gewalt der Regierung vermehren mußte u. s. w."

2.

Vielleicht war es derselbe Censor, der sich erlaubte, den Schluß meines Aufsatzes in demselben Korresp. v. u. für Teutschl. 1816. Nr. 356 über den einzigen, von dem unglücklichen König Ludwig XVI von Frankreich hinterlassenen Prinzen, den man Ludwig XVII zu nennen pflegt, betreffend, wegzustreichen. Dieser Aufsatz bezog sich auf Nr. 350 desselben Blattes, wo es hieß, dieser zehnjährige Prinz sey in dem Gefängniß des Temple am 8ten Jun. 1795 gestorben: es habe aber ein gewisser Vorfall bey mehrern Franzosen

die Meinung veranlaßt, daß er noch am Leben sey, obgleich andere von einer Flucht oder einem heimlichen Wegbringen desselben nicht die geringste Vermuthung haben. Hiegegen erinnerte ich, man irre sich hierin. Denn, ohne zu gedenken, daß bereits Kotzebue in seinen Erinnerungen aus Paris (Berlin 1804) eines Abentheurers erwähnt, der unter Buonaparte's Regierung erschien, sich für den Dauphin Ludwig ausgab und vielen Anhang fand, aber darauf verhaftet wurde und verschwand; ferner, daß zur Zeit des ersten Einzugs der Alliirten in Paris im J. 1814 und im Anfang des J. 1816 wieder ein neuer erschien, dessen Betrug jedoch bald entdeckt wurde; so ist doch wohl die in dem zu Hamburg herauskommenden politischen Journal vom J. 1816. St. 3. S. 261 — 266 befindliche, von einem Augenzeugen herrührende Erzählung, die in Frankreich fast allgemeinen Glauben fand, und sehr viel innerliche Wahrscheinlichkeit hat, nicht so gerade hin zu verwerfen oder, wie jener, für Betrug zu erklären. Ich fand damahls nicht für nothwendig, jene Erzählung zu wiederhohlen; und das ist auch hier der Fall, da sie zu viel Raum einnehmen würde und da jenes Journal wegen seiner Gediegenheit und Unpartheylichkeit wohl überall zu haben seyn wird. Nach vielen, nicht unwahrscheinlichen Umständen schließt sich die Geschichte damit, daß im Januar 1800 ein junger Trommler im Oestreichischen zu Tortona in Piemont gelegenen Regiment Belgiojoso, wegen eines kleinen Fehlers verurtheilt wurde,

dreymahl Gassen zu laufen. Als der Korporal ihn abhohlen wollte, habe der junge Mann gesagt, er habe dem Kommandeur etwas Wichtiges mitzutheilen. Diesem habe er dann erklärt, er sey der Dauphin, Sohn Ludwigs XVI u. s. w. Ferner wird erzählt, er sey nach Turin gebracht worden, wo jedem verstattet wurde, ihn zu sehen, auch dem Augenzeugen, von dem die im polit. Journal mitgetheilte Erzählung herrührt, welcher den Dauphin im J. 1791 gesehen und in dem Gesichte des hier in Rede stehenden jungen Mannes seine Züge wieder erkannte; und, setzt er hinzu, fast alle, die ihn früher gesehn, fanden dasselbe. Eine, vormahls beym Französischen Hof angestellte Person bemerkte, er müsse eine Narbe wegen eines, einst auf der grossen Treppe zu Versailles gethanen Falls, haben; und man fand wirklich diese Narbe an der angegebenen Stelle. Er hatte — setzt der Augenzeuge hinzu — übrigens das Wesen, welches allen Bourbonen eigen war, ein majestätisches Ansehn, eine sehr schöne Haut, und besaß überhaupt seltene persönliche Annehmlichkeiten. General Melas, unter dessen Augen die Untersuchung geschah, fand für nöthig, einen Courier an den Wiener Hof zu senden, um zu erfahren, wie er sich hierbey weiter zu benehmen habe. Er erhielt Befehl, den Jüngling durch ein Kriegsgericht examiniren zu lassen; wo er denn alles wiederhohlte, was er vorher schon ausgesagt hatte, ohne in Widersprüche zu gerathen; und er verlangte am Ende nichts weiter, als daß man ihn zu seiner Schwester (der Prin-

zessin Marie Theresie, jetzigen Herzogin von Angouleme) führen möchte. Von diesem Augenblick an ward es Niemanden mehr verstattet, ihn zu besuchen; und das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum dreymahligen Gassenlaufen. Die Damen, die sich für ihn interessirten, begaben sich zum General Melas und baten um Verzeihung für ihn; der General bewilligte, er solle nur einmahl Gassen laufen. Er wurde also zum St. Carlo-Platz geführt, um seine Strafe zu erdulden, und eine sehr glaubwürdige Person, welche damahls sehr nahe bey ihm stand, versicherte mich, als der Korporal ihm sein Hemd ausgezogen hätte, habe er gerufen: Welche unwürdige Behandlung eines Bourbons! Von dem Augenblick an verschwand der Jüngling, und keiner hat wieder erfahren, was aus ihm geworden ist. — Ich setzte hinzu: Es wäre wohl der Mühe werth, sich deshalb in Wien zu erkundigen. Diese Worte strich der Censor, als wenn dies etwas Unerlaubtes oder gar Beleidigendes wäre!

Neuerlich nun — seit dem August 1817 — waren die Zeitungen voll von der Erscheinung eines Französischen Kronprätendenten, der grosses Aufsehen erregte, und mit dessen Untersuchung man mehrere Monate zubrachte; ein Beweis, daß man ihn doch nicht geradehin, wie man Anfangs Willens war, für einen Betrüger erklären konnte. Man hielt ihn während dieser ganzen Zeit zu Rouen gefangen, erzählte vielerley, zum Theil sich Widersprechendes von ihm; selbst verschiedene

Namen gaben ihm diejenigen, die ihn nicht für echt erkannten. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß man ihn milde behandelte, daß man ihn aber nicht, seinem wiederhohlten Verlangen gemäß, der Herzogin von Angouleme, seiner Schwester, vorstellte. Lauter Umstände, die für den Unglücklichen sprechen! Auch derjenige gehört dazu, daß man bis jetzt, also beynahe nach einem halben Jahre, nichts Officielles von dieser bedenklichen Angelegenheit erfahren hatte. Das Finale indessen war, daß ein gewisser Mathurin Bruneau, ein ganz gemeiner Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte, am 19ten Februar 1818 zu einer fünfjährigen Gefängnißstrafe, zu einer Geldbusse u. s. f. verurtheilt wurde. (s. Polit. Journal 1818. St. 3. S. 271 u. f.). Wer sich von den vorherigen Sagen oder Gerüchten ausführlich belehren will, lese, was der Korresp. v. u. f. Teutschland davon berichtet im Jahrg. 1817. Nr. 263. 264. 267. 271. 295. 301.

3.

Es sind schon lang und oft Klagen und Beschwerden von Bücherliebhabern über solche Buchhändler geführt worden, welche, nicht begnügsam mit den hohen Preisen ihrer Verlagsarticel, noch überdies mit dem Papier oder dem Raum so verschwenderisch umgehen, daß dadurch jene, ohnehin enorme Theurung noch mehr erhöht wird. Lang aber ist mir kein Buch dieser Art zu Gesicht ge-

kommen, worin die Verschwendung so weit wäre getrieben worden, als in Göthe'ns Selbstbiographie. In des 1sten Theils 2ten Abtheilung sind halbe Seiten unbedruckt; ja, auf einigen Seiten stehen nur einige Zeilen, z. B. auf der 172sten 11 und auf der 40sten gar nur 3½ Zeilen. Hierauf folget ein ganzes Blatt, wo man nichts weiter sieht, als die 4 Wörter: Vom Brenner bis Verona. Ueberdies sind die Zeilen durchgehends weit auseinander gesperrt. Auf diese Art sind 27½ Bogen in klein Oktav bedruckt, wovon ein Drittel, ja wohl die Hälfte hätte erspart, folglich der Preis (2 Reichsthaler oder 3 Gulden und 36 Kreutzer) weit billiger gemacht werden können. Und doch führt Herr von Cotta häufige Klagen, ehedem sogar vor dem Kongreß zu Wien, über die Nachdrucker, die vielleicht das herrliche Werk enger zusammen drucken und wohl kaum halb so viel dafür anrechnen. Schier sollte man in solchen Fällen die Nachdrucker und ihren Advokaten, den Herrn Regierungsrath Krause zu Bayreuth, segnen. Dieser gab im vorigen Jahr eine Schrift heraus über Büchernachdruck, die manche gesunde, beherzigungswerthe Gedanken oder Vorschläge enthält. Ihr Recensent in der Allgemeinen Litteraturzeitung (1817. Nr. 195) thut dabey folgenden, nicht minder beherzigungswerthen Vorschlag. "Ein positives Regulativ, das dem billi-"gen Verleger seinen Gewinn sichert, und das "Publikum vor übertriebenen Preisen schützt, wä-"re wohl sehr zu wünschen. Folgendes scheint "dem Rec. das sicherste Gesetz gegen den Nach-

"druck zu seyn: Wer den gedruckten Bogen nicht "über einen Groschen verkauft, dessen Schrift "darf nie nachgedruckt werden: wer den Preis "seiner Bücher darüber stellt, wird allen Nachdru- "ckern Preis gegeben. Denn nur Bücher, wo- "von ein grosser Debit zu hoffen ist, haben den "Nachdruck zu fürchten. Diese können aber auch "wohlfeil verkauft werden, wenn der Verleger "nicht zu habsüchtig ist. Bücher, welche nur ei- "nen geringen Debit zu erwarten haben, muß "der Verleger billig theurer verkaufen. Aber sol- "che wird Niemand nachdrucken wollen."

Kaum hatte ich dies niedergeschrieben; so bringt man mir Nr. 3 des litterarischen Wochen- blatts vom Hrn. Staatsrath von Kotzebue, und ich lese am Ende seiner Notiz von demselben Gö- thischen Buche folgende Worte: "Dem Verleger "müssen wir den Vorwurf machen, daß er die "Leser entsetzlich viel weisses Papier bezahlen läßt; "welches um so weniger zu entschuldigen ist, da "er mehrere der längsten Briefe zuvor im Mor- "genblatte abdrucken ließ." Hr. v. K. ersehe hieraus, daß ich nicht der einzige bin, der sich über sein ungebührliches Verfahren beschwert. Doch, dies versteht sich ohnehin. Wahrscheinlich schlies- sen sich alle Leser an uns beyde an.

4.

Die in des 6ten Bandes 3ten Stück der Kuriositäten S. 244 — 252 (1817) aus dem Französischen übersetzte Anekdote von dem Scharf-

richter Königs Karl des 1sten von England ist schon längst ins Teutsche übersetzt, aber auch längst für ein Mährchen erklärt worden. Das Französische Original steht in den Mémoires pour servir à l'histoire de Milord Stair, in Freron's Année litteraire 1768. Lettre XII, und daraus in dem Almanac des Centénaires. Teutsch in den Neuen Miscell. historischen, politischen rc. Inhalts rc. St. 10. Nr. 92 (1780); vielleicht auch anderwärts. Man konnte gleich Anfangs jene Erzählung — so viel Aufsehn sie auch bey einigen Leuten machte — ihrer innern Unwahrscheinlichkeit wegen für ein Mährchen halten. Anderer Gründe zu geschweigen, beliebe man nur Folgendes zu beherzigen. Der Aeltervater des bald nach der Schlacht bey Dettingen in Ungnade gefallenen Lords Stair sollte der, bekanntlich vermummte Nachrichter gewesen seyn, der Karl den 1sten enthauptete; er soll von Cromwell sich dieses Geschäfte erbeten haben, aus Rachsucht, weil Karl seine Tochter verführt hatte; Karl hat es gewußt, daß er von der Hand dieses Mannes, dessen Familie er beschimpft, sterben würde; und dieser Mann selbst soll als ein 125jähriger Greis dies seinem Urenkel, dem Lord Stair, entdeckt haben. Vorausgesetzt, daß diese Entdeckung noch im J. 1743, in welchem jene Schlacht vorfiel, geschah; so war der Alte im J. 1618 gebohren, folglich im J. 1649, da Karl enthauptet wurde, 31 J. alt. Dieses Mannes Tochter soll Karl entehrt haben. Wann könnte das geschehen, wie alt könnte das Mädchen gewesen seyn? Gesetzt,

sie wäre 16 J. alt gewesen; so muß ihr Vater sich wenigstens in seinem 15ten J. verheurathet haben; und alsdann hätte K. sie in seinem letzten Lebensjahre verführt, da er doch schon seit länger, als 2 Jahren ein Gefangener war, also in einem Zustande, wo er wohl schwerlich an die Verführung einer Person von der Art denken konnte oder Macht und Gelegenheit dazu hatte. Nimmt man auch an, das Frauenzimmer wäre erst 13 J. alt gewesen; so stößt man dennoch auf grosse Schwierigkeiten. Das Jahr ihrer Verführung wäre alsdann 1646: damahls aber hatte der bürgerl. Krieg schon über 3 J. gedauert, und K. befand sich schon in einer Lage, die ihm die Gedanken auf dergleichen Eroberungen wohl vergehen machte; nicht zu gedenken, daß man nicht leicht darauf verfällt, ein 13jähriges Mädchen zu verführen. Hiezu kommt, daß das Ganze Karl dem 1sten nicht gleich sieht. Im Begriff, eines gewaltsamen Todes zu sterben, befahl er, der Königin zu sagen, daß er in seinem ganzen Leben nicht ein einzigesmahl, auch nicht in Gedanken, seine Treue gegen sie verletzt hätte. In solchen Augenblicken pflegt sich der Mensch, wenn nicht ganz besondere, in diesem Fall nicht abzusehende Gründe eintreten, nicht in solchem Grade zu verstellen!

5.

Franz Horn in seiner, mit pragmatischer Umsicht bearbeiteten Regierungsgeschichte Friedrich des 3ten, ersten Königs in Preussen (1817) sagt

S. 147: "Pufendorf's letztes, doch nicht ge-"drucktes Werk ist die Beschreibung der ersten "fünf Regierungsjahre Friedrich des 3ten." Der Graf von Herzberg ließ es schon im Jahr 1784 drucken.

6.

In Oestreich, Bayern und dort herum fahren seyn wollende Gelehrte, und selbst Schriftsteller, noch immer fort, zu schreiben und drucken zu lassen: Chyrurgie, Hypokrates, Lizeum, und neuerlich auch die neuerfundene Kunst des Steindrucks Lythographie statt Lithographie. Es ist dies desto unverzeihlicher, da sie schon tausendmahl öffentlich an diese Sprachschnitzer erinnert wurden.

7.

Das Mode werdende sich beeilen (z. B. ich beeile mich) ist eben so unteutsch, als das in gewissen Gegenden übliche sich verreisen. — Bey dieser Gelegenheit will man erinnern, daß es zwar sehr gewöhnlich, aber wider die Analogie ist, zu schreiben: Anspruch auf etwas machen, statt an. So auch Einfluß auf etwas haben, statt in.

8.

In dem Morgenblatt für gebildete Stände 1816. St. 219. S. 876[b] ist aus dem berühmten Gelehrten Fulda die Stadt Fulda gemacht wor-

den. Es meldet nämlich dort ein Korrespondent zu Wien, es habe der Bibliotheksinspektor C z ö s ch ein interessantes Werk angekündigt, unter dem Titel: Europens Umwälzungskriege durch Frankreich, geographisch-synchronistisch in Farben-Charakteristik dargestellt; und setzt hernach hinzu: "Diese "Art von Bearbeitung führten mehrere Verfasser "eines in Fulda (1782) erschienenen tabellarischen "Werkes aus u. s. w." Dieses von m e h r e r n Verfassern ausgearbeiteten Werk ist aber nichts anders, als die v o n dem im J. 1788 verstorbenen sehr berühmten Sprachen- und Geschichtskenner F r i e d r i c h K a r l F u l d a, Pfarrer zu Ensingen im Würtembergischen, g a n z a l l e i n verfertigte Geschichtskarte in 12 Blättern, Basel 1782. Fol. Ob übrigens jene von dem Ungenannten (S—d) hoch gepriesene Tabellen wirklich erschienen sind, ist mir unbekannt.

9.

In Teutschen Büchern, besonders in Uebersetzungen, sollten doch wohl die Vornamen der Ausländer nicht beybehalten, sondern verteutscht werden; z. B. nicht W i l l i a m, sondern W i l h e l m Jones; nicht C h a r l e s, sondern K a r l Fox; nicht L o u i s, sondern L u d w i g Maison; nicht J a m e s, sondern J a k o b Monroe.

10.

In den Heidelbergischen Jahrbüchern 1813. Heft 1. S. 23 wird gefragt, wer die Vie privée

de Louis XV geschrieben habe und auf d'Angreville gerathen: er heißt aber d'Arnoux Laffrey. Wer er war, weiß ich nicht.

11.

Manche Recensenten schreiben, vielleicht aus Bequemlichkeit, ganze Stellen, mit unter halbe, auch wohl ganze Seiten, aus Englischen und Italienischen Büchern ab, statt sie zu übersetzen; ohne zu bedenken, daß nicht jeder Gelehrte dieser Sprachen mächtig ist. Von Französischen kann man es wohl gelten lassen.

12.

Ich bedaure, daß das, in Vergleichung mit andern Zeitschriften, Fehlerfreye Politische Journal im Jahrg. 1816. S. 870 und 878 die veraltete, längst widerlegte Sage, als wenn der Tatar (nicht Tartar) Timur Lenk (nicht Tamerlan) den Osmanischen Kaiser Bajazed den 1sten, nach seiner Gefangennehmung in der Schlacht bey Ancyra in Galatien, in einen eisernen Käfig habe sperren lassen, wiederhohlt hat.

13.

In der Jenaischen Litteraturzeitung 1816. Nr. 100 u. f. wird des Göttingischen Hugo civilistische Litterargeschichte recensirt, und bey Gelegenheit des berühmten Juristen und noch berühmtern Naturforschers Gottfried Sellius

erzählt, H. äussere, dessen Geburt, Tod und Schriften lägen im Dunkeln; der Rec. setzt hinzu, die Geburt und den Tod zu erforschen wär' er zwar nicht im Stande, fänd aber, daß dem S. die 3 von ihm genannten jurist. Schriften zugeschrieben würden, und diese eher angeführt zu werden verdient hätten, als seine Geschichte des Holzwurms (Historia naturalis teredinis). Fast möchte es befremden, daß H. keine nähere Kenntniß von diesem Gelehrten sich verschaffen konnte, da er doch Professor in Göttingen, freylich nur ein Jahr lang, gewesen ist. Wenigstens hätte er noch eines und das andere in dem 1sten und 2ten Theil von Pütter's Göttingischen Gelehrten-Geschichte finden können; und sein Rec. aus meinem Lexikon verstorb. Schriftsteller. H. konnte dies zwar nicht, weil der Band dieses Werks, worin die Notiz von Sellius steht, ein Jahr später, nämlich 1813, herauskam, als sein Magazin: der Rec. aber, der seine Beurtheilung im J. 1816 niederschrieb, konnte dies. Man findet dort doch das Sterbejahr, was auch Pütter nicht wußte, nämlich 1767; und das Verzeichniß der Schriften dürfte wohl vollständig seyn. Es sind ihrer 17, ausser den Werken, an denen er Mitarbeiter war.

14.

Wenn der Graf Friedrich Leopold zu Stollberg im eilften Theil seiner weitschweifigen Geschichte der Religion Jesu auf die Vereitelung des Unternehmens des Kaisers Julian, den Tempel

Tempel zu Jerusalem wieder herzustellen, zu reden kommt und die bekannte hierher gehörige Stelle aus dem Ammianius Marcellinus *) anführt; so ruft er aus: "Wer nun noch an geoffenbarter "Hand des Allmächtigen zweifeln will, der zweif"le; gestehe aber auch zugleich, daß er allen hi"storischen Glauben untergrabe." Nicht doch! Denn gerade aus der Stelle des wackern Ammian's hat der Ritter Michaelis bewiesen, daß da an gar kein Wunderwerk zu denken, sondern alles ganz natürlich zugegangen sey. Er that dies in dem Götting. Magazin, von Lichtenberg und Forster herausgegeben, 1783. St. 6. S. 722. Der Rec. des Stollbergischen Buches in der Jen. Litt. Zeitung 1816. Erg. Bl. Nr. 77 scheint diese Erklärung auch nicht gekannt zu haben.

15.

Wenn der Herr Hof- und Regierungsrath Höck zu Gaildorf in seinen sehr unterhaltenden, an Mannigfaltigkeit interessanter Nachrichten und Anekdoten reichen Miscellen (Gmünd 1815. 8) S. 202 sagt, vergessen wären heut zu Tage die beyden Pädagogen des 17ten Jahrhunderts, die sich vorzüglich mit der Verbesserung der damahligen Lehrmethoden beschäftigten, Wolfgang Ratich und Christoph Helwig, und ihr Andenken verdiene, erneuert zu werden; was er dann

*) nicht weit vom Anfang des 23sten Buches.

auch in der Kürze thut; so kann ich ihn versichern, daß dies der Fall keineswegs ist. Zwar Motschmann in der Fortsetzung seines gelehrten Erfurts (1733) S. 67 konnte noch sagen: "Ohnerachtet Ratich mit seiner Didactica oder neuen Lehrart, die Sprachen und Künste in einer kurzen Zeit deutlich und gründlich zu fassen, bey vielen Höfen und Universitäten, auch an andern Orten in Teutschland, ein grosses Aufsehen zu seiner Zeit gemacht hat; so ist doch sein Name nach dem Tode dergestalt vergessen worden, daß kein einziger Biographus, welches sehr zu verwundern ist, seiner Erwähnung thut." Um dieser Verwunderung ein Ziel zu setzen, erzählt Motschmann auf 6 Blättern die vornehmsten Lebensumstände des Pädagogen Ratich und führt dessen, damahls schon sehr seltenen Schriften an. Er thut dies, weil R. die letzten Jahre seines Lebens in Erfurt zugebracht hat und dort im J. 1635, 64 Jahre alt, gestorben ist. Am Ende schreibt er, die Acta Ratichiana wären in der fürstl. Bibliothek zu Gotha anzutreffen. Seit jener Zeit wurde Ratich's Andenken mehrmals erneuert. Jöcher in dem allgemeinen Gelehrten-Lexikon (im J. 1751) hat Motschmann's Bericht fast wörtlich abgeschrieben, aber ihn auch citirt. Franz Dominicus Häberlin in seinen kleinen Schriften B. 2. St. 4. S. 499 — 515 (1778) folgte ebenfalls dem Prof. Motschmann, aber auch dem Anhaltischen Historiker Joh. Chstph. Beckmann in seiner Historie des Fürstenthums Anhalt, weil er vorzüglich von Ratich's Schicksalen

im Anhaltischen handeln wollte. Schon vorher (im J. 1775) erschienen auch Nachrichten von R. in den neuen litterarischen Unterhaltungen (Breslau) S. 160 u. 169. Umständlicher aber im Nördlingischen Schulmagazin (von Schöpperlin herausgegeb.) B. 5. S. 442 und in dessen Fortsetzung, der Erziehungsbibliothek B. 5. S. 291 u. ff. und B. 7. S. 302 — 346 (und zwar hier am richtigsten und unparteyischsten). Nicht zu vergessen, was der Hallische Professor J. C. Krause im 2ten Band seiner Fortsetzung der Bertramischen Geschichte des Hauses Anhalt (Halle 1782. 8) S. 745 — 750 von Ratich urtheilend erzählt. Endlich widmete ein anderer Hallischer Professor, Joh. Christ. Förster, dem Andenken Ratich's eine eigene Schrift, unter dem Titel: Kurze Nachricht von einem berühmten Pädagogen des vorigen Jahrhunderts W. Ratichius; nebst einigen Original-Beylagen (diese aus dem Köthenischen Archiv). Halle 1782. 5 Bogen in 8.

Auch Helwig, Professor der Theologie zu Giesen, ein frühzeitiger Gelehrter, der schon in seinem 13ten Jahr die Universität zu Marburg beziehen konnte, ist nicht in Vergessenheit gerathen. Der fleissige Strieder hat im J. 1785 sein Andenken erneuert in der Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte B. 5. S. 420 — 434. Vergl. B. 9. S. 387. Er hat auch, wie ich so eben sehe, dem Pädagogen Ratich ein Paar Seiten gewidmet; erwähnt auch

eines Berichtes oder Gutachtens von der Didactica oder Lehrkunst W. Ratichii durch Chstph. Helvicum und Joach. Jungium *).

16.

In St. Petersburg hat man der vierten Ausgabe meines Lehrbuches der Statistik die Ehre erzeigt, sie — zu entmannen! Grossen, schönen Dank einsweilen dafür! Ich werde mich unmittelbar an den Gerechtigkeitsliebenden und höchst edel denkenden Kaiser Alexander wenden, und mir die Freyheit nehmen zu fragen, ob Er es billige, genehmige, befehle, daß man Ihm die ohne Sein Wissen eingerissenen Gebrechen und Mißbräuche und die unterlassene Vollziehung seiner musterhaften, weisen und menschenfreundlichen Verordnungen verheimliche? oder, ob es Ihm nicht vielmehr willkommen sey, wenn dergleichen Verheimlichungen Ihm entdeckt würden? — Wähnen denn etwa die Beschneider, ich wäre der einzige, der die Russischen Staatsgebrechen, z. B. die traurige Beschaffenheit des Russischen Justizwesens rügt? Keineswegs. Mehrere Reisende und Männer, die lang in Rußland gelebt haben, bestätigten und führten umständlich aus, was ich S. 399

*) Dieses reichhaltige Litteraturwerk wird nun endlich, nach langen Harren, durch die patriotischen Bemühungen des Herrn Konsistorialraths und Professors Justi zu Marburg noch im jetzigen Jahre seine Vollendung erhalten.

meiner Statistik, nach dem Plan des Buches, nur kurz andeuten konnte. Unter andern versicherte mich ein nun verstorbener Teutscher Gelehrter, der mehrere Jahre in Rußland gelebt hatte, es könne kein Justizbeamter, zum Theil auch andere Staatsdiener, von den geringen Besoldungen, die man ihnen aussetzt, leben, sie müßten, wollten sie anders nicht mit ihren Familien zu Grunde gehn, zu Betrügereyen ihre Zuflucht nehmen. Er dankte Gott, daß er seine Söhne ins Ausland gerettet hätte; denn dort müßten sie bey solchen Aemtern auch schlechte Menschen werden u. s. w. Und, was hat G. Reinbeck noch im J. 1806 in seinen Bemerkungen auf einer Reise unter der Rubrick Gerichtshöfe, drucken lassen? "In bürgerl. Angelegenheiten ist man kaum vom Geyer losgelassen, so wird man von Raben und Krähen umkrächzt; alles ist mit Formen überladen, und es gehört Ariadne's Faden dazu, sich aus diesem Labyrinthe loszumachen; in den Gerichtsstuben lebt alles vom Raube u. s. w." Christi. Müller in seinem Werk über St. Petersburg (Brief 16) noch später, und andere, stimmen damit überein.

17.

In der Biographie universelle (Paris 1811 u. ff.) hab' ich beym flüchtigen Durchblättern der Fehler viele bemerkt und ein ziemlich langes Verzeichniß derselben hin geworfen. Jetzt nur einige aus den zwey ersten Bänden. Von dem über

sein Zeitalter erhabenen Albrecht dem Grossen — einige wollen, Groß sey sein Geschlechtsname gewesen — heißt es, er sey zu Lauingen in Schwaben gebohren worden. Allein, dieses Städtchen liegt in dem ehemaligen Bayrischen Kreis und zwar im Fürstenthum Neuburg, an der Donau. Dem Franzosen wäre dies nun wohl zu verzeihen: desto weniger den Teutschen. Unter seinen Citaten findet man Tiedemann's Geist der spekulativen Philosophie (wo es statt T. V heissen muß IV und zwar S. 369) denselben Fehler. Der Teutsche hat demnach den Franzosen verführt. Vielleicht war dies auch der Fall mit Buhle, der in seinem Lehrbuch der Geschichte der Philosophie Th. 5. S. 290 (Gött. 1800) eben so nachschrieb. Tiedemann's Buch kam zu Marburg 1795 heraus. — Der im J. 1809 am 7ten May verstorbene Kapellmeister Albrechtsberger zu Wien, war nicht 1729, sondern 1736 gebohren. — Von den fünf Portugiesen Albuquerque, die sich als Helden und Staatsmänner um ihr Vaterland hoch verdient machten, ist einer in Kupfer gestochen, aber dabey nicht angemerkt, welcher es seyn soll. — Der Artikel des Russischen Großfürsten Alexej, Sohns Peter des Grossen, würde weit richtiger ausgefallen seyn, besonders in Ansehung seiner Ermordung, wenn der Verfasser die neuern Hülfsmittel dabey gebraucht hätte, z. B. Rußlands Günstlinge. — Der Schweitzerische Mahler Altorfer hat zwar seinen Namen von Altorf im Kanton Uri, welches aber keine Stadt, sondern ein Flecken ist;

wie es denn überhaupt in diesem ganzen Kanton keine Stadt giebt. Er starb nicht im J. 1578, sondern 1538. — Nicht 17, sondern 19 Kinder zeugte die Königin Anne von Großbritannien mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt. — Bernhold's Ausgabe des Römischen Schlemmers Apicius erschien nicht zu Lübeck, erst ohne Angabe des Druckorts, aber zu Uffenheim gedruckt, 1789; hernach mit einem neuen Titelblatt, worauf steht: Baruthi apud Lübek 1791. Der Franzose verwandelte den Buchhändler Lübeck in die Stadt dieses Namens.

18.

Es ist ganz recht und gereicht der Teutschen Sprache zu einer kleinen Vervollkommnung, daß man seit 15 bis 20 Jahren die bald auf einander folgende Wiederhohlung eines und desselben Wortes, besonders des Substantives, zu vermeiden sucht, daß man z. B. nicht schreibe: "Die "Addresse des Großbritannischen Parlaments wegen "der Rede des Königs und die Addresse der Ge"meinen u. s. w.", sondern daß man sich dabey des Pronominis demonstrativi substantivi bediene, wie die Franzosen ihres celle, celles, ceux etc. Folglich: "Die Addresse des Parl. "wegen der Rede des Königs und die der Ge"meinen." Dies sollte jedoch nur in Fällen, wo das gebrauchte Substantiv bald wieder darauf folget, gelten. Geschieht dies aber später, etwan erst nach einigen Zeilen; so wäre es schicklich,

um nicht undeutlich zu werden, das Wort zu wiederhohlen. So z. B. lese ich eben irgendwo: "Der Uebergang jeder nationellen Herrschaft zu "der einen und andern ist so merkwürdig und be"achtungswerth, daß ich es verzeihlich halte, "aus" — und nun folgen noch drey Zeilen; worauf fortgefahren wird: "einige Züge auszu"heben, die den der Oestreichischen Regierung "zur Preussischen bezeichnen." Hier sollte es statt den heissen: den Uebergang oder wenigstens denjenigen; wie denn überhaupt das Pronomen derjenige, diejenige, dasjenige deutlicher macht, als der Artickel der, die, das.

19.

Unzähligemahl lieset man in kriegerischen Büchern oder Berichten: Die blutige Schlacht; ob es gleich ein handgreiflicher Pleonasmus ist. Sind sie denn nicht alle blutig?

20.

In dem Journal: Fackeln (Leipz. 1811. 8) und zwar im 1sten Heft S. 164, stieß mir ein doppelter Fehler auf. Erstlich: König Philipp der Zweyte von Spanien habe sich einstmahls bewogen gefunden, sich, auf Ermahnung des Großinquisitors, eine Ader öffnen zu lassen, als er bey einem Auto da Fe über einige zum Scheiterhaufen geführte Unglückliche Mitleiden bezeugt und sich habe gefallen lassen, daß das aufgefangene Blut, zur Büssung dieser schweren Sünde durch

einen Henker verbrannt wurde. Erstlich war es Philipp der Dritte, von dem dieses erzählt wird. Zweytens ist die ganze Erzählung ein Mährchen. Bertram in der Fortsetzung der allgemeinen Geschichte Spaniens von Ferreras (B. 11. S. 352) erwähnt dessen auch, bedient sich aber doch dabey des Wörtchens soll. In der Note citirt er die Histoire d'Espagne par Desormeaux und die Annales d'Espagne et de Portugal par Alvarez de Colmenar, folglich zwey Franzosen, und zwar weit spätere; von denen selbst Bertram in seiner Vorrede zu jenem Band ungünstig urtheilt, vorzüglich von Colmenar, von dessen Werk ich in meiner Bibl. historica (Vol. V. P. II. p. 146) nach eigener Einsicht schrieb: Opus mera est compilatio, sine ullo iudicio instituta etc. Und, was ich über Desormeaux (Vol. VI. P. I. p. 160) äusserte, ist nicht viel gelinder. In den Fackeln a. a. O. beruft man sich auf die Histoire de l'Inquisition (Cologne 1759), in deren ersten Band die Scene sogar abgebildet seyn soll. Wenn mich nicht alles trügt; so haben sämtliche Franzosen die Anekdote der Gräfin d'Aulnoy abgeborgt, deren Mémoires de la Cour d'Espagne und Relation du Voyage d'Espagne zwar begierig gelesen und daher unzähligemahl aufgelegt und übersetzt (die ersten sogar noch im J. 1784 unter der Angabe des Druckorts Nordhausen), worin aber Wahres, Wahrscheinliches und Falsches so durch einander gemischt sind, daß sie dadurch allen Kredit verlohren haben. Man vergleiche, wenn man

will, die oben erwähnte Bibl. historica Vol. VI. P. I. p. 81 et 304. Begierig bin ich zu erfahren, ob und was Llorente, dessen Werk ich noch nicht besitze, davon möge berichtet haben.

21.

Wenn man ja einen Unterschied zwischen Etwa und Etwan machen will; so wäre allenfalls, um des Wohlklangs willen, das erste vor dem nächst darauf folgenden, mit einem Konsonanten, das andere aber vor einem mit einem Vokal anfangenden Wort zu brauchen, z. B. etwa nach Tisch: etwan um Mittagszeit. In dem von Theodor Heinsius während des Jahres 1817 besorgten, aber leider nicht fortgesetzten Sprach- und Sittenanzeiger der Teutschen (Nr. 39. S. 160[a]) treibt wohl Hr. P. (Petri?) die Subtilität zu weit, wenn er meynt, man solle etwan statt deswegen, etwa aber statt deßwegen (für dessenwegen) setzen.

22.

Wieland — übrigens doch in Rücksicht auf grammatische Richtigkeit aufmerksamer, als irgend ein Teutscher Schriftsteller — begieng doch mehrmals den Fehler, sich zweyer Negationen zu bedienen, wo er nur eine hätte setzen sollen. Beyspiele hierzu fand ich in seinen Werken viele. Doch sind mir jetzt keine gegenwärtig, als in einem Brief der Zürichischen Sammlung (B. 1. S. 112), wo er schrieb: "Sollte es unter den Wilden nie

"keine Zilia gegeben haben?" und B. 3. S. 127: "Ich habe nie keinen Augenblick aufge-"hört, Sie zu lieben." S. 328: "Nie kein "Mensch." Auch S. 391.

---

XII.

## Materialien zu Bretschneider's Biographie; von ihm selbst.

---

Vorerinnerungen.

Als ich vor zwey Jahren die Vermischten Nachrichten und Bemerkungen herausgab und an ihre Spitze Lebensumstände meines verewigten Freundes, des Hofraths von Bretschneider, stellte, bedauerte ich, keine förmliche Biographie bilden und nur Bruchstücke, mit unter auch Vermuthungen, mittheilen zu können. Noch lebhafter aber beklagte ich, daß er die, seinem ältern Freunde Nicolai und mir oft versprochene Selbstbiographie zwar angefangen, aber nicht vollendet hatte. Schon im Jahr 1783 begann er diese Arbeit in Form eines Briefes — an wen? finde ich nicht, vermuthlich aber an Nicolai — von O (Ofen)

am 10ten Februar, auf zwey eng und rein geschriebenen Bogen: sie reicht aber kaum bis an seine Jünglingsjahre. Die zweyte, vier Bogen stark, geht auch nicht weiter, weicht aber hier und da von der ersten ab, ist übrigens mitten in einer Periode abgebrochen. Die dritte, von der ich nichts vorfinde, fieng er im Jahr 1794 an, kam aber damit nur bis zum zwölften Bogen *). In einem andern Brief vom Jahr 1800 an Nicolai **) äusserte er, er arbeite daran in Bruchstücken, weil er einige Haupt-Epochen seines Lebens, wegen der Briefschaften und der Schreibtafeln, die er beschrieben habe und die schon zu verbleichen anfiengen, weg arbeiten müsse. Kurz vor seinem Ende setzte er die Feder zu gleichem Zweck zum viertenmahl an. Am 6ten Oktober 1810 schrieb er an Nicolai: "Von meinem Leben ist leider! noch nicht mehr, als 20 Bogen, "aus der Feder" u. s. w. ***). Es scheint nicht, als wenn er irgend eine seiner unvollende-

*) Zu Folge eines Briefes, dem Hr. v. Göckingk vor der von ihm herausgegebenen Reisebeschreibung mittheilt S. 26.

**) s. ebend. S. 30.

***) Vergl. ebend. S. 30.

ten Biographieen Nicolai'n mitgetheilt oder als wenn sich eine unter den Papieren dieses Freundes gefunden hätte. Denn sonst würde Hr. v. G. dies gemeldet und sie vielleicht haben abdrucken lassen. So aber giebt er nur aus Bretschneiderischen Briefen Notizen. Ich selbst finde unter den von dem Herrn General von Bretschneider mir gütigst überlassenen Papieren seines Vaters drey angefangene, aber bey weitem nicht vollendete Selbstbiographieen; nämlich die erste, zweyte und vierte. Letztere ist mit flüchtiger Hand — wenigstens zum Theil in Erlangen — geschrieben, allem Ansehn nach nicht revidirt, und hier und da mit Stellen von einer andern Hand, die mir bekannt ist, indem er sich hier eines Schreibers bediente; wahrscheinlich das letzte Bruchstück, dessen Br. in dem vorhin erwähnten Brief an Nicolai gedenkt, aber nicht zwanzig, sondern nur neun Bogen stark; und endiget mit einigen Vorfällen nach der Schlacht bey Leuthen, folglich 1757. Ausserdem finden sich noch einige Blätter mit Bemerkungen oder Nachrichten.

Ich will nun versuchen, ob ich aus dem Allem ein Ganzes werde zusammen setzen können. Eine ziemlich vollständige Biographie ließ sich alsdann verfertigen, wenn sich Jemand die Mühe

geben wollte, alle von dem Herrn v. S. und von mir mitgetheilten Materialien, besonders die vielen Briefe, gehörig zu benutzen. Die Reisebeschreibung selbst ist eben auch als ein Stück einer solchen Biographie anzusehen, wäre folglich mit zu verarbeiten. M.

---

## Einleitung.

Der grosse Cäsar hat einen Theil seines Thatenreichen Lebens beschrieben, und der grössere Friedrich hat das Nämliche gethan. Man liest und bewundert den alten Helden, wie den neuen, und findet, daß das Individuum eines jeden so gut eine idealische Puppe ist, als diejenige, die sich der Romanschreiber zusammenknetet; und er müßte nur ein Muhamed seyn, wenn seine Nachkommenschaft grosse Vortheile aus der Heldenehre ihres Stammvaters ziehen sollte. Man wird gewiß nach tausend Jahren, wenn nicht alles zu Trümmern geht, noch von dem Helden aus Preussen reden, der wirklich existirt hat, aber sicher auch noch von dem Helden aus Mancha, den die feurige Einbildungskraft eines Dichters schuf; und es ist ganz leicht zu prophezeihen, wer die meisten Leser haben wird, wenn die Bücher bis dahin kommen.

Unsere Vorfahren, die da Schlösser und Kirchen mit eiserner Festigkeit baueten, glaubten da-

mit grosse Dinge für ihre Nachkommen zu thun und ihnen die Baukosten in infinitum zu erspären. Uns mißfallen ihre engen Zimmer und ihre kleinen Fenster. Wir verwünschen die guten Alten mit ihren massiven Mauern, weil sie uns viel Arbeit beym Abbrechen machen, und bauen für uns — damit unsere Kinder auch wieder etwas für sich zu bauen haben. Wir nennen die alten Geschichtschreiber Fabelhänse und zerfetzen sie mit Kommentarien, Auslegungen, Zweifeln und Muthmassungen. Wer möchte denn für die Nachwelt schreiben, die vielleicht unsere ganze Existenz bezweifelt? Lieber mögen uns unsere Zeitgenossen mißhandeln, die uns verstehen, als die späten Kritiker, die mit den Schatten fechten. Kaum hatte der größte Mann unsers Jahrhunderts die Augen zugemacht; so kam ein Gleisner aus dem Stamme Levi und beschuldigte ihn in einer öffentlichen Schrift der Sodomie *); eine Beschuldigung, die gewiß allezeit 99 Gerechte gegen Einen Sünder gründlich vertheidigen könnten, wenn sie nur wollten, und für die der Denunciant auch nicht Einen gültigen Grund anzugeben weiß. Aber genug! Niemand war da, der widerlegte, und nach hundert Jahren wird der größte Mann und zugleich der züchtigste Mensch

*) Wer dieser wohl seyn mag? Vermuthen kann ich es wohl: wer wird aber, bey einer so entsetzlichen Beschuldigung, Vermuthungen aussprechen mögen?

M.

seiner Zeit für einen Knabenschänder passiren, und ein anderer, der an den Franzosen starb, wird seiner Enthaltsamkeit wegen gelobt werden.

Auch Philosophen haben sich damit abgegeben, der Welt ihre Leben und Meinungen mitzutheilen, und es geht ihnen um nichts besser, als den Helden. Es giebt Leute, die zehenmahl mehr Wesens machen von Tristram Shandy, als von Jean Jaques Rousseau, der Bekenntnisse schrieb, wie Sanctus Augustinus, welcher war ein Bischoff, der ex officio wissen mußte, was zu einer Generalbeichte gehört. Die Kirche will, daß der, der seine Sünden bekennt, sie vorher erkennen soll: wenn aber das Beichtkind so voll Eigenliebe steckt, daß es glaubt, die ganze Welt bekümmere sich um seine werthe Person, wenn es überall Verfolgung, Verschwörungen und Neid sieht, um seiner grossen Talente willen, alle Menschen für seine Feinde hält, die es nicht auf den Händen tragen, und von grossen Leiden schwatzt, die keinen andern Grund haben, als weil sich der grosse Mann immer verkannt glaubt — dann muß der Beichtvater, wäre es auch das Publikum, den Beichter zu rechte weisen, und sagen: Freund, die Fehler anderer, die deine Tugenden und Talente verkannt und deinen Ehrgeitz gekränkt haben, gehören in die Beichte der Sünder, die diese Schandthaten begiengen, und die Leiden, die dir deine Hypochondrie schuf, sind Sünden, die du dem Arzte bekennen mußt.

Wenig

Wenig Philosophen beichten ehrlich und wenig ehrliche Leute beichten philosophisch. Als ich vor 20 Jahren in ein anderes Land zog und von einem Freunde Abschied nahm, führte er mich in ein abgelegenes Zimmer und machte mir mit vielen Vorbereitungen kund, daß er mir etwas Wichtiges anzuvertrauen habe; eine Entdeckung, wozu ihn sein Gewissen antriebe, die er nur einem wahren Freunde anvertrauen könne, um von ihm Rath und Trost zu hohlen und seinem bedrängten Herzen Luft zu machen. Mir war nicht wohl bey der Sache; ich witterte Mord und Kirchenraub, sah dem Geständnisse ängstlich entgegen, und hörte endlich nach Seufzen und Händeringen — der arme Mann habe das Unglück, keinen Brief schreiben zu können, mit dem er vollkommen zufrieden sey; jeder Posttag werde ihm zum Trauertage; er müsse alle Briefe umschreiben, und finde doch noch immer vieles daran zu ändern und auszustreichen. — Wer war froher, als ich, daß es nichts Schlimmers war! "Freund, sagte ich, Sie sind hypochondrisch." Das weiß ich wohl, antwortete er, es giebt mehr Hypochonder in der Welt, aber gewiß keinen, der so viel Pein zu erdulden hat, als ich. "Ich will Ihnen einen kennen lehren", und damit lief ich fort und schickte ihm Adam Bernd's Leben; womit ich mich nicht sonderlich empfahl. Er gab mir das Buch vor meiner Abreise zurück und sagte mit Unwillen: "Wie können Sie mich mit diesem Menschen vergleichen? er war ja ein Narr." Und dieser Adam Bernd, nebst dem Kardinal Retz, sollen

doch, nach dem Ausspruch eines unserer guten Schriftsteller, die zwey einzigen Männer seyn, die der Welt ihre Tugenden und Laster ganz unumwunden Preis gegeben haben. Von Adam Bernd muß es dem zu Folge, was ich erst erzählt habe, wohl richtig seyn: aber was Seine Eminenz anbelangt; so bekennen Sie freylich manche politische Schelmerey, die da zeigt, daß Sie ein eben so schlauer Staatsmann, als Mazarin, würden gewesen seyn, wenn Sie ein eben so grosses Feld vor sich gehabt hätten: wer aber Ehre darin sucht, ein intriguanter Kopf zu seyn, der prahlt mit seinen Talenten, wenn er Fehler bekennt, die ihn als einen solchen zeigen.

---

Ich, der ich weder Held, noch Philosoph, weder Kardinal, noch Doktor bin, ich will einmahl meine Sachen nach einander her erzählen, so wie ich mich ihrer erinnere und weder mich noch andere schonen. So lang ich lebe, werde ich dafür sorgen, daß meine Beichte nicht gedruckt wird; und wenn ich tod bin — mag sich die cara posteritas über mich lustig machen, so viel sie will. Mir scheint es halt, daß meine Begebenheiten keine Alltagsbegebenheiten sind, und wenn einer oder der andere etwas zu seiner Erbauung oder Belehrung darin findet; so darf er darum nicht glauben, daß ich mir auf diese Aussicht etwas zu gut thue. — Mir die Zeit zu vertreiben und den Lauf meines Lebens wieder

der Ordnung nach ins Gedächtniß zu bringen, das ist meine ganze Absicht. — (In dem vorhin erwähnten Brief vom J. 1783 äussert er noch Folgendes über seinen Vorsatz).

Meine Lebensgeschichte ist gewiß so reich an Begebenheiten und Zufällen und zugleich so lehrreich für den Beobachter und Philosophen, daß ich ihr sicher Beyfall von der erleuchteten Gattung Menschen versprechen könnte. Wollte ich meine Gedanken über viele Sachen, über die Schlüsse und Erfahrungen, die ich aus Manchem, so mir begegnet und aufgestossen ist, gezogen habe, entdecken und mich ganz so darstellen, wie ich bin oder zu der Zeit war, da ich dieses oder jenes erlebte; so würden viele Bände nicht zureichen; und jetzt habe ich schon gar keine Hoffnung, jemahls in den ruhigen Zustand der Seele versetzt zu werden, in dem ich mit der mir natürlichen Laune frey von Zwang und ohne Einschränkung mit ungepreßten Herzen, schreiben könnte. Ich weiß, daß ich ungekannt und unbeklagt aus der Welt gehen werde. Ich bin so gleichgültig dabey, daß ich die ganze Nachwelt auffodere, nach 50 Jahren noch Böses von mir zu reden. Aber doch sehne ich mich — ich weiß selbst nicht, aus welchem Instinkt — wenigen Freunden so bekannt zu werden, daß sie mich nach meinem Tode noch mit dem Wunsche einer sanften Ruhe beehren; und darum will ich Ihnen, ohne mich mit einem längern Galimathies zu belästigen, ein Abrégé des Mémoires d'un Avan-

turier malgré lui nach und nach in etlichen Briefen zuschicken. Nach meinem Tode können Sie mir ein Ehrengedächtniß daraus zusammen stoppeln: aber ich bitte Sie, Freund, auf Subscription: sonst bleibt's Ihnen liegen. Da ich vielen Menschen und an vielen Orten bekannt bin; so werden sich schon Neugierige finden, die sich unterzeichnen. Zur Titel-Vignette bitte ich mir einen Aschenkrug aus, in dem irgend ein Exjesuit oder sonst ein Feind der Aufrichtigkeit wie in einem Chocoladetopf quirlt; denn schwerlich wird mein kostbarer Ueberrest dieser irdischen Hülle sich auch nach dem Tode viel Ruhe versprechen können. Zur Sache.

Ich bin am 6ten März 1739 zu Gera im Voigtlande gebohren, versteht sich aus einem reinen und unbefleckten Ehebette. Mein Vater war pensionirter königl. Preussischer und Sächsischer Rittmeister, hatte die Feldzüge gegen Karl den 12ten mit gemacht, lebte erst auf seinem Rittergute zu Weyda und zuletzt in Gera, dem Geburtsort seiner Frau, der Tochter des dortigen Bürgermeisters, hatte acht lebendige Kinder, sieben Söhne und eine Tochter, von denen ich der jüngste war. Mein Vater war schon tief in die Sechszig und meine Mutter 44 Jahre alt. Von meinen Brüdern sind nur noch der zweyte und dritte am Leben. Zur physischen und moralischen Menschenkenntniß gehört eine genaue Untersuchung der Regungen des Kindes in den ersten Jahren; und davon weiß ich gute Rechenschaft abzulegen. Denn

ich kann mich zurück erinnern bis in mein zweytes Lebensjahr, und habe darüber Zeugnisse. Meine Schwester, die damahls etwa 15 Jahre alt war, beschäftigte sich mit meiner Wartung mehr, als meine Mutter. Ich erinnere mich noch, wie heute, daß meine Schwester tanzen lernte, daß ich auf meinem erhabenen Kinderstuhl meinen Betrachtungen über die kleine Geige des Tanzmeisters und über seine schwarze Perrücke nachhieng. Wir fanden in den Rechnungsbüchern meiner Schwester, daß sie in den ersten Monaten des J. 1741 tanzen gelernt hat. Es ist gewiß, daß ich als Kind ehrlich und aufrichtig und keiner Lüge fähig war, so lange, bis ich Lügen und Trügen an erwachsenen Personen bemerkte, und zugleich, wozu es gut war; da wußte ich mich ganz bald drein zu schicken: nur durfte man mir niemand mit der Beschwörungsformel entgegen kommen: Heinrich, sage mir die Wahrheit! Noch in meinem Alter habe ich den Fehler und entdecke ihn, weil ich nicht mehr fürchte, daß man Gebrauch davon gegen mich machen wird. Ich glaube, daß ich zum Menschenforscher gebohren war; denn ich beobachtete alle Handlungen der einzelnen Individuen, die mir im Wurf kamen, mit ausserordentlicher Aufmerksamkeit, schon in den ersten Kinderjahren, und lernte sie bald richtig beurtheilen. In meinen sechsten und siebenten Jahren besaß ich schon viel Erfahrung, die ich in ältern Jahren, da ich in die Welt kam, bestätigt fand. Seit meinem zwölften hab' ich wenig mehr in diesem Artikel lernen können; denn

die Belesenheit unterstützte meine Erfahrungen. In meinem vierten Jahre schickten mich meine Eltern in eine Schule, in der ich Anfangs nur einen Zuschauer abgeben sollte. Ich äusserte bey meinem ersten Eintritt Lust zu schreiben; man wollte mich durch Willfährigkeit gewinnen, und gab mir Dinte, Feder und Papier, welches ich voll kritzelte. Nun lobte man meine Kritzeley und sagte, daß das Kind recht schön schreiben könnte. Ich erinnere mich aber noch heute, wie verdächtig mir dieses Lob vorkam, wie ich meine Lobredner in Verlegenheit setzte, von ihnen zu verlangen, daß sie mir das Geschriebene vorlesen sollten, und wie fest ich überzeugt war, daß sie das nicht konnten. Ich dachte an diese Begebenheit dreyßig Jahre darnach, als ich einen Mann, der älter war, als ich, und der noch anfangen wollte, Musik zu lernen, zum Klaviermeister sagen hörte: Ich kann schon etwas auf dem Flügel spielen; denn wenn ich allein bin, so spiele ich oft ganze Stunden recht artig, es mögen die schönsten Menuete und Polonoisen seyn; ich verstehe nur noch nicht genug Musik, um es unterscheiden zu können.

Manche dergleichen kleine Vorfälle, wie der mit dem Schulmeister, überzeugten mich schon sehr früh, daß Menschen oft das sagen, was nicht wahr ist; und daher lernte ich lügen, so lügen, daß ich in meinen frühern Kinderjahren oft schon ganze, aus dem Stegreif erdachte Original-Erzählungen an Mann brachte, die nicht weniger

werth waren, als die Muster, denen ich sie nachahmte — den Mährchen meiner Amme. Es waren meistens Gespensterhistorien. Einst wollte ich gesehen haben, daß sich ein Pantoffel in eine Katze verwandelt habe. Meine weiblichen Aufseher nahmen das Ding ernsthaft und fiengen an sich zu fürchten: aber mein Vater, der dazu kam, lachte sie aus, ohne das mindeste Mißvergnügen über meine gute Anlage zur Erfindungskunst zu äussern. Er war Soldat, und sagte in der ihm gewöhnlichen Sprache: Seht ihr nicht, ihr alten Hexen! daß der Junge euch zum Narren hat; er ist zehenmahl gescheuter, als ihr. Das war Aufmunterung für Genie. Aber wirklich hatte mich auch die gütige Natur mit einem Kopfe versehn, der sich schon in den frühesten Jahren leicht zu helfen wußte.

Lesen und Schreiben lernte ich spielend und geschwind, nur nicht in der Regel. Buchstabiren haßte ich, und faßte gleich die Sylben zusammen. Mein erster Lehrer war ein guter Mann, der mich zwar ganze Seiten lesen ließ: aber nach dem Lesen mußte ich das Gelesene auch noch buchstabiren. Das gieng alles ganz gut; denn bey aller meiner eigenmächtigen Lernung kam ich doch immer weiter, als meine Mitschüler.

Nunmehr aber kamen Stunden und Zeiten, wo meine Entschlossenheit und Munterkeit gar mächtig gedämpft wurde. Damahls war die Herrnhuterey in ihrem Wachsthum, und mein älterer

Bruder, der in Halle studirt hatte, zierte diese Gemeinde als Mitglied, und war in Diensten des Grafen Reuß zu Ebersdorf, aus denen er etliche Jahre darnach als Hofrath zu dem Grafen Heinrich dem 12ten nach Schleitz gieng. Mein Vater hatte, nach mancherley erwählten Religionssystemen, Geschmack an der mystischen Theologie gefunden, und ließ sich also um so leichter von meinem Bruder bereden, mich in das Herrnhutische Erziehungshaus nach Ebersdorf zu schicken, wo mein Bruder damahls wohnte. Er hegte die gute Meinung, daß mich der Heiland ergreifen würde: worin er sich aber irrte.

Hier muß mir der Leser eine Ausschweifung erlauben, und zwar auf Kosten meiner meisten Kollegen, der Selbstbiographen. Ein grosser Theil dieser Herren klagt über ausgestandene Noth und Unrecht. Meistens aber ist diese Noth nichts anders, als daß es ihnen nicht so ergieng, wie sie wünschten: aber die Noth, die ich sehr oft in meinem Leben erdultet habe, ist etwas Reelleres — Hunger und mit unter Ungeziefer, schon als ein Bube; Arbeiten, wie sie sich für einen Bauerknecht schicken u. s. w. wie die Folge lehren wird; und dazu war der Anfang in jenem Herrnhutischen Erziehungshause gemacht, wo ich mich nie satt gegessen habe und zuletzt aus Mangel der Nahrung so matt und hinfällig wurde, daß ich nicht mehr mit den andern Knaben spatziren gehen konnte, sondern zu Hause bleiben mußte und da alle Brodrinden zusammen suchte, die

andere weggelegt hatten. Meine Bedürfnisse foderten vielleicht mehr, als bey andern; denn ausser mir und etwa noch einem halben Dutzend Knaben, klagte zwar keiner: aber gewiß war nach einer Mahlzeit kein einziger Teller eines Zöglings zu sehen, der nicht ganz rein abgeleckt war, wie polirt. Es mag seyn, daß mein ausserordentliches Wachsthum an diesem ungewöhnlichen Appetit Schuld war; denn ich war immer sehr groß für mein Alter und bin, des Hungers ungeachtet, den ich hier und in der Folge in meinem Soldatenstande ausgestanden habe, doch so geschwind groß geworden, daß ich in meinem 18ten Jahre schon sechs Schuh maß: aber dabey blieb ich auch stehen. Daß ich damahls nicht satt zu essen bekam, das ist zuverlässig und daß der Hunger selbst meine kindische Blödigkeit und die Kleinmuth besiegte, in die ich durch die allgemeine Verachtung gefallen war, bezeugt folgendes Beyspiel. Wir bekamen zum Frühstück Butterbrod. Ich hatte bemerkt, daß oft ein Stück grösser war, als das andere und stellte mich einst an die Thüre, erwartete den Aufwärter mit dem Teller, bemächtigte mich des größten Stücks, und behauptete dieses Recht auch in der Folge bey allem Murren und Drohungen meiner Stubengesellen. Damit war mir aber nicht geholfen; der Hunger plagte mich Tag und Nacht; und ich kam dadurch auch noch in den Ruf eines Vielfrasses. Ich hatte wahrgenommen, daß in dem Zimmer des Oekonomen ein Schrank war, in dem Brode lagen. Dies brachte mich auf den Anschlag, in der Nacht

aufzustehen, bey der grossen Nachtlampe, die auf unserm Schlafsaal hieng, einen Wachsstock anzuzünden und mich, unter dem Vorwand, auf den Abtritt zu gehen, zu den Broden zu schleichen. Diese waren so groß, daß ich ihnen anders nichts anhaben konnte, als daß ich mit den Någeln die Krume herausgrub und tiefe Lőcher hinein arbeitete. Das trieb ich manche Nacht, und wurde nie entdeckt. Einst fand ich in dem nämlichen Schrank kleines Geld, vielleicht in allem ein Paar Groschen. Dessen bemächtigte ich mich, als einer guten Prise, und kaufte mir bey einem, dicht an unserm Hause wohnenden Becker Semmeln. Nun wußte ich auch, wozu Geld zu brauchen war, und stahl, wo ich etwas fand, wurde bisweilen entdeckt, und sank so bis zur tiefsten Verachtung anderer und der größten Fühllosigkeit meiner selbst herab. Eine üble Gewohnheit, Kinder die Strafe verdienen, mit Hunger zu bestrafen, und sie vor dem Tisch stehen zu lassen, wenn die andern assen, vermehrten meine Leiden und meinen Stumpfsinn. Endlich wirkte der Mangel an Nahrung sichtbar auf meine Gesundheit. Ich wurde zwar nicht förmlich krank, aber doch so schwach und matt, daß es mir sauer wurde, eine Treppe zu steigen oder andere Bewegungen zu machen; wozu ich doch sonst viel Neigung hatte. Damit erwarb ich mir nun auch den Titel eines trägen, phlegmatischen Knaben, aus dem gar nichts werden könnte; und das glaubte ich am Ende selbst, und ließ alles gehen, wie es gieng, ohne mich im mindesten anzustrengen. Es war da eine löb-

liche Gewohnheit, im Sommer Spatzirgänge zu machen, die sich oft eine Stunde und noch weiter erstreckten. Einer der Vorgesetzten nahm z. B. 10 bis 12 Knaben und führte sie in einen Wald oder auf eine Wiese, wo wir mit einander spielten oder uns in Parteyen zerstreuten, und nach einiger Zeit wieder zusammen fanden. Eine kleine Begebenheit, an die mich erst vor kurzem einer meiner damahligen Mitschüler erinnerte, kann zum Beweise dienen, wie sehr ich meine Kameraden an Klugheit übertraf, ob ich gleich der jüngste unter allen war. Unser Vorgesetzter hatte uns einst auf eine Wiese geführt, die an einem Flusse lag. Es war im hohen Sommer; er überließ uns selbst, und legte sich im Schatten zu schlafen. Wir fanden am Ufer einen Kahn, setzten uns alle hinein, banden ihn los und folgten dem Strome, der uns zwar ein Stück mit sich fort führte, aber endlich doch glücklich an das gegenseitige Ufer trieb. Da stiegen wir aus und überlegten, was zu thun sey, um wieder auf die andere Seite zu kommen, wo unser Mentor noch schlief? Ein Bauer, der in der Gegend auf dem Felde arbeitete, mengte sich in unsere Berathschlagungen und rieth uns, eine Viertelstunde weit an dem Ufer zurück zu gehen, wo eine Brücke sey, sagte uns aber dabey, daß die Person einen Dreyer Brückenzoll entrichten müsse. Wir machten uns also auf den Weg, überlegten aber auf der Reise weislich, wie es anzufangen sey, ohne Geld über die Brücke zu kommen? weil sich, nach der strengsten Untersuchung in allen unsern Taschen nicht mehr

als zwey Dreyer fanden, und wir brauchten doch deren zehen. Mir fiel gleich der Gedanke sehr auf's Herz, daß ich, wenn es auf's Ausreissen ankam, als der jüngste und schwächste, gewiß nicht würde nachkommen können. Ich machte also den Vorschlag, man sollte mir die zwey Dreyer einhändigen, einer nach dem andern die Brücke passiren und den Zolleinnehmer auf mich, der ich der letzte seyn wollte, verweisen. Dies wurde genehmigt, und gieng ganz vortrefflich. Es war ein Weib, die den Zoll einnahm; sie ließ die ersten neun oder zehn Knaben, die sich auf den letzten beriefen, mit aller Höflichkeit über die Brücke wandern und foderte endlich von mir, der ich etwas später nachkam, das Brückengeld. Ich fragte, was die Person zahle, gab ihr das, was sie foderte, einen Dreyer, und wußte es geltend zu machen, daß ich nicht schuldig sey, für meine Kameraden zu bezahlen und daß es ihre eigene Schuld sey, wenn sie sich nicht von ihnen habe bezahlen lassen. Das Weib mußte am Ende selbst lachen und entließ mich mit der Drohung, daß sie die Sache weiter suchen würde, dessen ich mich aber nicht erinnere, wohl aber dessen, daß ich mir für den ersparten Dreyer eine Semmel kaufte.

Ich schrieb endlich an meinen Vater einen Brief, der meine ganze Noth aufdeckte: dieser fiel aber den Brüdern in die Hände, und weil sie sich vor meinen Vater, der ein harter Mann war, fürchteten; so trauten sie zwar nicht, mich

dafür zu strafen: sie nahmen mir aber den Brief und hudelten mich von nun an doppelt.

Ich lenke nun wieder ein, um wieder auf meine frühern Schicksale zu kommen.

Ich war sechs Jahre alt, als ich in dieses Haus trat, und in den ersten drey Tagen wußte ich schon, worauf es hier ankam, nämlich auf Heucheley; und diese hätte ich, wie meine Kameraden, auch gern ergriffen, damit es mir wohl gienge: aber ein Rest meiner mit auf die Welt gebrachten Aufrichtigkeit ließ es nicht zu; ich konnte niemahls sagen, daß ich Gnade gekriegt hätte.

Meine natürliche Lust und Anlage verursachte, daß ich in diesem Hause durch Zuhören die Anfangsgründe der Lateinischen Sprache eroberte; denn ich ließ mich nie auf's Auswendiglernen oder Anstrengen ein; und man ließ mich gehen; der Heiland und die Gnade waren hier das Hauptwerk; und, da ich mich darauf nicht einließ, wurde ich unter die Verworfenen gezählt und so herabgesetzt, daß ich zuletzt selbst glaubte, schlechter als die andern zu seyn. Der Hunger machte mich kleinmüthig; ich legte mich dabey auf's Stehlen, um mir Brod bey dem Nachbar Becker kaufen zu können. Die Vorgesetzten wurden meiner satt, und mein Herr Bruder, der Aeltesten einer unter den Brüdern, drang selbst bey den Eltern darauf, mich hinweg zu nehmen.

Es war im Jahr 1745, da die größten Tändeleyen mit dem Lämmlein, Kreuzluft-Vögelein und mehrerer dergleichen Kindereyen in der Gemeinde Mode waren, wenigstens in dem Orte, wo ich mich befand. Wir hatten alle Tage, Früh und Abends, etliche Andachtsstunden, in denen Grosse und Kleine auf den Knieen lagen und nach Beschaffenheit ihrer Herzensumstände die Gnade wirken liessen oder sie erst erwarteten. Kam sie nun bey einem oder dem andern zum Durchbruch; so stand er auf, sagte, er habe Gnade gekriegt, wurde von allen geküßt, und war nun ein Kind des Heilandes und der Gemeinde. Wenn man sich vorstellt, daß ein solcher Neophyt nun gleich zärtlich geliebkoset und von allen Weltkindern mächtig distinguirt wurde; so kann ich noch immer nicht begreifen, warum ich mich nie zu diesem Schritt bequemen und Gnade heucheln wollte. Ich hatte Verstand genug einzusehen, wozu es gut war und sah täglich, wie viel Verachtung auf denen lag, die über diesen Punkt zauderten. Nach und nach wurden alle meine Kameraden von der Gnade ergriffen: ich aber blieb immer kalt, fühlte nichts von dem, was ich, nach der Beschreibung der andern, fühlen sollte, und war nach kurzem Aufenthalt in diesem Hause auch schon überzeugt, daß ich es nie fühlen würde, und daß alle nur so etwas zu fühlen vorgaben, ohne daß ich mich entschliessen könnte, ein Gleiches zu thun. Es war auch damahls eine niederträchtige Gewohnheit, den besuchenden Brüdern, die in unsere Zimmer kamen, bey'm Eintritt die Füsse zu küs-

sen. Zu dieser bequemte ich mich gleich Anfangs nicht, ob es gleich alle übrige Bekehrte und Unbekehrte ohne Anstand thaten. Ich lief zwar mit zu: wenn aber alle andere niederfielen, um dem Bruder Klemens oder dem Bruder Schaukirch, und wie diese Patrone alle hießen, die Schuhe zu belecken; so blieb ich doch allein aufrecht stehen. Diese Absonderung fiel in die Augen und wurde sehr übel genommen. Man nannte mich verstockt und begegnete mir verächtlich: dies war aber gerade das Mittel, mich wirklich verstockt zu machen. Mit freundlichen Worten hätte man mich vielleicht auf meine ganze Lebenszeit zum Heuchler bekehrt: aber die höhnischen Seitenblicke, mit denen man mich bestrafte, verursachten, daß ich ein verstockter Sünder blieb. Doch wagte man es auch nicht, mich über diese Unterlassungssünde geradezu mit Worten zu bestrafen, sondern begnügte sich nur, mich überhaupt alle mögliche Verachtung fühlen zu lassen. Dies hatte ich dem Umstande zu danken, daß mein Bruder in demselben Orte wohnte und in einem gewissen Ansehn stand. Er ließ mich bisweilen des Sonntags zu sich kommen: allein, er befragte mich um diese Dinge nicht, und ich war theils zu furchtsam, mich ihm zu eröffnen, theils zu schlau, weil ich mir im Voraus einbildete, daß er mehr die Partey meiner Vorgesetzten, als meine eigene, nehmen würde: wiewohl ich mich, wie man in der Folge sehen wird, in dieser Meinung betrog. Die Herren, denen äussere Bildung anvertraut war, waren meistens schlechte Helden, ausgenom-

men den Baron Ranzau und einen gewissen Richter, die beyde mit uns Kindern nicht viel zu thun hatten. Ich war, nebst zwey Grafen Reuß und zwey Baronen Zeschwitz auf Einem Zimmer, war der jüngste unter ihnen, aber, ohne es damahls zu wissen, auch der klügste unter den fünfen. Ich weiß nicht, wie ich auf das Studium der Menschenkunde gekommen bin, das ich schon damahls trieb. Ich war sehr aufmerksam auf die Handlungen meiner Vorgesetzten, verglich sie oft mit dem, was sie uns über dieses oder jenes sagten, und in kurzem war das Resultat davon, daß ich die meisten Bewohner des Hauses für Heuchler hielt. Ein Mann unter andern, den ich Anfangs hochschätzte, verlohr in meinem Herzen alle Achtung, als er einen falschen Französischen Thaler mit Quecksilber bestrich, um einen reisenden Krämer-Juden damit zu betrügen. Er nahm sich vor einen so kleinen Knaben, wie ich war, nicht in Acht, schwatzte von der Sache mit einem andern, und glaubte gewiß nicht, daß ich das Schändliche der Handlung vollkommen einsah, ohne sie mit der Nation des Betrogenen zu entschuldigen, die dem Heilande so übel mit gespielt hat.

Dergleichen Beyspiele, ob ich sie gleich nach ihrem wahren Werthe beurtheilte, verdarben meinen, von Natur ganz rechtschaffenen, offenen Charakter. So weit ich mich meiner ganz ersten Kinderjahre zurück erinnere und so genau ich mich schon in meinen Jünglings-Jahren darüber geprüft

prüft habe; so gewiß kann ich versichern, daß ich mich keines Instinkts oder der mindesten natürlichen Anlage zu Lügen, Stehlen, Verstellung und dergleichen zu erinnern weiß: aber eine geschwinde Anhänglichkeit an diese Laster wandelte mich an, so bald mich Beyspiele anderer, besonders meiner Eltern und Vorgesetzten, dazu gleichsam berechtigten. Nur zum Geitz konnte ich mich nicht bequemen, ob ich gleich desfalls ganz lehrreiche Beyspiele vor mir hatte; und daran mag der übele Einfluß Schuld seyn, den dieses Laster auf mein Commodum hatte, weil ich in Vergleichung mit andern Kindern, deren Eltern nicht reicher waren, als meine, weniger bekam und geringer gehalten wurde. Verstellen konnte ich mich schon meisterlich, so klein ich war; und deswegen wäre es auch nicht unmöglich gewesen, bis zur Heucheley zu avanciren: allein, weil dieses Laster anhaltende Aufmerksamkeit erfodert und keine Intervallen leidet; so paßte es nicht zu meinem Temperament. Mein Vetter Spangenberg, der jetzt Oberstlieutenant in Braunschweigischen Diensten ist, der auch in diesem Erziehungshause war, stand mit mir in gleicher Verdammniß, und ließ wenig Spuren empfangener Gnade blicken: aber er war drey oder vier Jahre älter, als ich; und nahm die verächtliche Begegnung der Heilandskinder weniger zu Herzen, hatte auch keinen so guten Appetit, als ich. Einst kam ihm die Lust an, mit Gnade zu prahlen. Er lief im ganzen Hause herum und sagte jedem, der ihm begegnete, nicht in der gewöhnlichen sanften Spra-

che der Frommen, sondern ganz leichtsinnig und munter: "Wißt ihr was Neues? ich habe Gnade gekriegt!" Der Haus-Chirurg Eckart, der diese Neuigkeit nicht gleich für baare Münze annehmen wollte, antwortete ihm: "Was, Sie ha"ben Gnade gekriegt? Sie sehen mir darnach "aus." — "Herr, wenn er's nicht glauben will, "so kann Er mich —" Schöne Gnade, sagte Freund Eckart! — und wirklich bekam mein Herr Vetter Schläge — aber niemahls Gnade.

Ich könnte Beschreibungen von der ganzen damahligen Einrichtung in Ebersdorf machen; ich könnte die Charaktere meiner damahligen Lehrer und verschiedener meiner kleinen Kameraden zeichnen; denn ich erinnere mich noch alles dessen, was ich damahls sah und dachte. Allein, dies würde zu weit führen. Nur Folgendes, was wesentlich zu meiner Lebensgeschichte gehört, sey mir zu erzählen erlaubt. Wir hatten unter andern einen alten Candidatum Theologiae; er hieß Stoi, und war noch der beste, so wie er der einfältigste war. Abends setzte er sich zu uns, und erzählte Mährchen von verwünschten Prinzessinnen u. dgl. m. Die Mährchen glaubte ich nun zwar schon damahls nicht: aber ich hörte sie gern; und dies gab mir den ersten Anlaß, ein Buch, das ich in Abwesenheit der andern gefunden hatte, zu lesen, und das war mein erstes Buch — der Kaiser Oktavianus mit seinem Weibe und Kindern. Als ich etwas über die Hälfte gelesen hatte und eben den Zweykampf des Ritters Florenz mit den

Riesen im Holzschnitte sehr aufmerksam betrachtete, nahm mir mein Vorgesetzter, der schon vorhin genannte Bruder Schaukirch, den ich deswegen von Herzen haßte, das Buch. Sollte man es wohl glauben, daß ich damahls schon über die Religion nachdachte? Ich war schon ein kleiner Skeptiker; die Hauptsache ließ ich an ihren Ort gestellt seyn, ohne zu entscheiden: aber alles, was die Herrnhutischen Brüder und meine Kameraden von innerlicher Regung, von Gnade und eingegossener Liebe zum Heiland vorgaben, hielt ich schon damahls alles für erlogen, für Verstellung, deren Nutzen für meine Lage ich wohl einsah, die ich mich aber nicht überwinden konnte, nach zu machen.

Um jene Zeit gaben Fresenius in Frankfurt, Benner in Giesen und noch andere mehr Bücher gegen die Herrnhuter heraus, die meinen Vater bewogen, mich von Ebersdorf nach Hause zu berufen. Die nächste Veranlassung dazu war folgende. Die jungen Grafen, die mit mir auf dem nämlichen Zimmer wohnten, hatten Schnürbrüste, vermuthlich, weil sich bey ihnen Ansatz zum Auswachsen zeigte. Um mir eine Quaal anzuthun, verfiel einer der Herren Vorgesetzten auf den Einfall, mich auch in eine von den Schnürbrüsten einzuzwängen, unter dem Vorwande, daß ich lernen müßte, mich gerade zu halten; und da schnürte er mich so fest zusammen, daß ich kaum Athem hohlen konnte. Gleich nach dieser Heldenthat mußten wir in eine öffentliche Andachtsstunde ge-

hen, welcher mein Bruder auch beywohnte. Er wurde an meinem Gesicht gewahr, daß mir etwas fehlen müsse, gieng also früher zu uns Kindern und führte mich hinaus, wo ich ihm dann mit tausend Thränen meinen Zustand erzählte, und auf der Stelle von meinem Panzer erlöset wurde, und dabey die Genugthuung bekam, eine derbe Zurechtweisung meines Peinigers mit anzuhören. Da nun meine Eltern ohnehin gegen die Herrnhuter gestimmt waren, und da mein Bruder den Haß dieser Leute gegen mich entdeckt hatte; so entließ man mich, und meine Mutter hohlte mich von diesem Ort ab, der nur 7 Meilen von meiner Geburtsstadt entfernt ist.

Als ich nun mit tausend Freuden wieder daselbst ankam, brachte ich keine andern Kenntnisse mit, als Lesen, Schreiben, ein wenig Deklinicen, und das Einmahl Eins, bis auf 6 mahl 10 ist 60. Weiter habe ich es mit diesem auch bis dato noch nicht gebracht, so wie ich überhaupt von allem, was ich nach der Zeit für mich lernte, die Anfangsgründe überhüpft habe. Meinen Vater freute es inzwischen doch, daß ich viel Wißbegierde blicken ließ, und alles, wovon ich den Sinn begreifen konnte, sehr geschwind auswendig lernte. Er ließ mich also in verschiedene Schulen gehn, die mir alle wegen ihrer Methode eckelhaft wurden und in denen ich nichts lernte, bis er mich nach ein Paar Jahren in das öffentliche Gymnasium that, wo es gerade um nichts besser war, und wo ich noch dazu bessere Gelegenheit bekam, die Schule zu schwänzen.

Es traf sich gerade, als ich eingeführt wurde, daß Examen gehalten wurde und daß mich mein zweyter Herr Bruder, Regierungs-Sekretar, öffentlich prostituirte, und als Schulen-Inspektor, welches Amt er nebenbey bekleidete, mir die Paar Groschen versagte, die den Schülern ausgetheilt wurden, unter dem Vorwande, ich hätte es nicht verdient; und das verdroß mich fast sehr. Die ältesten Schüler wurden in ein Examen rigorosum genommen, und Jedermann, der zuhören wollte, zugelassen. Ich gieng auch mit hinein, mit Groll im Herzen gegen meinen Bruder, der, unter uns gesagt, wie die fernere Erzählung lehren wird, ein General-Schurke war. Da examinirte denn Herr Rektor Hauptmann, und ließ den Plutarch übersetzen, und zwar die Lebensbeschreibung des Q. Sertorius, die ich erst ein Paar Tage vorher Teutsch gelesen und die mich sehr interessirt hatte. Clarissimus Hauptmann, da die Rede von dem weissen Rehe des Sertorius war, prallte am Ende mit der Sentenz heraus: Es war also dieser Sertorius ein grosser Feldherr, aber ein schlechter Mensch. Mir fuhr's heraus, daß ich fast ganz laut sagte: Das war er nicht. — D. Pfeiffer, der Präses, und ein gewisser Assessor Wendler kehrten sich um und fragten, was ich dagegen einzuwenden hätte? Ich schwieg ein Paar Minuten: da aber meines Bruders und des Rektors Geschrey, mich hinaus zu jagen, zu ernsthaft wurde; so bat ich mir das Wort aus, und D. Pfeiffer befahl, mich anzuhören. Darauf wiederhohlte ich in Teutscher Spra-

che das ganze Leben des Sertorius und lobte seinen Kunstgriff mit dem Rehe, als eine erlaubte Kriegslist *). Damit erwarb ich auf einer Seite viel Ehre, und auf der andern viel Haß. Ich kann den Assessor Wendler nicht vergessen, der mit dem Ausspruch finalisirte: Da Jesus 12 Jahre alt war, lehrte er im Tempel u. s. w. Und so gieng es mehrmals, daß ich gescheuter seyn wollte, als mein Lehrer, und damit Haß und Neid mir zuzog.

Ich halte es für zu wichtig für die Beobachter, als daß ich hier nicht ein Wort über das Lesen oder vielmehr über die aufgeschlossenen Begriffe, die die Kinder, wenn sie es anfangen, mitbringen müssen, einschalten sollte. In dem

*) Es geschah dies bey seinem Feldzug in Lusitanien, dessen Bewohner ihn zu ihrem Feldherrn gegen die Römer unter dem Konsul Metellus erwählt hatten, denen er eine republikanische Verfassung gab, und die ihm deswegen und wegen seiner Feldherrentalente innigst anhiengen. Er bediente sich dabey ihres Aberglaubens und ihrer Leichtgläubigkeit, um diese Anhänglichkeit zu verstärken. Unter andern zu diesem Zweck angewandten Mitteln brauchte er ein weisses Reh, das er zahm gemacht hatte und das ihm allenthalben nachlief. Doch nähere Umstände mögen die Nichtkenner der Römischen Geschichte, für welche diese Note geschrieben ist, in Plutarch's Biographieen nachlesen, welche mehr als einmahl ins Teutsche übersetzt sind. M.

Laufe meines Lebens sind mir wenigstens zwanzig Personen aufgestossen, welche mir betheuert haben, daß sie den Don Quixote niemahls haben lesen können, weil er gleich Anfangs von ganz, ihnen unbekannten Dingen geredet habe. Diese ganz unbekannten Dinge können doch nichts anderes gewesen seyn, als die Namen der Ritter, die Don Quixote in seiner Phantasie rekapitulirt oder die Titel der Bücher, die bey dem Auto da Fé zum Vorschein kommen. Ich war ein Knabe von acht Jahren, als ich den Don Quixote zuerst las, und kann versichern, daß er mir so viel Vergnügen machte, daß ich gar nicht aufhören konnte, bis er geendet war, und ihn, Kleinigkeiten ausgenommen, die mir meine geringe Weltkenntniß versagte, ganz verstand. Die Ursache war wohl diese, weil ich die Sachen nahm nach ihrer Benennung *); wenn geredet wurde von einem Don Esplanian u. s. w. nun so dachte ich, dies ist ein Ritter gewesen, der so geheissen hat, welcher Heldenthaten mag verrichtet haben, die du nicht zu wissen brauchst. So hab' ich alle Schwierigkeiten und das, was ich nicht verstand, beseitigt, und, wenn mir ein Buch sehr gefiel, beym zweyten oder dritten Lesen immer mehr Kenntnisse mit gebracht, die ich inzwischen aus mehrern Büchern und dem Umgang mit Menschen geschöpft hatte. Ich muß also den Spruch der

*) Der Abschreiber ist Schuld, daß ich keinen deutlichen Sinn heraus bringen kann. M.

Bibel, der da sagt: "Es sey denn, daß ihr wer-"
"det, wie die Kinder, sonst könnt' ihr nicht in
"das Himmelreich kommen" den Herren und Da-
men, die den Don Quixote recht wollen verstehen
lernen, an das Herz legen.

Das Schwänzen der Schule, wovon ich vorhin sprach, benutzte ich dazu, daß ich Tag und Nacht alle mögliche Romane, Reisebeschreibungen und Mährchen, die ich nur auftreiben konnte, mit rasender Begierde las. Alle meine kindischen Spiele wurden nach solchen Mustern regulirt, Schiffbrüche und Wohnungen auf unbewohnten Inseln, Ritterkämpfe und Stiergefechte nachgeahmt, und mit Einem Worte alles gelesen und alles gespielt, oft allein für mich, oder auch mit andern, wenn ich einen andern Jungen finden konnte, der aus Geschmack oder Dummheit mit mir spielen wollte. Der Fortgang meiner Leserey war: 1. Kaiser Oktavianus, den ich in Gera endigte. 2. Eulenspiegel. 3. Simplex Simplicissimus. 4. Einzelne Stücke aus dem Philander von Sittenwald. 5. Insel Felsenburg. 6. Galantes Sachsen. 7. Robinson Crusoe. 8. Alle andere Robinsone. 9. Alle Abentheuer vom Dresdner Thürmer. 10. Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier. 11. Tausend und eine Nacht. 12. Acerra philologica. 13. Tugendschule u. s. w. Diese Bücher und unzählige andere, die ich von meinem 8ten bis zum 12ten Jahre gelesen habe, verwickelten mich, bey dem Schaden, den sie mir auf andere Art verur-

sachten, in ein Labyrinth, das mir abermahls vielen Kummer verursachte. Ich mußte diese Bücher von Leuten borgen, die andere dagegen zum Lesen haben wollten; da gab ich denn, weil ich keine eigenen hatte, die Bücher des einen dem andern, und am Ende konnte ich sie nicht wieder geben, so daß ich manches Haus und manche Gasse meiden mußte, um meinen Bücher-Gläubigern aus dem Wege zu bleiben. Wahr ist es, daß sich mein Verstand durch das Lesen dieser Bücher ungemein schärfte: sie machten mich aber auch mit vielen Dingen bekannt, die ich damahls nicht hätte wissen sollen und die mir Begierden nach Abentheuern in den Kopf setzten.

Meine Erziehung wurde auf alle Art vernachlässigt. Meine Eltern wohnten nicht in Einem Hause, und kamen sehr selten zusammen. Die Mutter, die ihr eigenes Vermögen hatte, sollte mich eigentlich nach einem Vertrag, den sie mit dem Vater gemacht hatte, von ihren Mitteln erziehen. Sie war sehr geitzig, und es war ihr ganz gleichgültig, wie ich lernte, oder ob ich gar nichts lernte, wenn es sie nur nichts kostete. Von einer Grammatica Marchica, die sie mir anschaffen sollte, kaufte sie sich bey mir selbst mit einem Drittel los, und ich hatte übrigens Freyheit, um zu gehn, mit wem ich wollte und hinzugehn, wohin ich wollte. Lesen war doch immer meine Hauptsache, und meines Vaters Bibliothek enthielt manches, das mir behagte. Er sah es auch gern, daß ich las. Ueberhaupt war er weit

diskreter, als meine Mutter. Doch war auch er geitzig. Beyde redeten von einander niemahls in sehr zärtlichen Ausdrücken. Ich hielt es mit dem Vater, weil man doch besser bei ihm speiste, und weil er überhaupt großmüthiger dachte, als die Mutter. Doch, diese Großmuth äusserte sich auch mehr in Worten, als in der That. Er bewunderte gute Handlungen: aber selten sah ich sie ihn ausüben. Ich erinnere mich, daß er mir in den ersten Wochen, als ich von Ebersdorf zurück gekommen war, befahl, einen Brief an meinen ältesten Bruder in meinem Namen zu schreiben und ihn darin einen Kopfhänger, der mich fälschlich böser Laster beschuldigte, zu nennen. Nun aber dünkte ich mich selbst der angeschuldigten Laster nicht ganz unschuldig, weil ich ihn wirklich bisweilen etliche Dreyer zu Semmeln entwendet hatte; und konnte mich also zu diesen Ausdrücken nicht entschliessen. Diese Ehrlichkeit schien meinem Vater etwas sehr Ausserordentliches und machte grossen Eindruck auf ihn. Ich bekam nunmehr in Gera zwar satt zu essen: hatte aber, weil man mich mir selbst überließ und man auch meine Wege nicht wohl wissen konnte, weil meine Mutter, wenn ich nicht zu Hause war, mich bey'm Vater glaubte, und so er vice versa, andere Bedürfnisse, welche ein älterer Bruder, der auch bey der Mutter war, mir auf meine Kosten verschaffte. Diese Bedürfnisse waren theils, die Bücher zu bezahlen, die ich ihren Eigenthümern nicht zurück geben konnte, theils neue Romane anzuschaffen, Instrumente, Waffen und dergl. zu

meinen Spielereyen nach den Mustern, die ich las, und endlich, bisweilen, aber selten, etwas Näscherey, welche aber nicht in Zuckergebackenem oder andern Süssigkeiten, sondern meistens in solchen Speisen bestand, wovon man mir zu Hause auf einmahl nicht so viel gab, als ich zu brauchen glaubte, z. B. Bratwürste oder Holländischen Käse. Mein älterer Bruder, der noch lebt *) und jetzt invalider Ober-Lieutenant im Oestreichischen Dienst ist, machte sich meine Begierden nach dem oder jenem, das ich gern gehabt hätte, sehr wohl zu Nutzen. Er ist acht Jahre älter, als ich; mithin beredete er mich sehr leicht, meinen Eltern, besonders meinem Vater, zu dem ich, als der kleinste, öfters kam, als er, allerley zu entwenden: wogegen er mir alles versprach, was ich gern gehabt hätte; und so betrog er mich nicht nur, sondern verdarb auch meine Sitten, und war noch oft so hinterlistig, mich zu verrathen, wenn er ein Mittel sah, selbst aus der Schlinge zu kommen. Ich erinnere mich, daß er mich einmahl sehr begierig auf ein Sprachrohr machte, das an einem Orte zu verkaufen seyn sollte. Das Geld dazu mußte ich stehlen: ich wollte es aber nicht eher hergeben, bis ich das Sprachrohr sah. Dies konnte er nicht bewerk-

*) Nunmehr aber zu Eger wahrscheinlich gestorben ist. Er war schon nahe an die 80 Jahre alt, als sein jüngster Bruder, von dem hier die Rede ist, in Erlangen lebte. M.

stelligen; er stahl mir also das Geld, und schickte meinem Vater einen Theil davon, mit einem Briefe, daß er es bey mir gefunden habe.

Die Lust nach Abentheuern lag mir beständig im Kopfe. — Das sah' ich gar wohl ein, daß meine ganze Erziehung vernachläßigt wurde, und ich sah' es nach seiner wahren Beschaffenheit ein, so wie auch die Mittel, wie ich eigentlich erzogen hätte werden sollen. Denn das ist gewiß, daß mein Verstand in der Beurtheilung seiner Gegenstände und der Handlungen und Triebfedern nicht um 2 pro Cent seit meinem zehnten Jahr gewachsen war. Ich fand immer gleich das Wahre von den Sachen, weil ich von Natur zu gar keinen Vorurtheilen geneigt war, sondern alles mit dem ganz unparteyischen Auge meiner Vernunft prüfte, und allzeit bey Dingen, die ich gar nicht begreifen konnte, dabey stehn blieb, zu denken, das kann seyn, auch nicht seyn, und so lang du es nicht gewiß weißt, mußt du zweifeln.

Hier ist der Aufsatz oder Brief abgebrochen. Für das Uebrige kann nun weiter nichts benutzt werden, als was der Biograph in seinem letzten Lebensjahr niedergeschrieben hat.

Im Jahr 1750 starb mein Vater, und mit seinem Tode tritt eine neue Epoche meines Lebens ein. Zu Folge seines sehr übel berechneten letzten Willens waren meine zwey ältesten Brü-

der meine Vormünder. Da kam ich in gute Hände. Der älteste war Hofrath in Schlaiß, also abwesend; der zweyte übernahm meine Erziehung; die Mutter gab mir den Tisch; wovon weiter unten das Mehrere.

Meinen beyden ältern Brüdern mißfiel es äusserst, daß sich der Vater in seinen alten Tagen noch mit Kinderzeugen abgegeben hatte; und sie hielten uns jüngere für sehr überflüssig. Wilhelm mein eigentlicher Vormund, der zugleich Talente bey mir witterte, die ihm mangelten, haßte mich von ganzem Herzen und zeigte mich allen Menschen in dem verächtlichsten Lichte. Ich erinnere mich keines freundlichen Wortes von ihm; so lang er lebte, sperrte er mich zu seinem Bedienten in eine Kammer, und beschloß, einen Schreiber aus mir zu machen, weil ich einen zierlichen und festen Buchstaben schrieb. Gehudelt wurde ich von allen Seiten. Die Mutter rückte mir alle Augenblicke vor, daß sie mir nur aus puren Gnaden das Essen gebe. Wilhelm prügelte mich, wenn er Motion brauchte, und ich verachtete ihn. Geld zu meinen Nebenausgaben bekam ich niemahls, weder von meinen Eltern noch Vormund. Um mich also mit meinen Kameraden, die zum Theil vom Hause aus reichlich mit Spielgeldern versehen waren, in ein gleiches Verhältniß zu setzen, ersann und gebrauchte ich allerley Mittel, die ich leicht unter zwey Rubriken bringen kann, oder, nach der jetzigen Modeschreibart würde ich diese Mühe nicht

nöthig haben; denn sie würden von selbst in zwey Abtheilungen zerfallen, in erlaubte und unerlaubte. Bey den letzten will ich mich nicht aufhalten; es waren meistens Kunstwerke, auf Kosten meiner Mutter und anderer: aber die erlaubten sind Beweise der zeitigen Anwendung meiner Industrie-Anlagen. Es war der Handel. Erstlich der Bücherhandel, der sich zu meiner Liebhaberey schickte. Zweytens, ein nicht zu verachtender Verlag von Naturalien. Ich war mit einem Arzt, Namens Hanisch, bekannt, der Naturalien, besonders inländische d. i. Voigtländische, sammelte. Damahls lebte auch ein gewisser Hoppe in Gera *), der unter dem bekannten Lesser in Nordhausen Geschmack an der Naturkunde gefunden und eine schöne Sammlung zusammen gebracht hatte. Hoppe hatte unstreitig mehr Einsichten in diesem Fache, als alle Voigtländer in damahliger Zeit, und machte täglich neue Entdeckungen von Mineralien, Versteinerungen und seltsamen Gewächsen, die in der Gegend von Gera wachsen, und deren sind nicht wenig.

Ehe ich wieder auf mich selbst komme, muß ich mich über die seltsame Nachlässigkeit der jungen Welt beklagen. Es sind 60 Jahre und drüber, daß eine Menge Menschen in Gera wußte, wo bey Tieschirtz der vortreffliche weisse Talg ge-

*) ist der um das Jahr 1760 gestorbene Spezereyhändler Joh. Tobias Hoppe. M.

graben wird, der alle Schminke in der Welt übertrifft und den Gypsbildern einen unbeschreiblichen Glanz gibt, oder wo bey Schwara die Gryphiten am Tage liegen, die in Ansehung ihrer Figur einzig sind. Ich könnte die Orte noch mit verbundenen Augen finden; und als ich vor acht Jahren in Gera war, wollte kein Mensch mehr etwas davon wissen. Damahls sammelten manche Liebhaber, und ich, der ich die Orte wußte, trug ihnen zu, ließ mich dafür bezahlen, und gab auch unter der Hand den Stücken selbst erfundene Namen, die noch keinen hatten oder wenigstens uns unbekannt waren.

Die Exempel meiner Abentheuer, die ich täglich las, machten mir ein Paarmahl Muth, durchzugehn: aber da mir keiner von den Zufällen, die in Romanen so oft vorkommen, aufstoßen wollte, mußte ich immer wieder umkehren. Ich gieng fast gar nicht mehr in die Schule, ausgenommen in die Privatstunde des Professors Mahner. Alle Grundlage zur Lateinischen Sprache habe ich diesem Mann allein zu danken. Er verstand die Kunst, jungen Leuten etwas beyzubringen und zwar im ganzen Umfange dessen, was dazu gehört. Mein Herr Bruder ließ mich in meinem Erker machen, was ich wollte, und sah es gern, daß ich nicht in die Schule gieng; denn ich sollte nichts lernen, als was etwan ein Amt erfodert, wozu keine Studien nöthig sind.

Endlich, im Jahr 1753, in meinem 14ten Jahr, da ich schon die Höhe von 74 Zoll Sächs.

Maas erreicht hatte, folgte ich, aus Ueberdruß der Vorwürfe meiner Mutter und der verächtlichen Behandlung meines Bruders Wilhelm, dem Winke eines alten Jägers, der mich nach Wilsdruf zu der Sächsischen Garde du Corps brachte, wo mich der Rittmeister Ponikau für das Brühlische Chevaux legers Regiment, das in Polen stand, anwarb, dem Jäger seinen Zubringer-Lohn auszahlte, und mich in das Jammerthal aufnahm, in dem ich bis 1759 geschwitzt und gefroren, mehr aber als beydes, gehungert habe. Wohl zu merken, daß mein Vater in Sächsischen Militärdiensten gestanden hatte. Sein Bruder war Vice-Präsident des Kriegskollegiums in Dresden, auf dessen Vermittelung unsere ganze Familie von Kaiser Karl dem 6ten im J. 1717 geadelt wurde; wovon mein Vater nie Gebrauch machte. Ich aber fieng in meiner Militär-Zeit an, mich dessen zu bedienen, weil ich eine vidimirte Abschrift des Diploms habhaft wurde.

Dieser Herr Oheim Vice-Präsident war vor kurzem gestorben. Man erinnerte sich seiner noch, so oft man meinen Namen hörte, konnte meinen Aufzug nicht mit der Verwandschaft zusammen reimen und — ließ es dabey bewenden. Dieser Oheim war mit den ersten Sächsischen Familien verwandt. Denn er hatte zwey Frauen, beyde aus grossen Häusern. Nun in Dresden wurde ich zu dem Obersten Greßnitz geführt, der mich mit Freuden aufnahm und zu Ende des Aprils mit andern Rekruten nach Polen schickte; und nun

geht

geht die Hungerzeit an; zwar schon in Wilsdruf war Hunger mein Loos, und die Paar Groschen Löhnung in den ersten Tagen vernascht: aber da gab es doch Erdäpfel, die alle andere Speisen vertraten. Allein, auf dieser Reise war nach täglichen Marsch des Abends Brod und Wasser meine Kost; das erste hatte ich während der letzten Tage vor dem Löhnungstag auch nicht.

Ich kam beym Regiment an. Der Stab stand in Warschau, und die Leibkompagnie, zu der ich kam, drey Meilen davon, zu Piaseczno. Da war es recht hübsch, und ein oder zwey lumpigte Dukaten monatlich hätten mich selig gemacht. Ich hatte 1200 Thaler väterliches Vermögen, litt Hunger, wie ein Wolf, und konnte mich nicht eher überwinden, meinen Herrn Bruder um etwas anzusprechen, als nach dem Feldzuge 1757. Das war aber noch nicht alles, was mich drückte. Mein Herr Hauptmann, Namens Stockmann, ein grober Bauer, fragte mich, wie ich ankam, ob ich von der Familie des Vice-Präsidenten sey? — Ja. -- Nun so ist Er mit meiner Frau verwandt. Er rief sie, eine gebohrne Kyau. Sie fragte mich aus; alles traf zu, und nun, dacht' ich, ist dir geholfen. Point de tout! Man fragte nicht mehr nach mir, und meine Herren Kommilitonen glaubten in dieser Entfernung eine Abneigung des Hauptmanns und seiner Frau zu finden, und überliessen mich mir selbst. Ausser einem Paar Mahlzeiten habe ich auch von dieser Seite nie etwas Gutes empfangen.

Und so mußte ich, ausser dem Exerciren zu Roß und zu Fuß, auch noch Pferde putzen, Heu binden, Haber tragen, ich 14jähriger Bursche, und verrichtete alles so gut, wie der 40jährige Reuter. Gute Worte zu geben, war nie meine Sache, und meine Herren Mit-Dragoner wollten auch noch etwas mehr, wenn sie für mich arbeiten sollten. Meine Wäsche zerriß; alle fünf Tage mußte ich auf die Wacht, und bey allem dem entfuhr mir nie ein klagendes Wort. War mir doch, bey Hunger und Kummer wohler, als bey meiner Mutter und dem Herrn Bruder Wilhelm, meines resp. Herrn Vormund. Meine Löhnung bestand alle fünf Tage in zehn Groschen. Damit wurden zwey Mahlzeiten bestritten; am dritten trocken Brod gespeist; am vierten Schleen abgebrüht mit heissem Wasser, am fünften richtig gehungert. O du köstliche Frucht, du göttliches Geschenk für arme hungrige Menschen, du edle Patate *), wo warst du damahls? In ganz Teutschland, aber nicht in Polen! Hätte ich diese gehabt; so war ich ein Fürst. Doch blieb ich gesund und wuchs heran, wie eine Ceder auf Libanon. — Und du, verfluchter Stolz, Eigensinn oder Ambition, die mir nicht zuließ, jemand um etwas anzusprechen, warum überwandest du in mir Hunger und alle Leiden, die mich drückten, und erlaubtest mir nie, meine Noth jemand zu klagen oder nach Hause zu schreiben um Geld? —

*) Kartoffel.

Derft, ein braver Dragoner, mein Landsmann, trat einmahl in die Wachtstube, da ich eben Gefreyter war, mit der Ankündigung: Ich habe gestern einen Hasen geschossen; er steckt schon am Spies; wer will mir ihn helfen verzehren? Alle riefen laut und boten sich an. Nein, sagte er: Auf euch ist's nicht gemünzt, und ich — der ich damahls hungerte wie ein Wolf — konnte mich nicht entschliessen, nur einen Spaß daraus zu machen und seine Einladung anzunehmen, weil es nur zu deutlich schien, daß er mich meynte und ich meines Magens trauriges Bedürfniß nicht blos geben wollte. So gieng es auch in meinen Quartieren, wo oft gutherzige Weiblein meine Umstände witterten und mir ein Schüsselchen mit Kapusta (?) und Speck auf meinen Tisch setzten; welches ich nie anrührte, sondern mich anstellte, als ob ich in einem andern Quartier mit einer Kameradschaft speiste. Das war nun freylich übertrieben und, wie ich selbst bekennen muß, Narrheit — aber was kann der Narr dafür, daß er ein Narr ist?

So lebte ich; mein Geist blieb dabey munter, wenn gleich der Körper litt; und daß es besser mit mir werden würde, war eben nicht in meine Seele geschrieben. Ich ließ es darauf ankommen. Indessen hatten meine Kenntnisse und witzigen Einfälle meinen Kameraden Respekt für mich eingeprägt und bey den meisten Zuneigung. Was aber das Schlimmste war — nicht ein Buch zum Lesen! So sind drey Jahre meines Lebens

verflossen, die besten leider! ohne Nahrung für den Geist und mit sehr schmaler Nahrung für den Leib. Nicht einen Teutschen Kalender konnte ich auftreiben. Ein wenig Polnisch lernte ich; und das ist Alles. Doch, auch das Gute will ich nicht verschweigen, eine, und zwar nach der Wirkung, die sie auf mich machte, die frölichste Begebenheit in meinem ganzen Leben muß ich erzählen, wenn ich sie nur recht gut erzählen könnte.

Im Sommer 1756 war ich auf der Stabswacht in Warschau und duldete viel von Hunger, Hitze, Mangel an Wäsche, und der Krankheit meines Pferdes, das sehr in Drusen lag. Da hatte ich an einem Sonntage noch einen einzigen Szosdak d. i. 6 Kreutzer zu verzehren, und gieng damit ganz langsam, denn es war sehr heiß, nach der Krakauer Vorstadt, wo eine Garküche seyn sollte, die meiner Baarschaft angemessen war. Der König war damahls in Warschau: man durfte daher nicht den gewöhnlichen Weg durch das Sächsische Palais gehen. Ich schlich also durch einen Umweg, in der Gegend, wo jetzt die protestantische Kirche steht, und sahe da ein feines Haus, jedoch nur mit dem Erdgeschoß, mit zwey grossen Zimmern einander gegen über. Ich hatte damahls schon 78 Zoll Sächs. Maas; denn von 1757, da ich 18 Jahre alt war, bin ich nicht mehr gewachsen, sondern mit 80 Zoll Sächs. oder 6 Fuß Preussisch stehen geblieben. Also konnte ich gar schön durch die Fenster dieses Hauses,

welche offen waren, in jedem der zwey Zimmer eine lange gedeckte Tafel erblicken, auf der allerley Geschirr stand, auch Konfekt und Kuchen. Indem sich meine Augen an diesem Anblicke weideten, kam ein Mann an die Thür, und redete mich an. Wollen Sie etwa speisen, Herr Kadet? Kommen Sie nur herein. Nun schien mir der Mann ein Traiteur; und ich antwortete: Ja — einen Teller Suppe und ein Stück Fleisch möchte ich wohl gerne haben. "Kommen Sie nur näher, Sie sollen bedient werden." Ich gieng ganz furchtsam mit meinen 6 Kreutzern hinein; und siehe! in einem Augenblick stand ein grosser Suppentopf mit einem silbernen Vorleglöffel vor mir; dann kam Rindfleisch und 5 oder 6 Speisen, ehe ich dazu kommen konnte zu sagen, es sey mir zu viel. Nota bene, er hatte mir meinen Namen abgefragt; und da ich endlich zum Protestiren gelangen konnte, antwortete er kurz: Ihre Einwendungen helfen alle nichts, Hr. v. B., Sie haben Essen gefodert, und Sie müssen essen. Hier ist kein Haus, wo man nur mit 1 oder 2 Speisen vorlieb nimmt u. s. w. Der dienstfertige Herr Traiteur hatte inzwischen brav Bier eingeschenkt, und nun kam noch eine Flasche Wein, die er in meiner Gegenwart öffnete; und da hatte ich kaum ein Paar Gläser im Leib; so wurde ich laut und sagte: Wer zum Teufel wird Ihnen das Alles bezahlen? Sie sehen ja wohl, daß sich meine Baarschaft nicht weit erstrecken kann! "Ja, da sieht's übel aus. Ich will gehn und Ihnen was Gebackenes hohlen; denn ich muß

ohnehin meine Gäste in einem andern Zimmer bedienen; und da rathe ich Ihnen, machen Sie sich in der Stille fort, und kommen Sie nur alle Tage um 1 Uhr; Sie werden allezeit Ihr Kouvert finden; auch einen Kameraden können Sie mit bringen, wenn er so guten Appetit hat, wie Sie." Aber, Herr, wie kommen Sie zu so viel Gastfreundschaft für mich? — Haben Sie niemahls zu Hause von einem gewissen Helwing gehört? — Nein. — Freylich ist dies alles vor Ihrer Geburt geschehen. Ihr Herr Vater hat mich, als eine Waise, von Gassenbuben aufgenommen; ich habe Lesen und Schreiben mit Ihren Brüdern Fritz und Ernst gelernt, bin endlich förmlich Lakey im Hause geworden. Ihres Herrn Vaters Bruder, der Vice-Präsident, kam einmahl nach Weyda; ich gefiel ihm, und wurde ihm überlassen. Von da kam ich als Hoflakey an den Hof; der bin ich eigentlich noch, und habe den Abhub der königlichen Tafel gepachtet, d. i. alle Speisen, die abgetragen werden, übernehmen meine Leute und tragen sie hieher; und nach 3 Uhr kommen fast alle Hofbediente über der Livree, und speisen hier nach Akkord. Sie werden das sehen; denn ich verlasse mich darauf, daß Sie alle Tage kommen; und ich folgte, und freute mich des Freundes, von dem ich nichts mehr habe erfahren können, so viel Mühe ich mir auch deshalb gegeben habe.

Dies ist aber auch das einzige Glück, das mir aufgestoßen ist, seit ich in Polen war. Im

November 1756 kam die Ordre zum Marsch, und zwar zu der kaiserlichen Armee; und vors erste in die Winterquartiere in Ungern. Da kam ich in das Trentschiner Komitat, in ein protestantisches Dorf, das Widrne heißt, bekam nichts umsonst, weil ich nicht, wie die andern, die Bauern drum ansprechen konnte, war aber doch, was die Kost anbelangt, besser dran, als in Polen. Im J. 1757 zu Ende des Aprils oder Anfang des May wurde ins Feld marschirt; und nun giebt es viel zu erzählen.

Bey Proßnitz wurden zuerst Zelter aufgeschlagen; welches ich noch nicht gesehn hatte. Da war grosse Noth; denn ich war schon ganz matt von Hunger. Doch führte mich das Glück zum Feldprediger Reichel, der mich bat, ihm etwas abzuschreiben, und mir einen Gulden dafür bezahlte, der mehr Werth bey mir hatte, als hundert Gulden zu anderer Zeit, wenn mein Magen befriedigt war.

So gieng es bis zu der Bataille bey Collin. Aber vorher passirte etwas, welches die Basis zu meiner Beförderung legte. Man erinnere sich noch meiner Schulbegebenheit mit dem Plutarch. Ich bin geduldig und still bis zu einem gewissen Punkte: wenn der aber eintritt, dann bin ich nicht Herr über mein Maul; wenigstens entwischt mir da öfters eine Exklamation ganz unvorsätzlich und unwillkührlich. Wir standen bey dem Nadastischen Korps und sollten, wo mir recht ist, dem

Herzog von Bevern einen Transport abnehmen. Dieser ließ aber ein Dutzend Kanonen aufpflanzen, gerade auf unsere vier Sächsische Regimenter und, anstatt gerade vor zu attaquiren, standen wir still und ertrugen die Verwüstungen des groben Geschützes, das Pferde und Menschen hinweg raffte. Da fuhr mir laut der Ausdruck heraus: Um Gottes Willen, warum geht's denn nicht vorwärts? — und diese Paar Worte hatte der damahlige Oberst, nachmals General Gößnitz gehört und zu meinem Besten im Gedächtniß behalten; wie das Weitere zeigen wird.

Was für Fatiguen ich noch vor der Colliner Schlacht erduldet habe, würde den Leser wenig erbauen. Ich ritte in diese Bataille nicht herzhafter, als jeder andere, mit einer gewissen Gleichgültigkeit, die mein leerer Magen bewirkte. Weil es aber hier auf ein historisches Faktum ankommt, davon schon viel geschrieben worden ist, das aber keinen Augenzeugen mehr aufweisen kann, als nur mich, der ich das, was ich erzählen werde, mit dem theuersten Eide beschwören kann. Am 17ten Junii 1757 defilirten wir Tag und Nacht, Gott weiß, wohin und zu welchem Zweck. Wenn ein Dragoner eingeschlafen war und sein Pferd ruhte aus; so war vielleicht sein Vormann schon 50 oder 60 Schritte weiter, und das machte in der Nacht viel Verwirrung. Endlich marschirten wir hinter einer gestreckten Anhöhe auf und standen da ruhig. Die Bataille war angegangen; die Infanterie feuerte auf ein-

ander, ohne daß wir es in Reihe und Gliedern sehen konnten, mehrere Stunden. Neben uns war ein Dorf angezündet, und die Kroaten trieben den Feind mit vielem Vortheil zurück. Es mag seyn, daß ich die Sache nicht verstehe, aber mir thut es in der Seele weh, daß Lascy diese Kroaten civilisirt hat. Ich weiß aus entscheidender Erfahrung, was sie unserer Armee waren und daß sie in dem siebenjährigen Krieg mehr bewirkt haben, als alle regulirte Truppen. Man darf nur die Geschichte dieses Kriegs aus der Feder Fridrich des 2ten lesen, um zu sehen, wie furchtbar sie diesem Helden waren *).

Nun folget das Faktum selbst, das ich aber hier nicht wiederhohle, weil ich es bereits in den Vermischten Nachrichten S. 4 u. ff. aus einem andern Bretschneiderischen Papier mitgetheilt habe. In demjenigen, was ich jetzt vor mir habe, setzt Br. am Ende hinzu: "Alles das habe ich gehört, gesehn und mitgemacht. Das weiß Gott!"

Mein ganzer Trieb und Sinn war nun auf's Beutemachen gerichtet, nicht etwan, um Gold und

*) Umständlicher hat sich Bretschneider hierüber erklärt in den Vermischten Beyträgen S. 103 u. ff. Vergl. Göckingk S. VII, wo etwas gegen Bretschneider's Behauptung erinnert wird.

Silber, sondern um ein Preussisches Kommisbrod zu erbeuten, dergleichen sehr viele auf dem Schlachtfelde lagen. Nachdem wir die Infanterie durchbrochen hatten, hielt ich mich da noch etwas auf bey einem Jäger, der ein Officierpferd führte, das ich ihm abnahm: aber ich konnte meinen eigenen Saul nicht zum Stehen bringen; indem flog mir eine Kugel dicht am Kopf vorbey, und drehte mir den Hut um, der ein eisernes Casquet hatte und unter dem Kinn zugebunden war. Da rief ein Dragoner von uns — er hieß Reich — steh, die Canaille der Jäger schoß nach ihm! Ich ergriff meine Pistole und schoß den Jäger durch die Schulter, hatte aber kaum losgebrannt, so war ich von 5 oder 6 Preussischen Kürassiren umringt, die mir gemeinschaftlich auf den Kopf hieben, auf dem mein Hut noch saß; und ich stürzte vom Pferd und wußte nichts mehr von mir. In diesem Zustande mag ich etwan eine halbe Stunde gelegen seyn ohne alle Empfindung. Auf einmahl erwachte ich, und fühlte ein wenig Schmerzen am Kopfe: aber ich war stockblind. Welcher Jammer! Ich erinnerte mich nun der Bataille, hörte auch rechts und links noch schiessen, glaubte, daß mir die Augen aus dem Kopf geschossen wären, und wagte es endlich, daran zu greifen. Da fand ich denn zu meinem grossen Troste, daß sich nur Blut vom Kopf herab, da ich auf dem Rücken lag, in meinen Augen fest gesetzt hatte, und mit Staub zu einer Paste geronnen war, die sich ganz sauber abschälen ließ, und demnach sah' ich auf einmahl wieder, hatte darob eine grosse Freude, und stand

auf. Von der einen Seite sah' ich noch immer einzelne, zu 3 oder 4 Mann, und weniger, plänkeln; und es wäre unmöglich gewesen, rückwärts zu der Oestreichischen Armee zu kommen. Ich gieng also nach dem Dorfe, wo der König noch auf der kleinen Brücke stand und Ordres gab; und wo an einem Bache die Preussischen Blessirten verbunden wurden. Ich gieng hinan, sprach mit den Feldscherern, die mir den König wiesen, und sah ihn fort reiten. Es war schon fast Abend. Nun gieng ich auch über die Brücke mit den andern Preussen, unter denen bisweilen der Rest eines Regiments, mehr aber noch kleine Partheyen und sehr viel einzelne, Blessirte und Gesunde, waren. Endlich wurde mich ein Husaren-Officier gewahr, der einen Trupp führte, und mich examinirte, ob ich ein Deserteur sey? So bald er hörte, wie es war, übergab er mich einen Feldwebel, der 6 oder 8 Infanteristen führte, daß er mich mit nehmen sollte. Da fand ich noch einen Kriegsgefangenen, einen jungen Burschen von meinem Alter von Kaiser Husaren; er hieß Preiß. Wir marschirten zusammen ganz langsam. Denn bey dem Feldwebel und seinen Leuten herrschte Furcht und Müdigkeit; und ich erwartete jeden Augenblick das Nachsetzen der Oestreicher, das ich mir so gewiß einbildete, als den Tag am Himmel; und was wäre aus der ganzen Armee geworden, wenn dies geschehen wäre?

Wir kamen an ein Dorf. Nun wurde berathschlagt, ob hinein gegangen werden sollte?

Der Feldwebel votirte dagegen und meynte, die Bauern würden alle Preussen tod schlagen; kurz, mein Votum galt. Ich erbot mich, mit dem Husaren Preiß in das Dorf zu gehen, weil wir Oestreicher waren und Böhmisch verstanden (denn ich konnte Polnisch), um Nachricht heraus zu bringen, wie es da aussehe. Dies wurde genehmigt. Wir fanden alle Einwohner geflüchtet; welches uns eben nicht zuwider war. Auf dem Herde eines grossen Bauernhofes war noch Kohlenfeuer; wir zündeten Stroh an, durchsuchten das Haus, und entdeckten hinter aufgethürmten Stroh eine Thür, die uns zu der Milchkammer führte, worin Milch, Rahm, Butter und ganze Laibe Brod waren, dessen wir eine Provision auf die Seite brachten. Mein Kamerad Preiß war diskret, zu unserm Feldwebel mit seinem Kommando wieder umkehren zu wollen: ich belehrte ihn aber eines Bessern. Wir giengen hinter das Bauerhaus, setzten uns ins Korn, und speisten aus einem grossen Milchnapf nach Herzens Lust; und da ich in meinem Herzen fest überzeugt war, daß die Unsrigen wenigstens in ein Paar Stunden dem Feinde auf den Hacken seyn müßten — denn so viel Zeit gab ich ihnen zum Abfüttern; so schliefen wir ganz sanft auf der Stelle ein, und erwachten nicht eher, als da es schon völlig Tag war: aber noch war kein Oestreicher zu sehen, und nur einzelne Preussen zu Roß und zu Fuß; davon uns einige Truppe aufjagten und zum Weitermarschiren nöthigten, aber auch wieder von uns getrennt wurden, so daß wir gegen 7 Uhr in Rumburg eintraten, wo der König

noch war. Unter dem Thore fragte uns der Unterofficier, ob wir Deserteure oder Kriegsgefangene wären? und wir waren ehrlich genug, uns zu den letzten zu bekennen. Wir wurden sofort in ein Haus gebracht, das ein langes Vorhaus hatte, oder war es vielleicht ein Stall; genug, es wurden da alle Kriegsgefangene versammelt, deren 80 waren. Sie hohlten aus der Scheune Stroh und machten eine Streu, auf der wir uns lagerten, und erwarteten, ob man uns Brod bringen würde; wovon aber am ersten Tag nichts passirte. Ich erwischte, wie auf dem Raub, ein Glas Brandwein von einem Soldaten-Weibe, und schlief ein, bekam aber eine Art Wundfieber, weil mich niemand verband, und mein Kopf hatte doch offene Wunden und Kontusionen. So lag ich in einer Betäubung bis nach Mitternacht. Da kam mein Kamerad Preiß, und meldete mir in's Ohr, die Kriegsgefangenen hätten ein Loch durch die Scheune gefunden, und machten sich fort. Die Schildwacht gab wirklich wenig Acht: aber ich war nicht im Stande, mich nur aufzurichten, phantasirte und wünschte dem Preiß glückliche Reise. So wie es schon Tag war, erwachte ich aus meiner Lethargie und machte mich auf, das Loch quaestionis zu suchen. Aber in dem Augenblick wurde Generalmarsch geschlagen, und der Ueberrest der Gefangenen, der noch in 20 oder 24 Mann bestand, von einem Kommando Infanterie übernommen und fort getrieben. Derer in der Nacht Entwichenen wurde nicht gedacht, nicht gefragt, ob mehrere oder wenigere da gewesen wären.

Mittags wurde uns Brod und Fleisch gereicht, und nun gieng die Buhlerey um meine werthe Person an und dauerte bis zum Abend fort. Ich war 18 Jahre alt und hatte 6 Fuß Preussisch Maaß. Der Prinz Franz von Braunschweig bot mir viel Geld: allein, mich konnte niemand überreden, als der gute, liebenswürdige Prinz von Preussen, der mich zu seinem Regiment nahm, mit dem ich den fatalen Marsch durch die Böhmischen Gebürge machte, bey Böhmisch-Leipa etliche Tage im Lager stand, und endlich an dem Tage, da Zittau verbrannt wurde, bey dieser Stadt eintraf. Da wäre nun freylich viel zu erzählen von dem, was ich ausgestanden, von unserm Gefecht mit den Kroaten und von dem ganzen Marsch überhaupt: allein, ich müßte sehr weitläufig werden. Ich kann zwar über mein Gedächtniß nicht klagen; ich erinnere mich so ziemlich aller Begebenheiten der damahligen Zeit: aber — ich muß auch gestehen, daß sich leider! auch noch nach funfzig und mehrern Jahren immer noch der Magen und seine erduldeten Unbehaglichkeiten mehr im Gedächtniß präsentiren, als die Publica, die den Leser angenehmer interessiren würden. Mit einem Worte, in meinem ganzen Preussischen Dienst oder bis an die erste Breslauer Bataille war meine Kost meistens Kommisbrod. Wasser und etwas Salz, M. D. S. Wasser (?), kalte Schale, ausser auf den fetten Feldern bey Liegnitz und selbst bey Breslau, die immer in den ersten Paar Stunden rein ausgeplündert wurden. Das Gemüß ist dort vortrefflich. Ich muß aber auch eingestehen, daß ich den

Hunger und die harte Bürde einer schlechten Kost im Preussischen Dienste nicht so schwer empfunden habe, weil der Mangel alle in gleichem Maase traf. Ich sah an der Böhmischen Gränze den Prinzen von Preussen zu Pferde an einer trockenen Semmel nagen, die seinen Zähnen viel zu schaffen machte.

Nach dem Abmarsch aus der Gegend von Zittau blieb das Regiment Prinz von Preussen beym Könige; und da mir, so lang ich auf dem Erdboden Menschen erforsche, keiner von meinen gleichzeitigen Weltbürgern vorgekommen ist, der meine Verehrung so vollkommen besitzt, als Friedrich der Grosse; so muß ich aus den wenigen Tagen, da ich unter seiner unmittelbaren Anführung gestanden habe, alles melden, was ich, als ein fleissiger Beobachter, von ihm selbst wahrgenommen habe.

Er führte uns dem Feldmarschall Daun entgegen, und ließ die Armee aufmarschiren bey — und foderte seinen Gegner mit ein Paar Kanonenschüssen heraus: allein, es meldete sich niemand gegen über, so daß wir endlich abmarschirten. Da es sich nun traf, daß das Regiment Prinz von Preussen einen Theil der Arriergarde ausmachte, und der König den ganzen Tag dieses Marsches bey der Arriergarde blieb; so hatte ich Gelegenheit genug, diesen seltenen grossen Mann recht in der Nähe zu betrachten. Erstlich hab' ich mit meinen Augen gesehn, daß er diesen ganzen Marsch mit

gezogenem Degen machte. Ich habe irgendwo gelesen, daß Friedrich der Zweyte sich niemahls mit gezogenen Degen gezeigt haben soll. Hier habe ich ihn gesehn, wie er mit der Spitze seines blossen Degens z. B. den Artilleristen zeigte, wo sie hin feuern sollten; bey welcher Gelegenheit ich auch nur zwey Schritte von ihm hörte, daß er den Kanonieren, welche auf ein Gebüsche im Thal, worin Kroaten stacken, vom Berge herunter feuerten, zurief: "Haltet ein, die Lumpenhunde sind die Kugeln nicht werth."

Wir marschirten bis Görlitz unter dem Könige. Da übernahm der Prinz von Bevern das Kommando über das Korps, welches nun nach Schlesien marschirte, und unter demselben das Regiment Prinz von Preussen. Bey der letzten Wachtparade, ehe sich der König von uns trennte, war ich zufällig zugegen, weil ich die Ordonnanz hatte bey dem Oberstlieutenant Schwerin vom Regimente. Da brachte man vor den König ein Bauermensch, die lange Zeit in Mannskleidern bey einem Officier als Reitknecht gedient hatte und erst entdeckt worden war. Der König fragte sie: Warum sie sich verkleidet habe? Darauf antwortete sie: Sie habe als Viehmagd bey Bauern gedient und immer schwere Arbeit bey schlechter Kost und geringem Lohn verrichten müssen; die Reitknechte der Officiere, die im Dorfe einquartiert gewesen, wären viel besser daran; und da sie sich auf die Pferde-Wartung verstände, habe sie, statt des rückständigen Lohns, sich eines ganzen Anzugs

ihres

ihres Brodherrn bemächtigt und sey ihm entlaufen, habe auch bald Dienste gefunden und seit vier Jahren bey verschiedenen Sächsischen und Preussischen Officieren, die sie nannte und ihre Attestate vorzeigte, gedient und ihre Schuldigkeit so gut, als ein Mannsbild, gethan, und wäre nur durch einen Zufall entdeckt worden, da sie, vom Pferde geschlagen, vom Feldscherer und seinen Gehülfen mit Gewalt wäre entblößt worden. Darauf sagte der König: Das ist nicht wahr. Du bist ein Spion. Herr, sagte sie: Ich weiß nicht, was das ist: aber ich bin meiner Seele ein ehrlicher Kerl, ob ich gleich kein Mann bin. "Ich "werde dich ins Zuchthaus setzen lassen." — O nein! das könnte ich nicht ausstehen. Lieber lassen Sie mir 25 Prügel aufzählen und schicken mich zu einer andern Armee, wo mich niemand kennt, damit ich wieder dienen kann. — Dem König gefiel die Munterkeit des Mädchens, die nichts weniger als eine Schönheit war. Er rief einen Feldjäger, der sie fortführen mußte; und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß sie der König selbst zum Spion gebraucht hat.

Winterfeld blieb bekanntlich bey Görlitz. Wir sahen die ganze Affaire, und ich insbesondere, wie sein Leichnam, ich weiß nicht, ob schon tod oder noch lebendig, nach Görlitz getragen wurde. Von hier aus gieng der Marsch auf den Prinzen von Braunschweig-Bevern gegen Schlesien zu. Bey Liegnitz standen wir eine Zeit lang, und da war es, wo ich den schrecklichsten und gefährlichsten

Tag meines Lebens aushalten mußte. Dies war die unter der Bezeichnung bey Verschdorf *) bekannte Kanonade. Der Zweck dieses fürchterlichen Kanonenfeuers ist noch ein Räthsel. Als es sich Nachmittags anfieng; so sagten unsere Leute, der Prinz Karl von Lothringen, der die Oestreichische Armee kommandirte, habe nach der Mittagstafel im Rausche Ordre zu dieser Verwüstung gegeben. Es war ein ununterbrochenes Kanonenfeuer, dem wir, das Regiment Prinz von Preussen, und mehrere gerade entgegen gestellt wurden. Es dauerte etwa vier Stunden, und tödete oder verwundete eine Menge der Unsrigen und den Oestreichern, welchen unsere Kanonen, unter denen wir standen, und die uns über den Köpfen feuerten, nichts schadeten. Es war schrecklich anzusehn, wie die Leute da zusammen stürzten, wie Arme und Beine weg geschossen wurden unter fürchterlichen Geschrey der Blessirten. Ich ließ mich verleiten, auf meine Sicherheit zu denken, und half einem Blessirten, den der Arm weggeschossen war, hinter ein Bauernhaus tragen: aber kaum hatte der Feldscherer seine Hand an den Blessirten gelegt; so kam eine Kugel durch dies Haus und riß dem Blessirten auch noch den Kopf weg. Da machte ich mich geschwind wieder zum Regiment. Einem Soldatenweib, das eben einem Musketier ein Glas Brandwein einschenken wollte, riß, nur drey Schritte von mir, eine Kugel den Kopf weg;

*) Vermuthlich Berzdorf.

desgleichen auch einem Hauptmanne von uns, der sich an einen Baum angelehnt hatte, zerschmetterte eine Kugel, die den Baum spaltete, den Kopf. — Das war ein unbeschreibliches Gaudium, als sich diese Schreckensvolle Scene endigte, für die, die sich noch gesund umarmen konnten. Der Erfolg war, daß beyde Theile auf die grausamste Weise Menschen verlohren, ohne den mindesten Nutzen.

Von hier gieng der Marsch nach Breslau, bey welcher Stadt wir ruhig standen bis zum 22sten November, da die Breslauer Schlacht vorfiel, der ich aber nicht beywohnte, indem ich kommandirt war, Montirungsstücke aus dem Zeughause zu fassen. Da fand ich für gut, keineswegs mich an das Regiment anzuschliessen, welches in der Nacht durch die Stadt marschirte; sondern ich blieb in der Stadt, welche Tags darauf mit Kapitulation den Oestreichern übergeben wurde; da ich denn auch wieder zu meinem Regiment kam und sehr freundlich aufgenommen wurde. Ich hatte mich eines Preussischen Collets von der Kavallerie bemächtigt, das mir lieber war, als die Infanterie-Montur, hatte mir auch ausserdem manches zu meiner Equipage aus dem Zeughause, welches förmlich geplündert wurde, zu eigen gemacht, bekam ein Pferd, und wurde in die Vorstadt einquartiert, und zwar bey der Wittwe eines Kräutlers, die eine blutjunge sehr schöne Tochter hatte. Es liegt ausser meinem Plane, die Leser mit meinen Liebesgeschichten zu un-

terhalten: aber in dieser ist etwas, das meinen Charakter auf der guten Seite schildert, und wer wird so was übergehen? Das Mädchen liebte mich eben so, wie ich sie; welches der scharfsichtigen Mutter nicht entgieng. Die alte, ein treuherziges Weib, nahm mich coram, und hielt mir folgenden Sermon, der alle Wirkung über mich hatte. "Herr Soldat, Sie sind, so viel ich sehen kann, kein gemeiner Mensch und ich habe ein grosses Vertrauen zu ihrer Ehrlichkeit. Ich sehe wohl, daß ich mit aller Wachsamkeit den Umgang mit meiner Tochter nicht verhindern kann. Denn sie ist gebrannt und liebt Sie. Nun bedenken Sie, daß Sie das Mädchen nur unglücklich, nicht aber glücklich machen können und daß Sie eine ganze Familie ruiniren, wenn Sie sich des Vortheils bedienen, den Sie über uns haben. Ich bin auch jung gewesen und kenne die Schwachheiten unsres Geschlechts. Mir scheint es, daß Sie nicht nur ein edler Mann sind, sondern auch Verstand genug haben, um einzusehen, daß Sie die Person, die Sie Ihrer Liebe werth schätzen, so ganz vorsätzlich ins Unglück bringen wollen. Meiner Tochter sag' ich nichts; denn sie liebt Sie und, wenn das ist, da ist gut predigen! Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie mein Kind nicht ins Elend bringen wollen; und ich verlasse mich so fest darauf, daß ich euch beyde gar nicht mehr beobachten werde." Mir und dem Mädchen schossen die Thränen aus den Augen. Ich gab der Alten die Hand, und versprach ihr, was ich auch ehrlich gehalten habe. Hingegen

muß ich auch sagen, daß dieses Weib nicht das mindeste Mißtrauen mehr gegen mich blicken ließ.

Bald hernach, am 5ten December, folgte die Bataille bey Leuthen, der ich nicht beygewohnt habe, weil ich noch nicht equipirt war. Alle unsere Bagage retirirte sich durch die Stadt. Dies sah ich wohl, aber ich sah auch, daß die meisten Wagen wieder zurück kamen, und die Fuhrleute vorgaben, nicht durchkommen zu können, weil die Preussen alles besetzt hätten. Das glaubte ich aber nicht, und es war auch nicht. In meinem Quartier war noch ein Fahnenschmied vom Regimente, auch beritten; er hieß Müller. Den trieb ich heraus, und schied mich von meinem schönen Gärtnermädchen, nicht ohne Thränen. Es mochte 4 oder halb 4 Uhr seyn, als wir aus Breslau ritten. Wir passirten eine Art Schlachtfeld, wo viele Tode lagen, auch Koffer und Bettsäcke. Wir hielten nicht für rathsam, uns dabey aufzuhalten, und erlangten gegen 9 Uhr ein schönes Dorf, wo wir uns in den ersten den besten Bauerhof einquartirten. Hier fühlte ich Schmerzen am Knöchel und legte mich auf die Streu. Etwa nach einer halben Stunde kam der Bauer, uns zu verkündigen, daß eine grosse Armee hinter ihrem Dorfe aufmarschire und schon die Kompagniepfähle einschlage, um über Nacht da zu bleiben. Da machte ich mich auf und schlich mich dahin, wo ich sie konnte reden hören, und siehe da! es waren Oestreicher, welche nun kamen, um das ganze Dorf zu plündern, und wozu sie

den Anfang wirklich machten. Mein Bauer, der seiner Nachbarn Untergang sah, fiel auf die Knie und bat, ihn zu retten; welches auch geschah. Denn Müller nahm seinen Karabiner auf die Schulter, stellte sich, als wenn er Schildwacht stände, und wies alle Plünderer damit ab, daß der blessirte General Nostitz hier läge. Keiner unterstand sich, diesen Herrn zu turbiren. Das Haus blieb verschont, und da die Armee eines Tages abmarschirte, folgten wir ihr bis Großburg *), wo unser Regiment stand. Hier übergab mir der Major Stockmann ein kleines Kommando Unberittener und etwas Geld. Diese Leute führte ich bis Leipnick in Mähren, wo der Stab von unserm Regiment in die Winterquartiere kam. Da gieng mir's gut: nur, daß ich nach dem Neuen Jahr ein hitziges Fieber bekam. Mein Wirth war ein Schlosser, der eine junge Frau hatte, welche dagegen protestirte, als man mich ins Spital bringen wollte; und warlich, sie hat meiner gewartet und gepflegt, wie eine Mutter: aber doch konnte sie das nicht verhindern, was mir widerfuhr. Ich phantasirte schrecklich; und in einer Nacht, da sie eingeschlafen und mein Krankenwärter Babriskowski im Bierhause war

Hier endigt auf einmahl das Manuscript.

*) im Breslauischen Kreise.

## Beylagen
### zu den vorstehenden biographischen Materialien *).

### I.

Eine der ersten kleinen Geschichten, die mir in meinem 4ten oder 5ten Jahre von meinem Vater erzählt wurden, war der Sächsische Prinzenraub, der viel Anziehendes für Kinder hat, die lebhafter Eindrücke fähig sind. Ich weiß nicht, ob damahls ein kritisches Saamenkörnlein in mir keimte: aber ich erinnere mich noch ganz wohl, daß mein Vater mit mir zu kämpfen hatte, um einige Zweifel aufzulösen; wobey er sich eben nicht mit grossen Vortheil und überzeugend aus dem Handel zog. Er erzählte z. B. daß dieser Raub am Abend des Fastnachts-Dienstags geschehen sey, da eben alle Leute des Fürsten in der Stadt Altenburg in den Wirthshäusern geschwärmt hätten. Im Verfolge, wie Kunz mit den beyden Prinzen in den Wald gekommen sey, hätten sie über Hunger geklagt und er sey mit ihnen abgestiegen, um Erdbeere abzubrechen. Die Handlung war doch nicht in einem warmen Lande; und da es eben Winter war, als mir mein Vater dies erzählte, und mich die Erdbeere sehr interessirten; so fragte ich gleich, ob es im Winter auch Erdbeere

*) auf einzelne, zerstreute Zettel, von Bretschneider's Hand geschrieben.

gebe? — und bekam keine befriedigende Antwort, noch wenig Erdbeere. Eben so fiel es mir auf — ich will meine Leser nicht zwingen, mir zu glauben, aber es ist wahrlich wahr — schon damahls konnt' ich nicht begreifen, was mir erzählt wurde, und ich nach der Hand in historischen Schriftstellern, die diesen Prinzenraub beschrieben haben, selbst las, nämlich, daß die Kleider der Prinzen zum Andenken in Ebersdorf NB. bey Wien in der Kirche aufgehenkt worden seyen. Der Ort, wo so etwas geschehen seyn mag, bleibt immer eine sehr gleichgültige Sache: allein, es ist doch etwas auffallend, daß der Vater die Kleider der jungen Prinzen einen so weiten Weg bis in die Gegend von Wien geschickt haben sollte, da es doch eigentlich mit dem Aufhenken dieser Kleider keine andere Bewandniß haben konnte, als daß sie qua tabula votiva zum Andenken irgend einem Gnadenbilde gewidmet waren.

(Was nun noch folget, ist verstümmelt.)

## II.

Warum sollte es einem alten Manne Schande machen, wenn er sich seiner Jugendfreuden erinnert? — Vielleicht weil sie nicht immer in dem Zirkel der Tugend und Frömmigkeit erscheinen? — Mag doch ein Schwärmer, Heuchler oder Schwacher darüber seufzen! — Mir, der ich in meiner Jugend wenig Gutes genossen habe, ist das Andenken an dieses Wenige theuer.

## 1. Portiuncula.

Das Regiment Chevaux legers, bey dem ich damahls als ein unselig Mittelding vom Kadet und Gemeinen diente, gehörte dem G. B. (Grafen Brühl). Die Leibescadron stand zu P. (Piaseczno), 3 Meilen von W. (Warschau); und hier war es, wo ich mein 15tes, 16tes und 17tes Jahr verlebte, ohne Bücher, und in mancherley Trübsalen: doch auch nicht senza intermezzo gajo, wie die folgende Erzählung bezeugt.

In der Nachbarschaft meines Quartiers wohnte eine fremde Wittwe, die sich auf kurze Zeit ein kleines Häuschen gemiethet hatte. Sie war etwas besser gekleidet, als die Weiber der Bürger und Bauern des Orts, übrigens aber in den Umständen, daß sie ihr Brod mit gemeinen Arbeiten auf dem Felde und in den Häusern verdienen mußte. Sie hatte eine Tochter von 15 Jahren, zu fein für schwere Arbeit. Die Mutter schonte sie, hielt sie sehr eingezogen und beschäftigte sie nur zu Hause mit Nähen und Stricken. Dieses Mädchen hieß Sophie, war eine Blondine mit grossen blauen Augen, wohlgebrüstet, fein von Gliedern und zart von Haut — ein rarer Bissen für einen Kadet! — Wir machten uns bekannt mit einander, erst durch Zeichen und Geberden, darnach mit Worten und Werken, und endlich so, daß wir gewisse Merkmahle verabredeten, woran ich sehen konnte, ob die Mutter zu Hause war oder nicht; und doch — blieb un-

ser Umgang bis auf den Zeitpunkt, den ich erzähle, sehr unschuldig. Ich liebte das Mädchen von ganzem Herzen und hatte Respekt für ihre Schönheit; auch fehlte mir's an Muthe, weil ich kein Geld hatte, und meine Schöne weder mit Putz beschenken noch mit Leckerbissen füttern konnte. Unsere Vertraulichkeit schränkte sich darauf ein, daß sie mich Polnisch lehren und ich ihr Buchstaben mahlen wollte, weil sie nicht schreiben konnte. Ein Kuß auf dem Raub war alles, was ich eroberte. Unterdes lernte ich nicht viel Polnisch, und sie noch weniger schreiben: doch ist es nöthig, zu erwähnen, daß sie mich einst bat, ihren Namen in ein Gebetbuch zu schreiben. Ich that noch mehr; ich schrieb noch meinen Namen, Datum und Jahrzahl dazu und umfaßte es gar schön mit einem Herzen, alles recht nett und zierlich. Am 1sten August 1756 kündigte mir die Schöne an, daß sie am künftigen Tag abwesend seyn werde, weil sie mit ihrer Mutter und andern andächtigen Schwestern schon diese Nacht nach W** wallfahrten würden, um die geistlichen Früchte des Portiunkulafestes ganz früh einzuernden. Dagegen konnte ich nichts einwenden: ich wollte aber mein Liebchen Abends mit der Mutter abwandern sehen und postirte mich zu dem Ende an mein Fenster, wo ich bis 10 Uhr vergebens aufpaßte. Endlich erschien das Töchterlein — aber ganz allein. Sie schloß die Hausthüre hinter sich zu, verweilte zwischen meinem und ihrem Quartier mit einer sichtbaren Schüchternheit und warf manchen Blick nach meinem

Fenster. Ich verstand den Wink, eilte zu ihr und erfuhr, daß die Mutter plötzlich krank geworden sey (she was in Liquor) und ihr befohlen habe, sich an eine Gevatterin anzuschliessen, die sie mit nach W** nehmen würde. Ich begleitete sie zu der Wohnung dieser Dame, bey der sich mehrere fromme Matronen zur Pilgerschaft versammelten: aber — zu meinem, und ich hoffe, auch zu meiner Sophie Vergnügen, waren sie schon allesammt abgewandert, nachdem sie sich mit Dr. Brown's geistreichen Mitteln gestärkt hatten. Was war nun zu thun? — Sie, ohne erst ihre Mutter zu fragen: ich, ohne Urlaub zu nehmen — wir schlossen Arm in Arm und wanderten in einer der herrlichsten Sommernächte immer nach W** zu, hörten vor uns die andächtige Karavane der Weiber die schönsten geistlichen Lieder singen; und eilten gar nicht — sie einzuhohlen. — Wir wurden müde, setzten uns — legten uns — Amor bedeckte uns mit seinen Flügeln, und so übereilte uns die Morgenröthe. — Ich begleitete meine Braut bis M*, und kam doch noch zurück, ohne daß man meine Abwesenheit bemerkt hatte.

Hier endet sich nun der erste Aufzug meiner Liebesgeschichte und es zeigt sich, wie in den Shakespearischen Schauspielen, eine Intervalle von 33 Jahren. Denn ich sah von nun an das Mädchen nicht mehr; ich wurde auf die Stabswacht in W** (Warschau) kommandirt, blieb da 4 Wochen, und als ich zurück kam, waren Mut-

ter und Tochter verschwunden. Sie sollten, wie es hieß, bald wieder zurückkommen: aber wir marschirten im November dieses Jahrs, als des ersten des siebenjährigen Kriegs, zu der Oestreichischen Armee.

Ich muß zu meiner Schande bekennen, daß sich diese ganze Begebenheit fast völlig aus meinem Gedächtniß verlohr. Der mühselige Feldzug von 1757, die Bataillen bey Collin, Breslau und Leuthen gaben wenig Anlaß zu sanften Empfindungen. Im J. 1759 wurde ich Officier. Nach dem Frieden gieng ich in andere Dienste, und das Andenken an diese alte Liebe verlosch nach und nach so in mir, daß ich auch selbst, da mich mein Schicksal zurück nach Polen führte, nicht ein einziges mahl mehr an die gute Sophie gedachte.

Im J. 1789 kam ich nach Verlauf von 33 Jahren wieder nach W*. Einer meiner vorzüglichsten Wünsche war, das Städtchen P., in dem ich einen Theil meiner Jugend zugebracht hatte, wieder zu sehen. Ein Freund aus W. bot sich an, mich zu begleiten, und ich sah diesen Ort mit den wehmüthigsten Rückerinnerungen. Mein Begleiter K* diente mir zum Dolmetscher. Wir fanden noch einen der Wirthe am Leben, bey dem ich in Quartier gestanden hatte, der mich erkannte, und mir die mancherley Begebenheiten, die das Städtchen inzwischen erlebt hatte, erzählte. Meine Sophie hatte ich ganz vergessen.

Aber auf einmahl präsentirte sich meinen Augen: das Häuschen, worin sie gewohnt hatte, und somit auch die ganze Geschichte, ut supra. — Ich fragte den Mann, ob er sich nicht einer Frau erinnere, die mit ihrer Tochter einst hier in dem Häuschen gewohnt habe? — Sehr gut, antwortete der alte Polak; sie ist hier in P. gestorben und begraben: aber ihre Tochter lebt noch als Wittwe, und auch diese hat wieder eine Tochter, welche an den reichen Mehlhändler D** verheurathet ist. Hier in dem grossen Hause, das am Ende der Gasse steht, können sie Mutter und Tochter finden. — Ein wohlgebautes schlankes Weib kam uns entgegen und fragte in gutem Teutsch, was wir begehrten? — Mein Begleiter ließ mir nicht Zeit zur Antwort — er stieß mich in die Seite, und flüsterte mir ins Ohr: "Herr! das muß Ihre Schwester seyn; es ist ja Ihr leibhaftiges Ebenbild." Nun brachte ich meine Anfrage vor wegen einer gewissen Sophie Ko**, und durfte nicht lange fragen; denn die Frau fiel mir ins Wort: "Ey, das ist ja meine Mutter: Sie müssen sich aber doch in der Person irren; denn sie kann kein Wort Teutsch." Man rief sie. — Sie kam — erstaunte — hörte von ihrer Tochter, daß ich es sey, der sich nach ihr erkundigte, und sagte kein Wort, sondern lief zurück, hohlte das Gebetbuch, worin unsere Namen noch wohl konservirt von meiner Hand geschrieben standen; und so waren wir beyde ganz geschwind im Klaren; worüber mein Begleiter und die junge Frau nicht wenig erstaun-

ten. Denn es war durchaus eine stumme Scene, zu welcher nur wir beyde den Schlüssel hatten. Leider hatte die gute Sophie auch nicht Einen Zug von ihren vorigen Reitzen erhalten, und es wurde mir gar nicht sauer, mich des Umarmens zu enthalten, welches sonst bey dergleichen Zusammenkünften in Romanen und wahren Geschichten üblich zu seyn pfleget. In Gegenwart der Tochter zu weitern Explicationen zu schreiten, das war nicht rathsam. Wir nahmen die ehemahlige schöne Sophie in unserm Wagen mit nach W. und liessen uns da bey einem Glase Wein die Begebenheiten erzählen, welche sich nach unserer Trennung mit ihr zugetragen hatten.

Nicht lange nach dem Tage Portiuncula stellten sich bey dem armen Mädchen allerley Zustände ein, welche ihre Mutter aufmerksam machten und dieser erfahrnen Matrone zu weitern Untersuchungen Anlaß gaben; wobey sie gar bald die Wahrheit entdeckte. Auch sie hatte dieses Töchterlein so einem Portiuncula-Tag zu verdanken, und zwar von einem Herrn, der Vermögen genug hatte, aber nicht eben so viel guten Willen, für sein Kind zu sorgen. Sie schlug den vernünftigsten Weg ein, den eine Mutter in dergleichen Fällen ergreifen kann, und bereitete die Tochter vor zu dem Mittel, wobey ihre Ehre am wenigsten in Verdacht gezogen werden konnte. Sie reiseten beyde noch im härtesten Winter in eine entlegene Gegend Polens, wo die Frau einen Anverwandten in Diensten eines Für-

sten hatte. Diesen wußte sie zu überreden, daß er sie noch 16 Meilen weiter begleitete in einen Ort, wo die Mutter schon ehedem gewohnt und viel Bekanntschaften hatte. Hier wurde der Herr Vetter als neuer Ehemann der Tochter ausgegeben, der, nach dem Kindbett seiner Frau, allesamt wieder abhohlen und zu sich nehmen würde. Er hielt auch Wort, kam zu der gesetzten Zeit, hohlte die Familie ab, und führte sie noch einige Meilen, um sie von dieser Zeit an ihren Schicksalen zu überlassen. — Hier ist nun — welches mir um des Lesers willen sehr leid thut — ein Hiatus in Manuscripto, und zwar erstreckt sich derselbe auf 6 Jahre, von denen ich so wenig Rechenschaft geben kann, als ich sie erhalten habe; genug, die, wie ich vermuthe, damahls noch schöne Sophie passirte nun für eine Wittwe, und eroberte endlich noch einen Mann, von dem mir eben auch nicht viel Rühmliches mitgetheilt wurde. Endlich beschloß diese honette Familie, ihre Residenz wieder in P. aufzuschlagen. Das Früchtchen vom Tage Portiuncula, Antonia oder Antusza genannt, wuchs indeß heran und wurde so reitzend, daß sie das Herz eines reichen Mehlhändlers rührte und ihm in ihrem 16ten Jahr angetraut und wohl versorgt wurde. Ihr Stiefvater starb; woran er sehr wohl that. Antusza hatte schon wieder 5 oder 6 Kinder, denen nichts davon träumte, daß sie noch einen Großvater hatten. Von der ganzen Geschichte sollte nun, nach unserer Verabredung, kein Mensch, ausser Freund K., etwas erfahren; aber doch kam nach etlichen

Tagen das liebe Weib Antonia, begehrte eine Privataudienz, fiel mir zu Füssen, und nannte mich Vater.

## 2. Der gefüllte Becher.

Das Städtchen B** in Schlesien hat nichts Merkwürdiges. Nur die Ruinen eines alten Bergschlosses, das der Herzog Bolko erbaut haben soll, beschäftigten meine Neugierde, als ich im siebenjährigen Kriege durch diesen Ort marschirte und übernachtete. Ich dachte nicht daran, ihn jemals wieder zu betreten. Mein Wirth, ein reicher Pfefferkuchenbäcker, die man sonst Lebzelter nennt, nebst seiner alten dicken Hausfrau, erwiesen mir nicht nur am Tage meines Aufenthaltes in B. alles Gute und traktirten mich mit Wildprät und Fischen, sondern gaben mir auch noch Pfefferkuchen und Wachslichter auf die Reise. Zwey Jahre darnach wurde ich kommandirt, Remonte zu übernehmen, und es traf sich, daß mich meine Marschroute wieder über B. führte. Ich hatte mein gutes Quartier noch nicht vergessen, und da ich täglich einen Unterofficier zum Quartiermachen voraus schickte; so vergaß ich auch nicht, auf der letzten Station vor B. anzuordnen, daß man mich bey dem gastfreyen Lebzelter einquartieren möchte. Meinen Marsch richtete ich so ein, daß ich zu Mittage in B. eintreffen konnte, und befand mich schon um 11 Uhr nicht weit mehr von dem Städtchen. — Siehe da! da kam ein Mann mit einem blauen Mantel mir entgegen geritten,

ritten, nahm ganz ehrerbietig seinen Hut ab, und deklamirte eine Art von Bewillkommung, woraus ich bemerkte, daß dies mein ehemaliger Hauswirth war, der Lebzelter, dem ich für diese Galanterie freundlich dankte, und mich wichtig genug glaubte, zu vermuthen, daß blos meine werthe Person der Gegenstand eines so höflichen Benehmens sey. Indessen nahm der gute Mann seinen Platz an meiner Seite, und kehrte mit mir um, zeigte aber in seinen Reden und ganzem Anstande eine so grosse Verlegenheit und ein so schüchternes Wesen, daß ich ihn darüber fragte. Da würde er noch verlegener; er wollte reden, und brachte nichts hervor. Ich vermuthete also, irgend eine Ursache, die ihn bewegen möchte, meine Einquartierung zu verbitten, einen Todesfall oder etwas dergleichen, und redete ihm zu, keine Umstände zu machen. Hierauf erfolgte ein tiefer Seufzer und eine Bitte um eine Privataudienz, die ich ihm auch sofort in Gnaden gewährte. Ich ließ meinen Remontezug langsam fortgehn und ritt mit dem Manne auf die Seite, wo sich folgender Auftritt ereignete. Hospes schlug, als wir allein waren, ganz furchtsam seinen Mantel aus einander, und präsentirte mir einen silbernen Becher, der mit alten Thalern und Schaumünzen angefüllt war, und bat mich vor allen Dingen, diesen Becher von ihm anzunehmen, weil er sich nicht getraue, eher, als dieses geschehen sey, sein Anliegen vorzutragen. Ich dachte freylich in meinem Sinne, "der Mensch ist wahnsinnig," doch wollte ich ihn nicht bis zur Wuth reitzen, und übernahm einstweilen den Be-

cher; worauf ich folgende Oration anhörte, nicht ohne Zittern und Zagen des Deklamators: "Mein Herr Lieutenant! Sie waren vor 2 Jahren bey mir im Quartier, und haben gesehn, daß ich ein altes Weib habe, das aber brav und rechtschaffen ist; ich habe ihm Alles zu verdanken; denn es hat mich, der ich ganz arm war, als eine Wittwe geheuräthet und mich zum Universalerben eingesetzt. Ich erkenne das alles mit aufrichtigen Herzen und wollte wünschen, daß ich auch meine andern Glieder zwingen könnte, dankbar zu seyn: aber ich weiß nicht, warum ich, trotz meinen Grundsätzen, von Tag zu Tage mit den ehelichen Pflichten sparsamer werde und, mit einem Worte, mehr Vergnügen empfinde, ein junges Mädchen zu umarmen, als meine Frau, die doch wahrlich verdient, daß ich alles für sie thue, was ich kann. Nun trug es sich zu, daß vor zwey Jahren, wie der Herr Lieutenant bey uns im Quartier standen, ein junges Mädchen bey uns diente, welche sich gefallen ließ, die ehelichen Pflichten mit meiner Frau zu theilen: aber freylich ohne ihren Konsens. Der Umgang mit diesem Mädchen fiel in die Epoche des damahligen Durchmarsches. Die Folgen dieses Umgangs wurden sichtbar, und ich, der ich nicht glauben konnte, daß der Hr. Lieut. jemahls diese Gegend wieder betreten würden, gab ihr den Rath, den Hrn. Lieut. als Vater des Kindes anzugeben. Das Kind ist auf diesen Namen getauft; niemand, auch selbst nicht meine Frau, zweifelt daran. Nun kommen Sie — können mich unglücklich machen auf ewig — hier stehe ich als ein armer Sünder

und erwarte mein Urtheil. — Lassen Sie Gnade für Recht ergehn und" — Was soll ich thun? erwiederte ich; das Kind für meines erkennen? Herr, daraus wird nichts; und wenn Sie noch mehr Becher lieferten; so würde ich mich dazu nicht verstehen. Aber, weil die Umstände so sind, wie Sie erzählen, ausserdem ein ehrlicher Mann zu seyn scheinen, auch Verstand haben, wie dieser Becher bezeugt; so verzeihe ich Ihnen: aber mit Bedingungen. Ich will die ganze Sache ignoriren, das heißt auf Teutsch: Ich will mich anstellen, als ob ich nichts davon wüßte: nur muß mich niemand fragen, oder mir etwa die Geschichte erzählen. Denn in diesem Falle müßte ich die Wahrheit sagen und das Hürlein, das sich meines Beyschlafs rühmt, gerichtlich vernehmen lassen. Zweytens will ich eine Schrift aufsetzen, die Sie ab- und unterschreiben müssen; denn ich muß von Ihnen ein schriftliches Bekenntniß haben, damit ich den Bastard in die Enge treiben kann, wenn er sich unterstehen sollte, Ansprüche an den angemaßten Vaternamen zu machen. Und so kamen wir in dem Hause des Mannes an, wurden von der Hausfrau ganz wohl empfangen, und nur diese allein unterstand sich, bey dem Abendessen mit boshaften Lächeln des ehemaligen Stubenmädchens zu erwähnen, jedoch ohne Anspielung auf mich. Daß mich der Hausherr während der ganzen Zeit meines Daseyns nicht aus den Augen ließ, daß er bisweilen blutigen Schweiß schwitzte, wenn er befürchten mußte, daß mich jemand fragen möchte, und daß er das Mädchen mit dem Bankert eins-

weilen auf die Seite geschafft hatte, das kann man wohl denken. Ich marschirte ab, ohne daß mich ein Mensch gefragt hat, und passirte in dem Städtchen B. für den Vater eines Kindes, dessen Mutter ich weder gekannt noch erkannt habe.

## 3. Verläumdung.

Diese Erzählung ist kurz: aber — nicht gut, und kann von mir mit nicht eben sehr fröhlicher Laune erzählt werden. Eine Frau, eben so Ehrenwerth wegen ihrer Geburt und ihres Standes und ihrer andern vortrefflichen Eigenschaften leidet durch diese Erzählung, ob sie gleich nicht darum dargestellt wird, um ihr wehe zu thun: mir aber thut es um so weher.

In einem Lande, wo es Magnaten giebt, war ich mit einem aus dieser Caste bekannt. Unsere Bekanntschaft und die endlich daraus entstandene Freundschaft gründete sich auf die Uebereinstimmung unserer Art zu denken und auf die Liebe zum Bücherlesen und zu den Wissenschaften. Die Frau vom Hause, die selbst belesen ist, damals eine sehr muntere Dame, voll Witz und Laune, nahm Antheil an unsern wissenschaftlichen Unterhaltungen; und es herrschte Munterkeit, Vergnügen und guter Ton in unserer Gesellschaft, wenn wir alle drey beysammen waren. Wie mancher schöne Sommertag wurde im Wäldchen bey einer Quelle im eigentlichen Verstande genossen! und wie mancher Abend im Winter vor dem Kamine herrlich ver-

lebt! Witz und Laune hatten freyen Lauf. Es waren Tage, die unter die wenigen gehören, die ich mit Wehmuth vermisse.

Ils sont passés, ces jours de fête,
Ils sont passés, ils ne reviendront plus.

Ich verließ jene Gegend in dem besten Vernehmen mit diesem würdigen Paare. Kurz nach meiner Abreise gebahr die Frau einen Sohn. — Drey oder vier Jahre vergiengen, während welcher wir noch immer einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielten: er stockte aber auf einmahl unwiederbringlich.

Diese schätzbare Frau, deren Andenken mir Lebenslang ehrwürdig bleiben wird, die mir nie den geringsten Anlaß gegeben hat, nur zu denken, daß sie sich zu Schwachheiten herablassen würde — die ich jederzeit mit der Ehrerbietung behandelt habe, die ihren Tugenden gebührt, welche Tugenden keiner unerlaubten Vertraulichkeiten fähig sind — diese Frau mußte durch den witzlosen Einfall eines ihrer Verwandten in einen Verdacht kommen, der unsere Freundschaft zerstöhrte und Bitterkeit in die Ehe brachte. Ein Cousin von ihr, ein Bauernlümmel an Sitten und Geberden, ein Spaßmacher auf Kindtaufen und Hochzeiten, sonst aber ein Grundherr mit schönen Einkünften, kam einst in das Haus, trat ins Zimmer, sahe das obgemeldte Knäblein, und rief mit lauter Stimme: "das ist ja der leibhafte B**." — Von

diesem Augenblick an bemächtigte sich der Dämon des Mißtrauens des Herzens des Herrn vom Hause. Vorher war es vier Jahre lang keinem Menschen eingefallen, Aehnlichkeit mit mir bey dem Kinde zu finden: aber nun — fand sie jeder frappant. Das Kind wurde gemessen und für seiu Alter sehr groß gefunden. Vater und Mutter sind nicht so groß, als ich. Ergo etc. Drey oder vier alte Weiber aus der Familie stimmten in die Meinung des Schalksnarren. Er lachte, und die Furie der Zwietracht blies in die Posaune. Man fand täglich mehr Aehnlichkeiten. Sind sie wirklich da; so ist es ein Spiel der Natur, das ich bewundere. Ich wünschte nur, daß die Natur nicht auf Unkosten ehrlicher Leute spielen möchte.

In den Augen vieler Menschen passire ich nun für den eigentlichen Vater eines edeln Jünglings, an dessen körperlichen Existenz ich so wenig Antheil habe, als der Mufti. Aber der Trieb zur Verläumdung und das Vergnügen, Jemanden, der besser ist, Fehler aufbürden zu können, macht dieses Mährchen zu der angenehmsten Unterhaltung für die Nachbaren einer tugendhaften Frau, einer Gerechten, die der Busse nicht bedarf, welche jenen sehr heilsam wäre.

# XIII.

## Lesefrüchte.

1.

Motschmann in seiner Erfordia litterata continuata oder Fortsetz. des gel. Erfurts S. 74 u. f. berichtet, Sebast. Schröter, ein Erfurtischer Prof. Ebr. Linguae erzähle in einem Programm 1648, daß in der Nachbarschaft eine gelehrte Fürstin *) gewesen, welche von Ratichio Ebräisch gelernet und zu ihrer Uebung das erste Buch Mosis besonders Ebräisch habe drucken lassen, da sie denn täglich mit verschiedenen Räthen, Secretairen und andern Liebhabern solcher Sprache in ihrem Gynaeceo zusammen kommen, auch selbst den Anfang zu lesen und exponiren gemacht, die andern aber nach der Ordnung gefolget. Einst habe sichs zugetragen, daß der Superintendent in andern Angelegenheiten nach Hofe kommen, da eben die Fürstin ihr gewöhnlich Exercitium gehabt, dannen-

*) Es war die Anhaltische Prinzessin Anne Sophie, die auch den Pädagogen Ratich unterstützte. Vergl. oben die Rubrik Rügen Nr. 14.

hero er in der Versammlung einen Sitz und ein Exemplar in die Hand nehmen müssen. Als ihn nun die Ordnung betroffen, er aber nicht fortfahren können; so habe die Fürstin ihn zurecht weisen wollen, aber befunden, daß er das Buch verkehrt halte, worüber ein Gelächter entstanden, und der Superint. sich bald darauf zu Tode gegrämet, weil er hiedurch alle vorher gehabte Reputation eines gelehrten Mannes verlohren.

2.

Es ist schon mehrmals von erfahrnen Männern gegen die in einigen Teutschen Ländern eingeführten Conduitenlisten in Ansehung der Civildiener des Staats geeifert und gezeigt worden, daß Parteylichkeit dabey unvermeidlich sey, daß folglich die höhern Behörden sich nicht darauf verlassen können. Mit ihnen stimmt Dänemarks berühmtester Statistiker, der Kameralist Thaarup, überein, in seiner Dänisch geschriebenen Anleitung zur Statistik der Dän. Monarchie, wovon ein Auszug befindlich ist in den Allgem. geographisch. Ephemeriden 1816. Febr. S. 185 — 200; wo es S. 197 heißt: "Die unnützen und oft höchst schädlichen Conduitenlisten dauern noch fort."

3.

Der häufige Gebrauch der Bäder entkräftet und erschlafft. Die Griechen nannten die Bäder Gärbereyen, weil sie das Gewebe der Haut

erweichen. Zeitung für die elegante Welt 1816. Nr. 68. Es sey mir erlaubt, hinzu zu setzen, daß viele Menschen wähnen, sie könnten ohne den Gebrauch der Bäder keiner vollkommenen Gesundheit genießen und ohne denselben kein hohes Alter erreichen. Es giebt aber Beyspiele für das Gegentheil. Ich selbst stehe jetzt in meinem 75ten Lebensjahr, ohne mich je solcher Gärbereyen, weder warm noch kalt, bedient zu haben.

4.

Der sehr gelehrte, jedem Humanisten wohl bekannte Rektor Bauer zu Hirschberg in Schlesien, der in seinen Schriften so lange leben wird, als man die Römische Sprache lehrt, besaß ein ausserordentliches Gedächtniß. Alle (?) Lateinische Klassiker wußte er dermassen auswendig, daß er sich beym Erklären derselben nicht nur keines Buches zu bedienen pflegte, sondern sogar zu jeder Zeit ein Kapitel oder einen Satz, dessen Zahl man ihm angab, hersagen konnte. Dabey waren ihm die abweichenden Lesearten nichts weniger als fremd. Sein vortreffliches Wörterbuch und andere Schulbücher, so reichlich sie auch mit Citaten versehen sind, schrieb er ganz (?) aus dem Kopf nieder, ohne sich durch weitläufige Sammlungen dazu vorbereitet zu haben. Es war ein gutdenkender, munterer, origineller Mann. Nie konnte man ihn dahin bringen, daß er sich bey der Mahlzeit des Messers und der Gabel bedient hätte, indem ihm seine Hände die natürlichsten Werkzeuge zu seyn schienen. Von sei-

nen Tagesgeschäften erhohlte er sich Abends dadurch, daß er sich von seiner ganz ungebildeten Köchin die fadesten Romane vorlesen ließ, da er sich denn des lautesten Lachens über die Abgeschmacktheiten derselben, wie über die Verlegenheit seiner Vorleserin bey fremdartigen Namen nicht enthalten konnte. Allgemein war er beliebt, sowohl bey seinen Mitbürgern als bey der Jugend, welche zahlreich herzu strömte, um seines Unterrichtes zu genießen. Friede sey mit seiner Asche! Reise durch einen Theil von Sachsen und Dänemark in den letztverflossenen Jahren (Altona 1813. 8). S. 20 u. f.

5.

In einem, aus dem Französischen übersetzten Roman: Lorenz Marcel oder der Beobachter ohne Vorurtheil (Potsdam 1781 *), Th. 1. S. 127 u. f. fand ich eine Art von Prophezeihung von dem in der neuesten Zeit vollzogenen Säkularisiren der Klöster rc. Es wird dort gedichtet, ein wohlgesinnter Mönch habe mit dem Helden des Romans, der sich in einem Kloster aufhielt und halb und halb entschlossen war, dort in den Benediktinerorden zu treten, eine Unterredung gehalten und ihn vom Klosterleben abgerathen. Da sagt er denn unter andern: "Denken Sie ja nicht etwan, als wenn sich in unserm jetzigen Jahrhundert nicht

*) Die Zeit der Erscheinung des Originals ist mir unbekannt.

von allen Seiten ein Geschrey wider unsere Reichthümer und unsern Ehrgeitz erhoben hätte. Tausend Federn haben sich bemühet, uns so zu schildern, als wir das Unglück haben zu seyn. Der Haß gegen alles, was Mönch heißt, hat aller Herzen gewonnen. Man behandelt uns als Faullenzer, als eine gefährliche Brut. Man wirft uns die groben Diebstähle vor, wodurch wir uns bereichert haben; unsere Geschicklichkeit, alle Güter an uns zu ziehen; die falschen Ansprüche, deren wir uns bedient haben, Familien zu plündern. Die Wahrheit selbst wird hier mit Lügen vermischt; denn durch Uebertreibung der Sache hat man uns Verbrechen zugeschrieben, die wir nicht begangen, und Ungerechtigkeiten, deren wir uns nicht schuldig gemacht haben. Das Resultat alles dieses Geschreyes und aller wider den Mönchsorden herausgegebenen Schriften lauft dahin aus, die Mächte zu bewegen, sich unserer Güter zu bemächtigen und uns das bloße Nothwendige zu lassen, den Eintritt in den Orden durch Edikte zu verbieten, und dadurch unsere Häuser zu entvölkern; mit einem Wort, uns in so enge Schranken einzuschliessen, daß, ehe hundert Jahre zu Ende gehen, Stiftungen, welche der Kirche so viele Ehre gemacht haben, völlig vertilget seyn mögen u. s. w."

Bey dieser Gelegenheit sey mir erlaubt, eine Bemerkung, die ich beym Lesen dieses eben so lehrreichen als unterhaltenden Romans schon vor geraumer Zeit gemacht und gern an den Mann ge-

bracht hätte, hier mitzutheilen. Im 8ten Kapitel des 2ten Theils S. 133 wird ein lustiges Histörchen von einer sehr leichtgläubigen, aber sehr reichen Betschwester zum Besten gegeben, welche von zwey Betrügern, die sich für die Apostel Paul und Peter ausgaben, geprellt wurde. Nachher las ich in einer Nummer des Morgenblatts für gebildete Stände, — wo ich nicht irre, unter den Korrespondenznachrichten — dieselbe Erzählung, fast mit denselben Worten, als von einer in Kopenhagen wirklich geschehenen That. Ist dies nicht drollig? Wo ich es zuerst gelesen hatte, fiel mir bald ein: vergaß aber die Nummer des Morgenblattes mir anzumerken; und selbst auf den Jahrgang kann ich mich nicht mehr entsinnen. Vergebens sah ich die Monatsregister seit 1813 nach. Hierbey dacht ich an den schon so oft geäusserten Wunsch, es möchten doch über alle Zeitschriften vermischten Inhalts, zumahl so reichhaltige, genaue Register mitgetheilt werden. Wie unzähligemahl vermißte ich ein solches über die 37 Jahrgänge des Wielandischen Merkurs! und wie viel Zeit ersparte mir das von Nicolai auf die uneigennützigste Weise gelieferte Namen- und Sachenregister über den Allgemeinen litterarischen Anzeiger und dessen Fortsetzungen: die litterarischen Blätter und den neuen litt. Anzeiger! Dies ist auch derselbe Fall mit dem Biesterischen Register über die Neue Berlinische Monatsschrift von demselben gelehrten, die Litteratur auf mehrfache Art fördernden Buchhändler. Schade, daß dies nicht auch mit der alten geschah!

Doch, alle diese Wünsche könnten befriediget werden, wenn sich Jemand entschlösse, das im J. 1790 von dem Litterator ohne Gleichen, dem würdigen Hrn. Professor Ersch, dem man aber jetzt dergleichen nicht zumuthen darf, herausgegebene Repertorium über die allgemeinen Teutschen Journale fortzusetzen; oder auch das von dem verstorbenen Rektor Beutler zu derselben Zeit gelieferte Allgemeine Sachregister über die wichtigsten Teutschen Zeit- und Wochenschriften, mit einem vorausgeschickten höchst schätzbaren räsonnirenden Verzeichniß aller von 1700 bis 1790 erschienenen periodischen Blätter mit Litterarnotitzen.

M.

6.

## Was heißt Provisorisch?

Dieses Wort ist von sehr verschiedener, ausgedehnter Bedeutung, von grosser Wichtigkeit und Kraft. Besonders brauchbar und ausdrucksvoll, in öffentlichen Verhandlungen und bey allen unerwarteten oder strengen, nicht leicht zu rechtfertigenden Maasregeln der Regierungen. Die Französ. Revolution, und besonders die Französ. Autoritäten in den frühern Perioden der, weiland republikan. Regierung, setzten dieses Wort zuerst in Umlauf. In der Folge — theils von dem erhabenen Beyspiel, theils von dem gebieterischen Drang der Umstände hingerissen — fanden es auch Teutsche Regierungen bequem, in ihren Verhandlungen, öffentlichen Verordnungen u. s. w. von

diesem bedeutenden Worte Gebrauch zu machen. Man hält es in gewissen Fällen vielleicht schon für Gewinn, wenn man gewisse Worte, die nicht vollkommen, nicht allgemein verstanden werden, die einer Erklärung bedürfen, folglich verschiedener Auslegungen fähig sind, fleißig anbringen kann. Das Wort provisorisch ist von dieser brauchbaren Gattung. Es wirft Trost aus, ohne die Wirkung der strengen Maasregel im geringsten zu unterbrechen. Es leitet den Blick des Tiefgekränkten von der Gegenwart, deren Drang er fühlt, auf eine fröhlichere Zukunft — die nie erscheint. — Der Nationalconvent plünderte die Geistlichkeit und den Adel — provisorisch; und zersplitterte und vergeudete das Eigenthum der Nation — provisorisch. Der Wüterich Robespierre haßte und verfolgte das Talent, würgte die Tugend, und guillotinirte eine schrecklich grosse Anzahl unschuldiger Bürger, Weiber und Kinder — provisorisch. Das Direktorium verachtete das Gute, beförderte das Böse, entfernte das Verdienst, beschützte Laster, Verderbtheit, Verkäuflichkeit und Dieberey, plünderte das Ausland, und entheiligte jede Versprechung, jedes Bündniß, jeden Vertrag — provisorisch. — Die Krieger, die vom Berge stürzten, besetzten die Länder der befreundeten Mächte, bedrängten friedliche Bürger, plünderten ihr Eigenthum, leerten die öffentlichen Kassen, schändeten die Weiber und Töchter des Landes — provisorisch.

Ein französ. Journalist, um das non plus ultra des Gepränges und der Pracht bey einer gewissen Feyerlichkeit auszudrücken, sagte: "nach dem, was man jetzt gesehen habe, müsse man das Wort unmöglich aus dem Französ. Wörterbuche ausstreichen und aus der Französ. Sprache ganz vertilgen." — Ohne den Heuchler zu machen, wünschte ich, daß die Teutsche Nation, nach dem, was wir von dem Wort provisorisch erfahren haben, dieses Wort nie in ihr Wörterbuch aufnehmen, sondern es auf immer aus ihrer Sprache vertilgen möge! — s. Karl Jul. Lange's Nordischen Merkur (Berlin 1805. 8). H. 1. S. 36 — 38.

7.

Ich bin den Franzosen ihres flüchtigen und affenmässigen Nationalcharakters wegen recht gram, und noch mehr denen Teutschen, die ihren Geist lieber nach diesen lächerlichen Geschöpfen bilden wollen, als nach den denkenden, männlich schönen und zuweilen Englischen Britten. — So Wieland in der Zürichischen Sammlung seiner Briefe B. 1. S. 56 (geschrieben am 26sten März 1752). Eben daselbst ist wohl unter Herrn Ganskiel Gottsched zu verstehen?

8.

Was für ein eiteles, elendes Stückwerk ist nicht unsere Wetterweisheit? Und nun gar unsere prophetische Kunst! Trotz den Bänden meteo-

rologischer ganzer Akademien *) ist es noch immer so schwer vorher zu sagen, ob übermorgen die Sonne scheinen wird, als es vor einigen Jahrhunderten gewesen seyn muß, den Glanz des Hohenzollerischen Hauses voraus zu sehen. Und doch ist der Gegenstand der Meteorologie, so viel ich weiß, eine blosse Maschine, deren Triebwerk wir mit der Zeit näher kommen können. Es steckt kein freyes Wesen hinter unsern Wetterveränderungen, kein eigensinniges, eifersüchtiges, verliebtes Geschöpf, das um einer Geliebten Willen einmal im Winter die Sonne wieder in den Krebs führte. — Lichtenberg über Physiognomik in dessen von Joh. Schwinghamer herausgegebenen witzigen und launigen Schriften (Wien 1810. 8) B. 2. S. 19. Zuerst erschien die, hier benutzte Schrift im J. 1778. — Längst schon war die Wetterprophezeihungskunde auch in meinen Augen ein äusserst mißliches Ding, ohne Grund und Boden. Viele Jahre hindurch verglich ich die in einem und demselben und für eines und dasselbe Jahr bekannt gewordenen Vorhersagungen, und das Ergebniß lief immer darauf hinaus, daß sie nicht zusammen trafen, sondern sich mit unter sogar einander widersprachen. Ich setzte dennoch alle Jahre

*) und Trotz der vielen dicken, zusammen 30 Thaler Sächs. kostenden zu Weimar von 1810 bis 1812 herausgekommenen meteorologischen Werke des jetzigen Professors der Botanik auf der Universität zu Pesth, Herrn Haberle. M.

re meine Bemühung fort, immer in der Hoffnung, zu dem so nützlichen, so höchst interessanten Ziel zu gelangen: aber stets fort vergeblich. Ich will nur beym jetzigen Jahr ein wenig verweilen. Da hab' ich — die gewöhnlichen Kalenderkunden, die in gar keine Betrachtung kommen, ungerechnet *) — nicht weniger, als ihrer fünf, vor mir liegen: aber selten harmoniren sie. Als ein Beyspiel will ich nur den Monat Junius des jetzigen Jahres (1818) wählen. Der älteste unter diesen Propheten, die mir bekannt wurden, ein Ungenannter, wahrsaget: Im Jun. werden wir oft den Donner rauschen hören (wir hörten ihn sehr sehr selten), der aber der Fruchtbarkeit nicht schadet. — Juch: Immer heitere Tage, Abends Gewitter, Nachts Regen (beydes sehr selten. Von der bis in die andere Hälfte dieses Monats fortwährenden Hitze, mit Wind und daraus entstandenen Trockniß, kein Wort). Die Saaten stehen vortrefflich (wahr!). Hagel giebts nur im Gebürge und wenig. — Schöpfel: Vom 3ten bis den 16ten Jun. mehr trocken, als feucht (vielmehr: gar nicht feucht), nicht immer allzuwarm (vielmehr: sehr heiß). — Gerdun: 1 — 4 Jun. Sehr warm und gewitterschwül, worauf Regenschauer folgen (letztere fehlten). 5 — 8: Veränderlich und regenhaft, öfters stürmischer Wind. 9 u. 10: Klare Sommerwitterung. 10 — 13:

*) Jedoch die nicht ganz zu verachtenden sogenannten Bauernregeln ausgenommen.

Abgekühlt mit öftern Regenschauern (falsch!). 14 — 21: Vermehrte Sommerwärme, öfters Regen und Wind (beydes sehr wenig). 22 — 24: Warmes (vielmehr kühles) Sommerwetter mit Neigung zu Gewittern. Zwischen 25 bis 28 wird stürmisches Regenwetter herrschend seyn (sehr heisse Tage, die sich erst am 28sten mit einem heftigen Gewitter und darauf erfolgten starken Regen endigten). 29 und 30: Klares Sommerwetter, mit Neigung zu Gewittern. — Dittmar *): Nothdürftiger Regen (bis zum 18ten nicht einmahl nothdürftig!).

Das Erfreulichste oder Tröstlichste aller dieser Prophezeihungen ist wohl, daß sie so ziemlich hierin übereinstimmen, der diesjährige Sommer werde durch alle Rubriken Fruchtbarkeit gewähren.

9.

"Gewiß ist unter allen mittelmässigen Dingen der mittelmässige Dichter das elendeste. Ich kann mich irren: allein ich glaube, daß Erzieher nicht genug auf die Erstickung dieses Hangs, der meistens eine gänzliche Impotenz des Geistes in spätern Jahren nach sich zieht, Rücksicht nehmen können. Ist er unwiderstehlich, alsdann los damit. Ovid, Wieland und Voltaire und Pope würden Dichter geworden seyn, und wenn der Staupbesen darauf gestanden wäre. Allein, man

*) dessen Hypothese übrigens vorzüglich Rücksicht verdient.

sehe auch hin, was sie gemacht haben. Welche Nation und welches Zeitalter, möchte man fragen, haben etwas, den Stanzen im Oberon Aehnliches aufzuweisen, zumal den Schilderungen der weiblichen Schönheiten in demselben?" — Lichtenberg in der vorhin erwähnten Sammlung seiner witzigen und launigen Schriften B. 2. S. 225.

10.

"In England, zumahl in London, leben hundert mahl mehr und plattere Journalisten, als Oken, der seine Einfälle, wenn es ihnen an Geist fehlte, mit Unterlagen von Eselsköpfen aufstutzte. Aber man behandelt dergleichen Menschen da, wie sie es verdienen. Man zuckt die Achseln, und läßt sie bey ihrer Pöbeley. Sind Pitt und Fox, troz aller gegen sie von den Journalisten ausgestossenen Beschimpfungen, um ein Haar kleiner geworden in der öffentlichen Achtung? Mit nichten. Aber Pitt und Fox sind durch die Preßfreyheit grösser worden; denn sie lernten aus den Urtheilen des Volks viel Gutes. Die Namen der Französischen und Brittischen Staatsmänner verbreiten sich, eben durch die Presse, über die ganze Welt. Von unsern Teutschen Ministern weiß man in Frankreich, England, Italien, Helvetien, ja in Teutschland selbst kaum, daß sie die Ehre haben, da zu seyn, weil Niemand von ihnen reden und schreiben darf, als etwa Lobeserhebungen. Aber verständige Leute nehmen auf dergleichen Lobpreisungen aus der Feder allerunterthänigster Diener

keine Rücksicht. Sie sind so gut, wie gar nicht geschrieben." — Erheiterungen 1818. Th. 4. S. 367. — Von jeh r befremdete es mich, wenn von der Druck- oder Preßfreyheit die Rede war — und gegenwärtig, da dieser wichtige Gegenstand weit mehr Köpfe und Federn, die einander auf vielfache Art durchkreutzen, beschäftigt, als jemahls, noch in einem höhern Grade — daß man nicht das einfachste Mittel wählt oder anwendet, wovon man das Muster längst vor Augen hat; ich meyne die Grundsätze oder das Verfahren der Englischen Regierung. Mehr als einmahl wurden zwar auch in Großbritannien Versuche gemacht, die Zeitungscensur, welche selbst Teutsche, in Hinsicht auf Preßfreyheit liberal denkende und handelnde Regierungen beybehalten oder sie zur Ausnahme von der Regel machen, einzuschränken: allein, zum Glück für die Englische Freyheit mißlang es immer. Fast sollte man vermuthen, daß es der Brittischen Regierung nie rechter Ernst gewesen sey, die Freyheit der Presse in Ansehung der Zeitungen einzuschränken, weil die darauf gelegten Abgaben ausnehmend viel eintragen. Jährlich 4 bis 5000 Pfund Sterling. Weil man dort das Ding, Zeitungscensur genannt, gar nicht kennt; so werden in jenen, selbst von Tagelöhnern gelesenen öffentlichen Papieren, ohne Ansehn der Person — selbst vom König: jedoch in Ansehung dessen mit Behutsamkeit — Dinge geschrieben, auf welche anderwärts die größten Ahndungen erfolgen würden. Sind die Angriffe zu offenbar, und die Beschuldigungen falsch oder ehrenrührig; so kann der angegriffene

Theil sich gerichtlich darüber beschweren. In solchem Fall wird der Drucker oder Verleger der Zeitung zuerst belangt, und, wenn er den Verfasser eines Briefs oder eines Zeitungsartikels, der ehrenrührig geschrieben ist, nicht angeben kann, um ihn zur Rechenschaft zu fodern; so wird er selbst darüber gestraft. Indessen geschieht es selten, weil der Drucker doch allerley Auswege, einer gerichtlichen Belangung zu entgehen, kennt, oder auch, weil viele sich überhaupt wenig daraus machen, weil man des Dinges nicht gewohnt ist. Sicher haben, mit mir, von jeher viele Tausende nicht begreifen können, wie man Bücher, vorzüglich aber Zeitschriften konfiscirt oder verbietet, oft nur einer einzigen oder einiger Stellen wegen, welche irgend einem Grossen mißfallen. Wer denkt in einem solchen Fall nicht sogleich an das Nitimur in vetitum? Durch solche Verbote werden erst viele Menschen, die das Buch gar nicht kannten, oder nicht wußten, es stehe etwas Verfängliches darin, aufmerksam und begierig gemacht, dasselbe kennen zu lernen. Und, giebt es dann nicht Mittel oder Schleichwege genug, dessen habhaft zu werden, oder sich im Nothfall die auffallenden Stellen wenigstens abschreiben zu lassen. Schon vor mehrern Jahren — ich weiß nicht mehr wo — prieß ich Autoren und Verleger glücklich, deren Schriften verboten wurden, welche vielleicht Ladenhüter geworden wären, aber nun gierigst verschlungen wurden. — Das sicherste Mittel demnach gegen Verläumdung oder Ehrenabschneiderey ist wohl dies, daß man die Frevler gericht-

lich belange. Ich setze nur noch hinzu, daß die Freyheit der Presse in England in der neuern Zeit — ungefähr seit der andern Hälfte des 18ten Jahrhunderts — sogar zugenommen hat. Noch vor etwa dreyßig Jahren durften die Parlaments-debatten nur kurz und mit vieler Behutsamkeit gedruckt werden, ohne die Namen derer, die geredet hatten, zu nennen, oder sie höchstens nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Auch in den Zeitschriften geschah dies. Seitdem fällt alles dies weg. Alle Namen der Parlamentsglieder werden, der Länge nach, in öffentlichen Zeitungen und in Magazinen gedruckt, ja oft bittere Kritiken hinter her gemacht. M.

Weil hier so eben von der Preßfreyheit die Rede war; so ergreife ich die Gelegenheit, ein vor kurzem in einem öffentlichen Blatt bekannt gemachten Schreiben aus Liefland hier beyzufügen, und zwar um so lieber, da auch daraus erhellet, wie schlecht, selbst die nützlichsten und weisesten Verordnungen des allgemein verehrten Russischen Alexander in seinem Reiche befolget werden, und wodurch das, was ich oben (S. 84 u. f.) gerügt habe, bestärkt wird.

"Das herrliche Censurreglement unsers vortrefflichen Monarchen wird leider gar nicht beachtet. Wir werden, wenn es so fortgeht, bald nur Kalender und Fibeln zum Lesen übrig behalten. Was nicht konfiscirt und verboten wird — immer, nachdem man es schon bezahlt hat — wird Jahre

lang in der Censur zurück gehalten. Es giebt kein Verzeichniß verbotener Bücher. Die Buchhändler im ganzen Reiche müssen alles, was sie erhalten, nach Petersburg zur Untersuchung uud Beprüfung schicken. Man nimmt weg, und den Rest erhält der Eigenthümer nicht blos verspätet, sondern auch verstümmelt *). So leiden die Unterthanen unter dem edelsten und gerechtesten Monarchen, gewiß ohne sein Wissen und Willen; denn nie hat er sein vortreffliches Censurreglement widerrufen, und ohnehin sind seine liberalen Gesinnungen allgemein bekannt. Möchten auch nur unsere Klagen ihm bekannt werden! **) möchten wenigstens alle rein wissenschaftliche Bücher der Censur in Petersburg nicht unterworfen seyn! Gern wollten wir den Luxus des Geistes missen, wenn man uns nur die Nahrung des Geistes nicht so verkümmerte!"

*) wie meine Statistik.

**) daß dies nicht geschehe, dafür wird schon gesorgt werden, durch reprimiren, kastriren, annihiliren!

## XIV.

# Etwas über Herrn Johann Melchior von Birkenstock.

Ich fand im Neuen Teutschen Merkur 1810. St. 2. S. 126 — 131 unter der Rubrick Nekrolog den Todesfall des Hrn. Joh. Melch. v. Birkenstock *), den ich sehr gut gekannt habe, und den ich durch ein besonderes Schicksal noch auf dem Krankenbette, auf dem er starb, wesentliche Dienste leisten mußte.

Bey meiner sehr weit ausgebreiteten Bekanntschaft und durch die Verwendung auf Litteratur und den innerlichen Trieb zum Umgang mit merkwürdigen Menschen, von Kindheit an, befinde ich mich jetzt im 72sten Jahre meines Lebens sehr oft in dem Falle, über die Lebensbeschreibungen solcher Leute, die ich gekannt habe, Ohe! zu schreyen. Ich verzeihe es den Lebensbeschreibern, die ihre eigene Geschichte erzählen; denn sie haben ei-

*) Wahrscheinlich von dem Freyherrn F. J. von Retzer. M.

nen Zweck; und der ist — bey der Nachwelt anständig oder auch mehr als anständig zu erscheinen; und da wissen sie gar schön, alles auf ihren Zweck zu lenken. Andere, als da sind Klienten, Verwandte, gute Freunde und desgleichen, haben auch als Lebensbeschreiber ihren Zweck, und bey aller Klugheit und Vorsicht, die diese Skribenten anwenden, sieht doch der Kenner durch den Pelzfleck, der ihre Blösse decken soll, und der ehrliche Mann läßt die Heiden toben und die Leute vergeblich reden, so viel sie wollen. Ausser dem Adam Bernd ist mir noch kein Teutscher Biograph vorgekommen, der seine eigene Lebensgeschichte ganz abstrakt von öffentlichem oder heimlichem Selbstlobe bekannt gemacht hätte, und von andern, die ihren Bekannten den Dienst leisteten, sie in besondern Werken oder in Sammlungen oder auch nur in Zeitschriften zu panegyrisiren, muß man denken: Entweder hat's der Autor nicht besser gewußt oder nicht besser verstanden, oder er hat das Sprüchlein vor Augen gehabt: Laudamus, ut laudemur.

Ich komme auf diese Materie durch die Beschreibungen, die man etwan in der Welt von Birkenstock ausgeben wird. Ein Mann, der die Alten mit Verstande gelesen hatte, gut Latein schrieb, der schönen Künste und Wissenschaften Kenner, im Studienfache der erste und wahrhaft für das Beste besorgte Einsichtsvolle Mann im ganzen Oestreichischen Kaiserthume — das war er. Sein moralischer Charakter wird aus dem klar werden, was ich hier historisch vorzeichne, und ich bin

gut dafür, daß mir in ganz Wien niemand widersprechen wird und kann, wenn er nicht etwa zu denen gehört, die einen Nebenzweck hegen. Einer seiner vornehmsten Widersacher war Sonnenfels *), sein Schwager; denn sie hatten zwey Schwestern zu Gattinnen: aber wahrlich dieser hat ihn im Angesichte des Publicums immer sehr schonend behandelt: in Schriften, die den Dienst unmittelbar betrafen, war es nicht so, und was sie gegen einander geschrieben haben, liegt bey den Akten begraben, und sieht einer fröhlichen, aber vielleicht sehr späten Urstände entgegen.

Ich machte Bekanntschaft mit Birkenstock im J. 1774 bey dem Kanzler la Roche, dem Gemahl der bekannten Sophie. Birkenstock war stolz. Einst traf sich's, daß wir beyde im Vorzimmer des Barons von Bruckenthal, Gouverneurs von Siebenbürgen, warteten, bis wir hinein gerufen wurden. Der Gouverneur öffnete selbst die Thür; B. gieng gerade auf ihn zu: er schob ihn aber sanft zurück, rief mich und ließ mich fast eine ganze Stunde lang nicht los. Dergleichen Warten ist nun freylich unangenehm: ich konnte aber nicht dafür, und machte vergebens einige Versuche, zu gehen. Seit der Zeit wurden wir kälter gegen einander: ich muß aber doch Birk. dabey die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in Dienstsachen, als mein Referent, nie einigen Groll hat blicken lassen, son-

---

*) Gestorben am 25sten April 1817.

dern mich da, wo ich recht hatte, wacker verthei-digte.

Nun dieser Herr Joh. Melchior v. Birken-stock hat seltsame Fata gehabt, und was ich hier von seinen Begebenheiten in Mutterleibe erzähle, habe ich dem verstorbenen Hofrath Deinet in Frankfurt zu danken, der es aus seinem Munde hatte. Sein Vater bekleidete eine Reichs-Charge zu Wetzlar, ich glaube, er war Reichs-Pfennig-meister, und wird in dem Adreßkalendee von 1760 wohl noch zu finden seyn. Wenn er Reichs-Pfen-nigmeister war; so ist es kein Wunder, daß sein Herr Sohn in der Folge ein ganz ausnehmend grosser Liebhaber — zum Beweise seiner echten Geburt — von Pfennigen wurde. Also dieser Hr. Reichs-Pfennigmeister heurathete, — wie der ge-neigte Leser wohl schon vermuthen kann, — und das Weiblein, das gar nicht übel gewesen seyn soll, wurde schwanger, und gebahr? — ja, es gebahr diesen Melchior — aber daran sind wir noch lange nicht, — die junge Frau hatte man-cherley Zufälle in ihrer Schwangerschaft, und war unterrichtet, daß die Lust, welche solche Weiber, so lange sie in guter Hoffnung wären, bisweilen nach einem oder dem andern Dinge bey sich spür-ten, schlechterdings befriedigt werden müßte. — Da bekam denn die Frau Reichs-Pfennigmeisterin eine gar seltsame Lust. In Wetzlar, wo sir wohn-ten, war ihnen gegen über ein Beckerladen, vor dem sich oft ein hübscher Beckerjunge sehen ließ, der nach Beckergebrauch sein Hemde an den Ar-men aufgestreift hatte; und da gelüstete es der

Schwangern, diesen Buben in den Arm zu beissen; zu welchem Ende das ganze Weiber-Corps den Becker in die Wohnstube trieb, und unter dem Applausu von Hebammen und Gevatterinnen die Exekution vornehmen ließ. — Da kam aber der Herr Gemahl, der ad hunc actum eben nicht eingeladen war, ungebeten dazu, und nahm das Ding nicht mit dem Vergnügen auf, das die Weiber von ihm prätendirten. — Kurz, er wollte von dieser Zeit an nichts mehr von seinem Weibe wissen, trennte sich von ihm, und erkannte den jungen Melchior, als er erschien, nicht für sein Kind. So ist auch die Frau blieben ihr Lebelang, und hat die Sorge ihres Knabens allein auf sich nehmen müssen und ihn wohl erzogen. Es kann in den Jahren 1779 oder etwas eher gewesen seyn, als der Reichs-Pfennigmeister starb. Man fand in seinem Testamente des Hrn. v. B. nicht erwähnt. Er meldete sich vor Gericht als Erbe, und hat, so viel ich weiß, den Prozeß gewonnen.

Der Sohn hat sein Glück in Wien gemacht. Man hat die eben erzählte Geschichte der Kaiserin Marie Theresie, die sich selbst auch oft in der guten Hoffnung befand, von einer Seite vorzubringen gewußt, die sie zum Mitleiden und zu dem Vorsatz bewog, für den jungen Menschen zu sorgen. Seine Laufbahn eröffnete sich bey der Krönung des Kaisers Joseph, den er als Hofsekretar nach Frankfurt begleitete.

Was soll ich nun weiter von dem Manne sagen, der sich an Kopf, Gelehrsamkeit und Kennt-

nissen in mancherley Fächern weit über die Zeitgenossen und des Landes Genossen, in dem er lebte, erhob? Er war geizig und wucherte. Da sind ein Paar Beyspiele! Bey der Böhmischen Kanzley in Wien ist ein Hofsekretar, der sich das Prädikat als Hr. v. Ankersberg erkauft hat. Sein angebohrner Name ist Epsteiner; denn er ist ein getaufter Jude und ein beschnittener Christ. Er kam im J. 1772 als ein elender Judenbube nach Wien, bettelte bey den vornehmen Juden, studirte Medicin, und wurde von Jüdischen Familien mit Freytischen genährt, hatte dazu die bekannte, noch unter dem Namen Madame Flies, damahls Escales, glänzende Mätresse des Kabinetssekretars Günther *), zur Patronin, und wußte sich der Schwachheit eines Bruders des Herrn Adam Adalbert von Hönikstein, dessen Haus jetzt eines der ersten unter den Bankiers in Wien ist, so zu bemächtigen, daß ihm dieser ein ansehnliches Kapital vermachte, und er bald hernach starb. — Wie sich Epsteiner, modo von Ankersberg, undankbar gegen das Hönikšteinische Haus bewieß, siehe das steht geschrieben in den Prozeßakten, die sie mit einander geführt haben. Der Graf Sauer nahm diesen Hebräischen, nun durch die Seife des moralischen Wäschers St. Johannis gereinigten Jüngling als Präsidial-Sekretar mit sich nach Innsbruck; — Sauer starb, und dieser Knabe, den ich einen Knaben nenne, wegen seiner Aehnlich-

*) Vergl. Vermischte Nachrichten S. 59 u. ff.

keit mit dem Knaben Gehasi, wurde Hofsekretar, und ist es noch. Er ist dem Referenten des Mauthfaches zugetheilt. Er wuchert — und als Wucherer bediente sich Birkenstock seiner. Da zerfielen sie, wie gewöhnlich. Ankersberg hatte 12000 Gulden Birkenstockisches Geld mit 10 pro Cent Interesse in dem Natorpischen Hause untergebracht, und das fallirte. Ankersberg bewies, daß nicht er, sondern B. der Eigenthümer des Kapitals sey, und er nur Bevollmächtigter. Dadurch kamen die Geschichten vor das Publikum. Ankersberg, der auch als schöner Geist glänzen möchte, wollte doch die Freundschaft Birkenstocks nicht so ganz verliehren, und eilte, ihn mit gutem Rathe von einem andern Verlust zu retten. Er hatte Nachricht, daß ein Haus den Bankerot ansagen würde, welches ein Landgut im Linzer Territorium hatte; worauf der Werth noch lange nicht intabulirt war. Er eilte also, dem Hofrath Birkenst. zu rathen, daß er eilends durch eine Staffette einem Linzer Advokaten auftragen möchte, ihn mit den 30,000 Gulden, die er da zu fodern hatte, vormerken zu lassen; und dieser freute sich des guten Raths: als er aber vernahm, daß die Staffette 60 Gulden kosten würde, balancirte er so lange, daß ihm einer zuvor kam. — Das ist eine wahre Anekdote, die ihn von der Seite des Wuchers und Geitzes ganz schildert.

Birkenst. hatte zwey Kinder. Seine Tochter Antonia, die ein gutes Mädchen war, die ich aber als Frau nie gesehen habe, ist in Frankfurt an

einen Herrn Brentano verheurathet. Der Sohn, Hugo, ist mein Held; und ich würde, bey allem dem, was sein Vater und seine Gläubiger von ihm sagten, nicht unzufrieden seyn, wenn er mein Sohn wäre, wenn ich ihn nur von Kindheit an unter meiner Aufsicht und Leitung groß gezogen hätte. Sein Hang zur Lüderlichkeit war eine Folge des Geitzes seines Vaters. Ich will davon nur das eine Beyspiel anführen. Wenn sich z. B. einmahl Schulden des jungen Birkenst. meldeten und der Vater bezahlte sie; so wußte er zu seinem Troste ein Mittel zu erdenken, um einen Theil seiner Auslage wieder zu erobern. Nachdem er mit dem Sohne Tausenderley versucht hatte, und der junge Mensch, der, bey dem besten Talente und bey ächter Application auf Kunst, Sprachen und Wissenschaften, Freyheit liebte und sie nicht zu brauchen wußte, folglich nicht immer that, was der Vater wollte, und zwar so wollte, daß der Sohn es thun sollte, nur weil es der Vater wollte, der ihn nicht prüfte, in wiefern und mit welchen Hülfsmitteln er zu dem Willen seines Vaters zu bewegen wäre — kurz, nachdem er so viel Unnützes mit ihm versucht hatte, ließ er ihn Soldat werden; und dies war gut. Er war kein schlechter Soldat, avancirte bis zum Ober-Lieutenant. Seine Vorgesetzten und Jedermann war mit ihm zufrieden: aber er machte Schulden; und warum? weil ihn der Vater nicht zu rechter Zeit mit Wenigem unterstützte und aus vermaledeyten Geitz in der Kindheit versäumt hatte, ihn mit dem Gelde bekannt zu machen. Nichts ist rathsamer, als

daß Eltern ihren Kindern Geld in Händen lassen, damit sie aus eigener Erfahrung den Werth desselben kennen lernen.

Als der junge B. noch Lieutenant war, sagte mir sein Vater, er gebe seinem Sohne monatlich 25 Gulden Zuschuß. Der Sohn bejahte mir dies: aber er zog ihm monatlich zehen Gulden ab für Schulden, die er vor vielen Jahren für ihn bezahlt hatte; und nun hat sich's ja ausgewiesen. Nach dem Tode des Vaters hat man alte und neue Kreditoren des Sohns citirt, und es belief sich die ganze Summe auf 3000 Gulden in Bankzetteln. Ist das ein Objekt für den Sohn eines Mannes, der 200,000 Gulden hinterlassen hat?

Nun also ist der Melchior tod, und in seinem Testament sind dem Sohne allein 20,000 Gulden, als Fideikommiß vermacht, wovon ihm die Schwester, als Universalerbin, die Interessen zahlen soll. Hugo Birkenstock würde, wenn er wollte, seinen Prozeß eben so gewinnen, wie ihn sein Vater gegen des Großvaters Testament gewonnen hat: aber der Erblasser hat ein grosses Sündenregister des Sohns der Tochter zur Bekanntmachung hinterlassen, dessen sie sich bedienen sollte, wenn er nicht schweigen würde.

Ich kenne diesen Hugo sehr gut und liebe ihn, mit seinen Fehlern, kann auch unmöglich glauben, daß er so unverbesserlich sey, wie ihn der Vater beschrieb. Denn er ist ein eifriger Anhänger der Wissenschaften; und diese Art Menschen

bleibt

bleibt selten lüderlich. Hätte mir sein Vater gefolgt und ihm zu rechter Zeit eine Frau gegeben — bey diesem Vorschlag wurde der Alte blaß; denn die Unkosten der Heurath fielen ihm schwer auf's Herz — die ihn in der Liebe zu ihr zu erhalten gewußt hätte; so wäre er gerettet. Jetzt ist er schon 30 Jahre alt.

Damit nun meine Erzählung bald ein Ende erreiche; so muß ich melden, daß der Sohn, als er Lieutenant war, 1300 Gulden Schulden gemacht hatte, die der Vater bezahlen sollte und nicht bezahlte. Sie stecken unter den vorhin erwähnten 3000 Gulden. Aber seinen Sohn nahm er aus seiner Laufbahn vom Regimente, und setzte ihn in ein öffentliches Korrektionshaus in Wien. Da fand man ihn so wenig schuldig, als ehedem Pontius Pilatus den, dem er das Leben absprechen sollte. Man drang darauf, ihn aus dem Hause zu nehmen, und Melchior, dem sich neue Ausgaben fürchterlich vor Augen stellten, war in grosser Verlegenheit. Da erbarmte ich mich seiner oder vielmehr seines Sohns, und empfahl ihn dem Fürsten Adam Czartoriski. Der nahm ihn zu sich, und equipirte ihn ganz. Denn der alte Herr hatte ihn aus seiner eigenen alten Garderobe mit altväterischen Gewändern ausstaffirt. Ich kann mit der Original-Korrespondenz beweisen, daß ihn der Fürst nur um meinetwillen aufgenommen und ihn über sechs Monate an seinem Hofe erhalten und 150 Dukaten an ihn verwendet hat. Jetzt ist er Fähndrich bey Weydenfeld Infanterie, und

würde Major seyn, wenn ihn nicht sein Vater aus der ersten Laufbahn weggerissen hätte.

Ich kann mich enthalten, zu erzählen, wie undankbar und ungesittet sich der Vater Melchior gegen mich in seinen letzten Tagen bewiesen hat: aber ich kann mich nicht enthalten, folgende armselige Reimlein auf ihn zu machen.

## Grabschrift.

Hier liegt der alte Sündenbock,
Herr Melchior von Birkenstock;
Darob die Musen klagen.
Er schrieb Latein im alten Stil
Und fraß und soff gern gut und viel;
Denn er konnt' was vertragen.
Die Wissenschaften liebt' er sehr:
Doch die Dukaten noch viel mehr,
Konnt' sie doch nicht wegtragen
Mit sich aus dieser Welt davon,
Und gönnte sie nicht seinem Sohn,
Enterbte ihn — und fuhr davon
Nicht auf Elias Wagen.

* * *

Der Steinschriftsteller Melchior
Enterbte seinen Sohn, und wollt'
Auch noch am Styx den Charon prellen,
Und ihn statt seines Oboli

Auf Ankersberg und Compagnie
Ein Wechselchen ausstellen.
Da trat Herr Pluto in sein Amt
Und hat den alten Wicht verdammt
Zu einem neuen Höllenamt —
Daß er muß alte Thaler zählen
Und selber täglich sich bestehlen;
Wie sein Kollege Sisyphus
Den Stein beständig wälzen muß —
Und, um ihn kräftiger zu kränken,
Wird seine Tochter edel denken,
Nicht auf des Vaters Wegen gehn,
Das ungerechte Gut verschmähn,
Und, ohne weiteres Verweilen,
Die Erbschaft mit dem Bruder theilen.

v. B.

# XV.

# Allerley Bemerkungen.

## 1.

Im Jahr 1752 schrieb Wieland in der Zürichischen Sammlung seiner Briefe (B. 1. S. 62) an den Professor Bodmer: "Ich habe gegen alle "Academien" (Universitäten) "einen grossen Widerwillen, und würd' es für eine Strafe meiner "Sünden halten, wenn ich die Pflicht hätte, einer Menge ungezogener und wilder Jünglinge "Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur "hören, um sie sogleich wieder zu vergessen," u. s. w. Und doch überwand derselbe Wieland siebenzehn Jahre hernach dieselbe Sprödigkeit, als er die ihm angebotene erste Prof ssur der Philosophie auf der Universität zu Erfurt annahm und ungefähr drey Jahre lang mit grossem Beyfall verwaltete! Anfangs wollte es ihm freylich nicht behagen: wohl aber in der Folge, als er unter seinen Zuhörern Jünglinge kennen lernte, denen es Ernst und Eifer war, seine von ihm vorgetragene Lebensweisheit zu benutzen *). Auch noch

*) Vergl. Gruber's C. M. Wieland Th. 2. S. 2 u. f.

im J. 1759 folglich nur 10 Jahre, vor seiner Sinnnesänderung schrieb er an Zimmermann (ebend. S. 338): "Mir grauet und eckelt vor academi-"schen Lehrämtern"; und wenn er hinzusetzte: "für "die Teutschen Höfe bin ich zu ehrlich"; so wollte es bekanntlich in der Folge doch das Schicksal, daß er den größten Theil seines übrigen Lebens an einem Hofe, in Ansehn uud mit Ehre, verlebte. — Sogar noch im J. 1767 schrieb er an Sal. Geßner (B. 2. S. 276): "Aber zu einem "Professor, es sey wo es nur immer wolle, soll "mich weder Sulzer uoch irgend Jemand machen."

2.

Wenn Wieland eben daselbst (S. 94) an Bodmer schreibt: "Wie ernstlich bitte ich Gott, daß "er Ihnen Youngs Jahre gebe!" so will ich, mehrerer Leser wegen, bemerken, daß dieser fromme Wunsch erfüllt wurde, indem Y. ein Alter von 84, und B. eines von 85 Jahren erreichte.

---

wo W. seinem anfänglichen Unmuthe in einem Brief an Sal. Geßner Luft macht. Wenn es eben daselbst heißt, sein Ruf habe die Anzahl der Studirenden um die Hälfte vermehrt, d. h. sie stieg von 25 auf 50; so muß Schreiber dieses, der Wieland's Kollege war, bemerken, daß die Zahl der Studirenden damahls nicht unter 100 war, daß sie aber nicht allein durch Wieland, sondern auch durch Riedel, Bahrdt und andere, die eines unbegränzten Beyfalles genossen, auf 2 bis 300 stieg.

Etwas Aehnliches geschah in Ansehung Anakreons und Gleim's. W. wünschte (B. 2. S. 342) diesem, er möchte so alt werden, wie jener; denn auch dieser Wunsch wurde erfüllt. Gl. wurde 84 Jahre alt, und A. soll 85 geworden seyn.

3.

Daß Wieland in jüngern Jahren an Hypochondrie stark gelitten habe, erhellet unter andern aus der Stelle eines Briefes an Zimmermann vom J. 1756 (in der Zürichischen Sammlung B. 1. S. 187): "Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz; ich fühle, "daß mein Leib immer schwächer wird, und daß "sowohl meine sehr blöden Augen als mein Gehirn "dem denkenden Wesen oft versagen." Und doch lebte der bis an sein Lebensende thätige, ungeschwächte Denker und Schöpfer noch über funfzig Jahre! Dahin gehört auch die Stelle in einem Französ. Brief an Zimmermann vom J. 1761 (ebend. B. 2. S. 157), wo er meynt, er werde nicht alt werden.

4.

Wenn Wieland (ebend. B. 2. S. 92) im J. 1759 schrieb: "Allem Ansehn nach ist meine poetische Laufbahn schon durchlaufen"; so werden wohl manche Leser die Bemerkung gemacht haben, daß sie damahls erst recht begann.

5.

Es gereicht Wieland'en zur höchsten Ehre, daß er Uebereilungen, allzustrenge, unbillige Urtheile über das Genie und die Talente ausgezeichneter Männer, vorzüglich Dichter, zurück zu nehmen und zu bereuen, nicht, wie so manche Kunstrichter, die sich für untrüglich halten, unter seiner Würde hielt. Unter andern Beyspielen dieser Art gilt dies von seinen frühern Gesinnungen und wegwerfenden Urthellen über Uz'ens dichterische Verdienste. So gesteht er in einem 1764 an Zimmermann geschriebenen Brief (B. 2. S. 229), er habe diesen Dichter ehemals höchst unbillig gemißhandelt. Und an Sal. Geßner schrieb er in demselben Jahre (ebend. S. 250): "Uebrigens ist wohl nichts gewisser, als daß ich "vor acht oder zehen Jahren Uz das größte Un"recht gethan, und daß seine lyrischen Gedichte "meistens vortreffliche Stücke sind. Ich habe mir "selbst damahls durch einen übertriebenen und un"besonnenen Eifer einen wahren Tort gethan, der "mir noch jetzt weit mehr zu Herzen geht, als "derjenige, den ich mir von Seiten aller schwachen "und guten Seelen durch meinen famosen descen"sum aus den Platonischen Sphären in diese kör"perliche sublunarische Welt zugezogen habe, und "bonis avibus auch künftig ferner zuziehen wer"de"*). Hierher rechne ich auch die Abänderung

*) Man vergleiche die Wiener Briefsammlung B. 1. S. 195 u. f.

seines Urtheils über Bürger's Genie. Als dessen klassische Ballade: Lenore, im J. 1773 im Göttingischen Musenalmanach erschien, war W. von Weimar nach Erfurt gekommen und befand sich bey dem mir unvergeßlichen, damahligen Statthalter von Dalberg in einer ansehnlichen, zahlreichen Gesellschaft, unter welcher auch ich mich befand. Bey einem Gespräch vor der Mittagstafel zog W. diesen Almanach, damahls in seiner ersten Neuheit, aus der Tasche uud fieng an, jene Ballade zu kritisiren. Alles war Ohr, und wurde es immer desto mehr, je schärfer und höher des Vorlesers Eifer stieg. Er ließ dem herrlichen Gedicht fast gar kein Verdienst, man mochte nun auf die neuen, originellen Wendungen oder auf die darin liegende Moralität sehen. Letztere wußte er vornämlich als verwerflich, ja abscheulich darzustellen; was desto stärkeren Eindruck machte, da die meisten Gäste Katholiken waren. Man beliebe sich hierbey z. B. nur an die Stelle zu erinnern:

O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wieder geben.

In der Folge änderte W. seine Gesinnung, wurde einer der vorzüglichsten Schätzer und wärmsten Lobpreiser der Bürgerischen Talente und Gedichte, besonders seiner Lenore.

Fast dieselbe Bewandniß hat es mit Herder'n. Als dieser im J. 1766 u. 67 sein erstes, Aufsehn

erregendes Buch: Ueber die neue Teutsche Litteratur; 3 Fragmente, heraus gegeben hatte, schrieb W. an Sal. Geßner (B. 2. S. 283): "Ob Ihnen ein gewisser Hr. Herder bekannt ist, der in Fragmenten über die neueste Teutsche Litteratur sich als den originalsten Hasenfuß zeigt, der jemahls gewesen ist? Haben Sie auch je einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie, und Witz, und griechische Litteratur, und Geschmack und Laune auf eine abenteuerlichere Weise durch einander gährt? Der Ton, worin dieser seltsame Mensch von mir und andern ehrlichen Leuten spricht, däucht mich das lustigste dabey; ich bin begierig zu sehen, was noch aus ihm werden wird — ein sehr großer Schriftsteller, oder ein ausgemachter Narr. Tertium non datur." O ja! möchte man doch hinzusetzen. Wie dem aber auch sey; das erste geschah *); und daß in der Folge W. und H. Herzensfreunde wurden; wer weiß dies nicht? und wer es ja nicht wissen sollte, kann sich vollständig darüber belehren durch die Briefe im dritten und vierten Band der Zürichischen Sammlung.

*) In einem Brief an Riedel (in der Wiener Sammlung B, 1. S. 175) vom J. 1766 erklärt sich W. selbst für das erste. "Ich hoffe zu Gott, daß dieser Herr, wenn der Schwindel bey ihm vorüber ist, und er menschlich denken und schreiben gelernt haben wird, noch einen vortrefflichen Mann abgeben kann." Und auf der folgenden Seite: "Mit dem Knaben Herder bitte ich säuberlich zu verfahren; denn der kann und wird, si diis placet, noch ein Mann werden."

6.

Eben daselbst (S. 286) und an denselben Geßner schreibt W. von seinem Agathon: "Was Sie zur Probe daran getadelt haben, macht mich begierig, ein Exemplar zu haben, bey welchem Sie nur mit einem Röthel im Durchlesen ungefähr solche kleine Anmerkungen gemacht hätten, wie Yorik zu seinen Predigten zu machen pflegte. Insonderheit ist es nur allzugewiß, daß vornehmlich im 2ten Theil die Perioden zuweilen fürchterlich lang sind, und daß der Styl dadurch schleppend wird." Hier also räumt doch W. selbst das Mangelhafte der ersten Ausgabe Agathons ein: und dennoch nahm er es hoch auf, daß sie getadelt wurde in einer Recension, im 3ten Stück der Klotzischen Bibl. der schönen Wissenschaften (S. 11 — 55) befindlich, zu der ich mich bekenne und der ich mich noch jetzt zu schämen keine Ursache habe; ein Paar Stellen etwan ausgenommen. Ich glaubte, die strengste Unparteylichkeit zu beobachten, wenn ich die Trefflichkeiten des Werks und dessen Meister, gegen den ich von jeher die lebhafteste Hochachtung hegte, heraushöbe und nach Würden rühmte, aber auch dessen schwache Seiten freymüthig anzeigte. Wir beyde hätten freylich damahls nicht vermuthet, daß wir Kollegen in Erfurt und daß zwischen uns und unsern Familien die wärmste Freundschaft entstehen würde. Seinen Unwillen über meine unbefangene Kritik äusserte er in einem Brief an Riedel — der die Unbesonnenheit gehabt hatte, mich Wielanden als Urheber derselben zu nennen — im ersten Band der Wiener Briefsammlung

S. 239; deren Herausgeber, Wieland's ältester Sohn, noch unbesonnener handelte, daß er jene Stelle nicht unterdrückte, was er doch, zu Folge seines Versprechens in dem Vorbericht, noch mehr aber zu Folge der vorhin erwähnten Vertraulichkeit zwischen uns beyden, billig hätte thun sollen. Aber j ne väterliche Aeusserung war Wasser auf seine Mühle, um sein in Erlangen entstandenes Müthlein zu kühlen. Doch — manum de tabula! Der Vater verbesserte selbst in den folgenden Ausgaben des unsterblichen Werks stillschweigend einige meiner wohl gemeinten Rügen, wohin auch die in obiger Stelle von ihm selbst zugestandenen verunglückten Perioden gehören. Ich nannte sie unglaublich schleppend, und berief mich, auch in dieser Hinsicht, ausdrücklich auf den zweyten Theil. — Ich endigte die Recension mit diesen Worten: "Herrn Wieland's Agathon gleichet einer Figur, von Raphael gezeichnet, der man aber eine Stellung von Calot gab, oder einer Bildsäule von Pentelischen Marmor, die nicht ganz geendiget, hier und da noch Meiselschläge erwartet, um ganz von dem Harten und Kantigten gereiniget zu werden. Glücklicher Meister, könnt' ich dich doch erbitten, die letzte Hand an sie zu legen!" Dies geschah erst in der allerletzten Ausgabe, welche die drey ersten Bände seiner sämtlichen Werke füllet.

7.

Kaspar von Kandler, als pensionirter Professor der Rechte zu Landshut am 1sten Julius

1815, 76 Jahre alt gestorben, ist es, von dem im 1sten Band der litterarischen Blätter Nr. 2. S. 23ª gedruckt steht: "Auf einer katholischen "Universität las ein Professor der Rechte über die "Principia iuris feudalis von Georg Ludwig Böh- "mer in Göttingen, der seines Vaters Schriften "immer so anzuführen pflegte: B. (Beatus) Parens "in Diss. — Der Lehrer, der ein schlechter Held "war, beschiffrirte dieses Allegat seinen Zuhörern "also: Hiervon hat auch gehandelt der "Baron Parens in der Diss. —"

---

## XVI.

## Heinrich Frölich.

---

Er war der Sohn eines Landpredigers aus dem Kanton Bern, ward ungefähr um das J. 1706 gebohren, und heurathete 1760 eine gewisse Rose Guivaut, Gouvernante der Kinder des Barons Edelsheim zu Hanau.

Vorläufig muß ich von von ihm erwähnen, daß mir, so lang ich lebe, kein Mensch vorgekommen ist, mit einem Gedächtniß, wie Frölich hatte, nicht nur, daß er Briefe und Satiren des Horaz auswendig hersagen konnte, ohne Fehler oder Anstoß, sondern auch den ganzen Juvenal. Wenn

man ein Schlagwort wählte, z. B. aus der zweyten Satire: Tertius e coelo cecidit Cato. Sed tamen unde haec emis; so fuhr er gleich fort, und konnte die ganze Satire bis ans Ende hersagen. Diesem Manne habe ich viel zu verdanken. Denn wir haben mit einander fast alle Französische Dichter und selbst die alten, wie z. B. Ronsard, Clement Marot, Reynier, den Montagne, den Rabelais, und endlich von den Neuern den Voltaire u. s. w. gelesen, und darüber gesprochen; wobey ich, als ein junger Mann, viel gewonnen habe.

Frölich war der einzige Sohn seines Vaters, der ein Wittwer war und alle seine Zeit auf die Erziehung dieses Sohns verwenden konnte, dessen Talente er bald gewahr wurde, und er selbst verdient, in jedem Zweige der Wissenschaften ein Gelehrter genennt zu werden. Der junge Mensch, dem der Vater durch Ambition, die er ihm beyzubringen wußte, Eifer und Lust einflößte, war in seinem 16ten Jahre schon gelehrt und noch gelehrter als sein Vater, der unter andern sich zu seiner Zeit sehr auf Sprachen verwendet hatte. Heinrich Frölich verstand Teutsch, Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Holländisch, Malayisch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, und Chaldäisch, und das schon in seinem 16ten Jahre; ausser Holländisch, Malayisch und Portugiesisch, welche drey Sprachen er erst in Ostindien lernte. Von den Wissenschaften, die ihm noch ausserdem sein Vater gründlich beygebracht hatte, will ich nur noch der Mathematik erwähnen und beyläu-

fig anzeigen, daß er mit seinem Vater auch schon den Bayle ganz durchgelesen hatte, mit des Alten mündlichen Kommentar.

Der Vater hatte nun den Plan gemacht, den jungen Menschen selbst auf eine Holländische Universität zu begleiten, ihn etwa noch ein halbes Jahr Kollegien hören und dann zum Doktor der Theologie promoviren zu lassen, welcher dann als ein Ingenium praecox der ganzen reformirten Klerisey und den Alten und Jungen viel Freude gemacht haben würde. Aber im Rathe des Schicksals war ein ganz Anderes beschlossen. Der Vater wurde krank und starb. Als sich sein Ende näherte, gab er dem Sohne für etwa 800 Rthlr. Holländische Wechsel und hundert Species-Dukaten. "Mein Sohn, ich hoffe, daß ich dich so erzogen habe und du selbst so verständig bist, den Plan allein auszuführen, den wir gemeinschaftlich unternehmen wollten. Dieses Geld wurde von mir dazu bestimmt. Ich gebe dir es in die Hände, weil es sonst, wenn sich die Obrigkeit drein mischt, nicht Planmäßig angewendet wird. Lasse dir nichts merken und mit dir machen, was die Herren wollen. Wenn sie dich bevormündet haben; so bitte um Erlaubniß, deinen Oheim von der Mutter, der Professor in Genf ist, zu besuchen. Nimm einen Paß, und gehe gerade nach Holland, werde Doktor, und führe das aus, was wir beschlossen haben rc." Er starb und der erste Theil seines letzten Willens wurde pünktlich befolgt. Als aber der gelehrte junge Herr nach Holland kam, mit

beynahe einem Paar tausend Holländischen Gulden im Sacke; so fieng er an, ein freyes lustiges Leben dem Umgange mit den Musen vorzuziehen, und verthat leider! alles, was er hatte, ohne nur eine Universität gesehen zu haben. Kurz, er wurde genöthigt, sich als gemeinen Seesoldaten unterhalten zu lassen, und gieng als solcher in einem Kriegsschiffe mit, nach Batavia zu segeln. Dort fügte es sich, daß der damahlige Gouverneur, Baron Imhof, nach der Insel Ceylon überschiffte, und Frölich, als Grenadier bey dem Kommando, den Gouverneur begleitete. Auf dieser Reise begegneten sie einem Schiffe, welches die Segel streichen und dem Gouverneur seine Papiere vorlegen mußte. Diesem nach kamen drey Personen an den Bord, wovon nur eine vor den Gouverneur gelassen wurde. Die andern zwey blieben auf dem Verdeck und gaben auf alle an sie ergangene Fragen keine Antwort. Das Schiffsvolk wollte gern wissen, von welcher Nation sie wären? aber sie schüttelten die Köpfe und stellten sich an, als ob sie keine von den Sprachen verständen, in denen sie gefragt wurden. Frölich, der damahls etwan 18 Jahre alt war, ließ nun seine Sprachenkunde wirken, und fragte in allen Sprachen, die er verstand, mit ausdrücklicher Anzeige des Namens der Sprache, in der er fragte, bekam zwar keine Antwort, setzte aber seine Kameraden in größten Respekt gegen seine Kenntnisse. Der Kapitän von jenem Schiffe hatte sich legitimirt, und wurde entlassen.

Als der Gouverneur in Ceylon angelangt war, untersuchte er nicht nur die Gerichts- und

Polizey-Stellen, sondern auch insbesondere Kirchen und Schulen. Da war ein Gymnasium illustre, mit Zöglingen von den Landeseinwohnern, deren Fähigkeiten Frölich sehr rühmt, und nach der Einrichtung und den Planmässigen Vorschriften sollten die jungen Leute hier so weit gebracht werden können, daß sie, nach Prüfung der ehrwürdigen Klasse — so heißt das Konsistorium in Holland — gleich von da aus in geistliche und weltliche Aemter treten konnten. Es waren fast alle tode und lebendige Sprachen in diesem Gymnasium zu lernen; und da der Herr Baron von Imhof an einem Vormittag das Gymnasium visitirt hatte, beklagte er an der Tafel sehr, daß er Niemand habe, der in den alten Sprachen die Meister, die sie lehren sollten, prüfen könne; indem er selbst, ausser Französisch, Italienisch, Holländisch, Portugiesisch, nur ein wenig Latein verstehe. Der Kammerdiener, der hinter dem Stuhl Seiner Excellenz stand, mengte sich in das Gespräch und versicherte seinen Herrn, daß bey den Grenadieren ein gemeiner Mann sey, der alle Sprachen verstehe, und zwar namentlich Hebräisch und Griechisch. Ob nun gleich der Gouverneur über diese Aeusserung lachte; so war doch die Erzählung des Kammerdieners von der Begebenheit auf dem Schiffe hinlänglich für Se. Excellenz, sogleich zu befehlen, daß der junge Mensch gehohlt werden sollte. Er war eben auf der Wacht, und erschien in seiner Grenadiermütze und dem Bandelier. Baron Imhof redete ihn Französisch an. Dies war gewissermassen seine Muttersprache; dann Italienisch; und endlich

frag-

fragte er ihn, was er noch für Sprachen verstände, und hörte das von mir oben angegebene Register. Nun wurde der gelehrte Herr Grenadier gespeist, und nach dem Essen nahmen ihn Se. Excell. mit in die Schule, und stellten ihn dem Rektor vor, der zugleich Professor der orientalischen Sprachen war. Der Gouverneur sagte, da sey ein junger Mensch, der sich rühme, Hebräisch zu verstehen, der Herr Rektor möge ihn doch ein wenig auf den Zahn fühlen. Das that er dann; und fieng damit an: Kenn gie die Wortel Woorden, Myn Heer? (Kennen Sie die Wurzelworte, mein Herr?) Darauf antwortete Frölich nichts anders, als daß er in continenti alle Würzelworte auswendig hersagte; darob der Herr Rektor und alle Anwesende gar sehr erstaunten. Aber nun kam's noch ärger. Der Baron Imhof schlug in der Hebräischen Bibel ein Kapitel auf, welches jeder von den Beyden ablesen und übersetzen mußte. Da zeigte sich dann Frölich's grosse Ueberlegenheit so deutlich, daß Se. Excell. den Rektor auf der Stelle in Pension setzten und den Frölich zum Rektor ernennten. Dieses Amt hat er ein Paar Jahre mit ausgezeichneten Fleisse verwaltet, die jungeu Nationalisten zu gewinnen verstanden, eine zweckmässige Ordnung in der Lehrart in diesem Gymnasium eingeführt, bey allem dem Neide und dem Verdruß der Klerisey, die sich einen gemeinen Soldaten zum Theil vorgesetzt, zum Theil als Kollegen anzuerkennen genöthigt sah. Der Rektor mußte bisweilen predigen, und avancirte in der gewöhnlichen Ordnung zum

ersten Geistlichen und Klassen-Vorsteher. Dieser Fall ereignete sich, als der erste Prediger starb, und Frölich wollte sein Recht geltend machen: allein — die sehr ehrwürdige Klasse machte dagegen ihre Vorstellungen und foderte von Frölich, daß er seine Zeugnisse vorlegen und damit beweisen sollte, daß er seine Studien auf einer Holländischen Universität absolvirt habe. Der Baron Imhof ließ den Frölich zu sich nach Batavia kommen, und fragte ihn, ob er sich anheischig machen wollte, bey seiner Beförderung das Rektorat beyzubehalten? und als Frölich einwilligte, schenkte ihm Imhof tausend Thaler, und befahl ihm, mit dem ersten Schiffe nach Holland abzugehn, dort auf einer Universität zu promoviren und wieder zurück zu kehren; der erledigte Platz sollte inzwischen nicht besetzt werden. Frölich mußte noch ungefähr 14 Tage in Batavia die Abfahrt seines Schiffs abwarten. Da entstand der bekannte Auflauf der Sinesen (1740), den F. ganz mit abgewartet hat. Das Schicksal des Barons Imhof und sein bald darauf erfolgtes Ableben ist bekannt. F. hatte nun keinen Patron mehr in Ostindien, nahm sein Bischen Geld, und trat mit einem andern in Gesellschaft eines Juwelenhandels. Er verlohr dabey, wurde Sprachmeister zu Ilefeld, mußte wegen seiner reformirten Religion dort quittiren, wurde Lektor in Göttingen und zuletzt Sprachmeister am Gymnasium zu Idstein. Von seinem dortigen Aufenthalt kann ich zum Beschluß folgende Anekdote erzählen.

Die dortigen Geistlichen und Schulherren bekamen einen Theil ihrer Besoldungen in Naturalien; und da war der Gebrauch, daß dem Herrn Superintendenten das beste Korn oben weg gereicht wurde. Ein neuer Amtmann — er hieß Rösler — fand dies unbillig und verordnete von Amts wegen, daß das Korn unter einander gemengt, und so vertheilt werden sollte, damit ein Participant, wie der andere, einerley Korn bekäme. Der Superint. Drosten, ein guter Mann, mit einem bösen Weibe an der Seite, der mit einem jeden der vornehmsten Theilnehmer besonders gesprochen und viel guten Willen bey jedem gefunden hatte, nahm das für baares Geld, und stellte dem Amte vor, die andern Herren, welche Korn zu empfangen hätten, wären willig, es beym Alten zu lassen; er bäte, sie darüber zu vernehmen. Es ergieng daher an diese ein Circulare, welches Frölich mit den Worten unterschrieb: "Als es in der Wüste Manna und Wachteln regnete, machte Gott keinen Unterschied, und der Hohepriester bekam nichts Besseres, als die andern."

Frölich starb im Jahr 1780 oder 1781.

v. Br.

## XVII.

## Drey Uebersetzer von Profession, der Professor Franzen, Königslöw und D. Osterländer u. s. w.

Franzen war bey weitem der gelehrteste unter diesen dreyen. Er lebte in Leipzig, las Kollegien und hatte wenig Zuhörer, auch gar keine Gabe, sich beliebt zu machen, keinen Freund. Er war, wenn mir recht ist, ein Holsteiner. Der Mann wußte viel, war ein Gelehrter, der Sprachen, Historie, Philosophie und jeden Zweig der Litteratur kannte und solid studirt hatte: aber er hatte sich vor dem Publikum mit keinem einzigen Werke noch ausgezeichnet a), und sonst seine Eigenheiten, die ihn nöthigten, am Strange des Uebersetzer-Karrns zu ziehen;

a) Dem Verfasser scheint demnach Franzen's Allgemeine Geschichte der Welt und Natur, der Völker, der Staaten u. s. w. deren ersten Theil er kurz vor seinem Ende (1765) herausgab, und wozu Adelung im J. 1766 den zweyten verfertigte, nicht gekannt zu haben. Aber freylich kam sie ohne Franzen's Namen heraus. Vergl. Meusel's Lexikon verstorb. Schriftsteller B. 3. S. 465.

und da kann ich, als eine Probe, den Peregrine Pickel anführen, den er für die Gleditschische Buchhandlung in den Funfziger Jahren des vorigen Seculi übersetzte b). Mylius hat's ihm etliche 40 (30) Jahre später nachgethan c); und, so viel ich davon verstehe, weniger gut, als Franzen, der die Englische Laune besser zu übertragen und tiefer in Smollet's Geist einzudringen verstand d).

Von früh um 5 Uhr bis netto zwölf arbeitete Franzen stehend an einem Pulte, ganz angekleidet, mit wohl frisirter Perrücke und in einer solchen Stellung, daß er sich kaum bewegte. Nun wohnte er in Homanns Hofe auf dem Neumarkt, welcher einen Durchgang hat, der den ganzen Tag frequentirt wird. In diesem Hause, das in kei-

---

b) Sollte es wohl diejenige Uebersetzung seyn, die im J. 1756 zu Danzig in 4 Oktavbänden erschien? Kaum ist dies zu glauben. Wenigstens lebte der Buchhändler Gleditsch nicht in Danzig, sondern in Leipzig. M.

c) Im J. 1785, wovon eine neue, stark revidirte Ausgabe 1789 erschien. M.

d) Hierüber kann ich nicht richten, besonders weil ich nicht weiß, ob die zu Danzig herausgekommene Uebersetzung gemeynt ist. Wäre sie dies; so würde das Urtheil meines Freundes zu bezweifeln seyn. Sie hat sich sehr verächtlich gemacht wegen der darin vorkommenden argen Schnitzer; wovon ich Proben mitgetheilt habe in meinen Anmerkungen zu dem 8ten Band der Teutschen Uebersetzung des Brittischen Plutarch S. 392 b). M.

nem übeln Stil gebaut ist, war in einem mittlern Queer-Gebäude im ersten Stockwerk ein grosses Bogenfenster, welches die ganze Breite der Wand einnahm, und dieses Zimmer war Franzen's Wohnung. An einem Morgen gegen zehn Uhr gieng ich durch dieses Haus und fand in dem mittlern Hof eine Menge Menschen versammelt, die alle nach dem Fenster des Professors Franzen schauten; und da ich fragte, was das bedeute? erfuhr ich, daß sich alle Tage bis zur Mittagsstunde ein Gespenst da sehen lasse, welches unbeweglich bleibe bis zum Schlage zwölf, darnach aber verschwinde. Ich ersuchte die Zuschauer, noch ein wenig zu verziehen, gieng hinauf zum Professor Franzen, und sah, wie das Volk zurück bebte, als Fr. sich bewegte.

Wenn es zwölf Uhr schlug, begab er sich in den blauen Engel, speiste an der Wirthstafel, und gieng selten Nachmittags nach Hause, sondern divertirte sich, wie es die Jahreszeit mit sich brachte. Abends war er richtig bey Chiape im Italienischen Keller zu finden. Quintus Icilius lernte ihn an der Tafel im blauen Engel kennen, und empfahl ihn nach dem siebenjährigen Krieg dem König von Preussen, der ihn als Professor der Philosophie nach Halle berief. Aber der gute Mann genoß es nicht lange. Er war in Leipzig unter Professor Woog Freymaurer geworden, und wurde nun — ein Narr, den man eines Tages e) in einem Bache tod fand.

---

e) am 31sten März 1766. M.

## Königslöv.

Drey Brüder — niemand weiß wer? oder woher? sie waren — kamen mit einander überein, sich Königslöv, auch Freyherren von Königslöv, zu nennen, und wanderten, ein jeder seine Strasse. Die zwey jüngsten wurden Spieler, und einer davon zuletzt Hofmarschall an dem Hessen-Homburgischen Hofe. Wahrscheinlich waren sie Söhne eines Sprachmeisters in Hamburg: weil sie aber einen andern Namen wählten; so kann man ihrer Genealogie nicht weiter nachspüren. Der älteste — bey weitem der dummste und ehrlichste unter den dreyen — trat in die Fußtapfen seines Vaters und wurde Sprachmeister in Leipzig, versäumte aber nicht, seinen Freyherrnstand auszukramen, und trug alle Tage Stiefel und Sporn, ohne jemahls ein Pferd bestiegen zu haben. Er war richtig Abends bey dem Weinschenken Wapler zu finden. Dieser, ausserdem ganz gute Mensch, hatte sich ein Weib genommen, welches auch im Französischen Unterricht gab, auch nicht viel Verstand besaß, und als Wittwe in Gera lebte und starb. Von ihr habe ich die angegebenen Familienumstände. Damahls, in den Jahren 40 und 50 des vorigen Seculums, waren die Französischen Uebersetzer in Sachsen etwas rar, und Se. Magnificenz, der grosse Gottsched, hatte keine grosse Wahl. Er bediente sich des Königslöv und verfuhr hart mit ihm, ohne zu überlegen, daß er selbst den Uebersetzungen, die er solchen armseligen Schächern, wie Königslöv, anvertraute, nicht gewachsen war. Dieser war denn auch einer von den

Uebersetzern des Bayle, die am meisten geliefert haben und an dem auch der Hr. Prof. Gottsched am meisten zu korrigiren hatte. Er soll einmahl Juste Lipse der gerechte Leipziger übersetzt haben f).

## Doktor Osterländer.

Er hieß nicht Osterländer, sondern nennte sich, um seinen wahren Namen zu verbergen, nach seinem Vaterlande g), war nicht ungeschickt, hatte aber doch von sich selbst eine grössere Meinung, als er verdiente. Er lebte ganz allein vom Uebersetzen zu Frankfurt am Mayn; und da er, dem zu Folge, arm war und im Alter weniger noch, als sonst, verdienen konnte, vereinigte sich eine Gesellschaft von acht Personen, die ihm täglich zu essen gaben und sich sonst noch seinen Un-

f) Dies läßt sich eher hören, als daß die Frau des Professors Gottsched diesen famösen Schnitzer sollte begangen haben; wie ich vor 2 oder 3 Jahren irgendwo las. Diese Dame besaß nicht allein mehr Geist und Geschmack, als der Hr. Gemahl, sondern sie war auch in wissenschaftlichen Kenntnissen bewandert. — Uebrigens find' ich von diesem Königslöv in keinem meiner litterarischen Hülfsmittel, selbst nicht in Rotermund's Fortsetzung des Jöcher-Adelungischen Gelehrten-Lexikons, die mindeste Spur. M.

g) dem ehemahligen Osterland, heut zu Tage noch üblich in Meissen, Vogtland und im Reussischen. Vielleicht war der Pseudonymus, von dem hier die Rede ist, ein Landsmann von Bretschneider. M.

terhalt angelegen seyn ließen, z. B. für Holz im Winter, sorgten. Darunter war ein gewisser Herr von Herzogenstein und der Buchhändler Fleischer. Osterländer starb; die Gesellschaft wollte ihn begraben lassen und schickte den Buchhändler Fleischer ab, um das geringe Inventarium aufzunehmen; der kam schnaufend zurück und brachte ein grosses Manuscript, womit, wie er versicherte, die Gesellschaft der Wohlthäter des D. Osterländers alle ihre Auslagen würden ersetzt erhalten; denn es sey des Defuncti Tagebuch. Fleischer wurde aufgefodert, etwas daraus vorzulesen; und kam unglückseliger Weise auf eine Stelle, die ihm selbst betraf, nämlich wie folget: "Heut den "28sten Oktober speiste ich, wie gewöhnlich, Mon-"tags bey Hrn. Fleischer; es war auch, wie ge-"wöhnlich, schlecht, die Suppe ohne Saft und "Kraft ꝛc. Auch speiste der Liebhaber der Frau "mit; welches mir sehr unangenehm war, weil "ich es nicht leiden kann, daß der Ehemann so "dumm ist, nichts zu merken u. s. w." Osterländer hat die Uebersetzung der Französischen Geschichte, des Paters Daniel, die zu Nürnberg heraus kam, verfertigt h).

h) Nürnberg 1756 — 1763. 16 Bände in 4. Osterländer's Antheil geht bis zu S. 565 des 15ten Bandes. Den Rest übersetzte der ehemahlige Professor Wolfgang Jäger zu Altdorf. — Uebrigens bedauere ich, daß ich aus dieser Bretschneiderischen Notitz den kahlen Artickel, Osterländer'n betreffend, in dem Lexikon verstorbener Schriftsteller (B. 10 S. 238) nicht gehörig ausstatten

Da ich das Andenken dieser drey Uebersetzer erneuert habe; so muß ich auch noch eines vierten erwähnen, der noch weit mehr verdient, aus der Dunkelheit gezogen zu werden. Dies ist der Hofrath Wolf i), der Verschiedenes aus dem Spanischen geliefert und auch den Don Quixote um das J. 1738 übersetzt hat. Nun ist freylich eine spätere Uebersetzung da: aber weder die neuen Uebersetzungen aus dem Spanischen von Don Quixote, Guzman u. s. w. noch die von Tom Jones, Pere-

---

kann. Ich konnte daraus meinem Handexemplare nichts beyschreiben, als daß D. ein Pseudonymus sey. M.

i) Schade, daß Br. nicht bestimmt angiebt, welcher Wolf unter so vielen Wölfen gemeint sey! Lange spürte ich ihm vergebens nach. Endlich, nach vielem Suchen, fand ich ihn in meinem eigenen Lexikon verstorbener Schriftsteller mitten unter 18 Namensvettern, mit den Vornamen Georg Christian (B. 15. S. 292 — 294) und mit seinem Don Quixote, der nicht um, sondern im J. 1738 gedruckt wurde. Aus dem Verzeichniß seiner Schriften sieht man, daß er vieles aus dem Französischen und Englischen (besonders Swiftische Schriften) aber nichts aus dem Spanischen übersetzt hat. Selbst den Don Quixote hat er nicht aus der Ursprache, sondern leider! aus dem Französischen gedolmetschet; welchem nach Bretchneider's Urtheil unsicher wird. Vermuthlich verschwieg dieser Wolf's Vornamen, weil er ihm, als Landsmann, bekannt seyn mochte. Denn er war zwar zu Freyberg gebohren, starb aber als gräfl. Reuß-Plauischer Hof- und Justizrath zu Gera in seinem 72sten Lebensjahr. M.

grine Pikel u. s. w. aus dem Englischen haben zur Zeit noch den Werth der alten Uebersetzungen nicht vermindert. Ich will ein Beyspiel anführen. Wolf schreibt im 3ten Theil seiner Uebersetzung:

> Drey tausend und sechs hundert Streiche
> Sind Sancho Pansa zugedacht,
> Damit die trübe Zauber-Nacht
> Vor Dulcineens Sonne weiche.

Es sind Worte, die der verkappte Zauberer Merlin absingt, um den Sancho in Furcht zu jagen. Daraus macht der Uebersetzer in der zu Weimar 1777 gedruckten Ausgabe folgende Zeilen:

> Soll Fräulein Dulcinea hier
> Im vorgen Glanz' erscheinen dir;
> So muß dein Schildknap Sancho wohl
> Auf blossen Steiße leiden voll
> Und wohlgezählt der Streiche Quaal
> Drey tausend drey hundert an der Zahl.
> Hiermit lößt sich des Zaubers Macht
> Und Dulcinee wird wiederbracht.

Wenn ich diese ganze neuere Uebersetzung, sie sey auch, von wem sie sey, fade — k) nenne; so werden mich die Lob-Posauner der kunstrichterli-

k) Hier hab' ich mir die Weglassung einiger andern Ausdrücke, die mir zu scharf und schneidend vorkommen, erlaubt. M.

chen Journale höhnisch anlächeln und mir alle Kenntniß des Niedrigkomischen absprechen. Hiervon appellire ich an den feinen Geschmack wohl erzogener Menschen und frage: Ob Cervantes Werk zu den niedrigkomischen zu zählen ist? — Sancho sagt, nachdem er Merlin's Urtheil angehört hat, unter andern: "Ich möcht' doch wissen, was mein Arsch mit den Verzauberungen zu thun hätte?" Die Stoiker sagten zwar, wie uns Cicero in seinen Episteln erzählt, cum protestatione, daß er selbst nicht den Stoikern folge: Anum appellas alieno nomine, cur non suo potius, si turpe est ne alieno quidem, si non est, suo potius? Aber wenn nun einmahl ein Wort von einer ganzen Nation als turpe angenommen und in dieser Eigenschaft verjährt ist — ist da kein Mittel für den Schriftsteller, der kein Hans-Wurst ist und nicht qua talis erscheinen will? — Ich werde gleich ein Beyspiel anführen, wie sich da der Mann von feinerem Geschmacke aus dem Handel zieht. Smollet erzählt im Peregrine Pickel, und zwar in dem Kapitel des 4ten Theils, daß sein Held ein Bettelmädchen von der Strasse aufgenommen und so zugestutzt hat, daß er sich getraute, sie in Gesellschaften unter Damen zu führen und sie für eine weitläufige Verwandte auszugeben. Das gieng eine Zeit lang recht gut, und sie behauptete Rang und Ansehn, wie ein anderes Gentle-Woman. Nun hatte ihr aber zum Unglück Peregrine auch Lomber spielen gelehrt, und da entdeckte sie einsmahls, daß eine Mitspielerin sich unerlaubter Künste bediente. Darüber gerieth

sie in Zorn, und im Zorn vergaß sie allen Unterricht in der feinen Lebensart, schimpfte, wie ein Bettelweib, und bediente sich der unter dem gemeinen Pöbel gewöhnlichen Einladung zu einer Handlung, die, bey aller Möglichkeit, doch ohne Beyspiel ist; und wie erzählt das Smollet? Er sagt: She snapped her fingers in testimony of distain, and as she quitted the room, applied her hand to that part which was the last of her that disappeared, inviting the Company to riss it. "Sie schlug Schnippchen "zum Zeugniß ihrer Verachtung, und da sie das "Zimmer verließ, klopfte sie mit der Hand auf "den Theil ihres Körpers, der zulezt verschwand, "mit der höflichen Einladung ihn zu küssen."

Cervantes gehört gar nicht zu den niedrigkomischen Schriftstellern; er behandelt seine Materie fein, und, wenn er sich ja eines Worts bedient, das uns auffällt, so muß der Uebersetzer wissen und überlegen, ob dieses Wort in unserer Sprache eben so gång und gäbe ist, als in der, aus der er übersetzt? Im Französischen sind die Ausdrücke: faire un enfant, pisser chair et sang, und die Worte cul, chier und pisser gewöhnlich, ohne daß jemand Austoß daran nimmt: aber im Teutschen ist es nicht so; man hütet sich sogar, das Wort Hure ohne die höchste Noth aufzutischen. — Sey es falsche Schaam? es ist, und mit einer so gar — Uebersetzung, wie diese des Don Quixote ist, wird der Leser nicht bekehrt; denn das Werk ist nicht nur wegen der . . . . .

Worte, sondern auch der . . . . . Abweichungen vom Original und der . . . . . Einschaltungen dem Original gar nicht mehr ähnlich, des Cervantes unwürdig . . . . . 1).

Am Rande ist noch folgende Litterarnotiz beygeschrieben. "Es giebt noch eine uralte Ueber- "setzung des Don Quixote in Duodez: aber sie ist "sehr rar, und mir in 70 Jahren nur einmahl "vorgekommen. Der Titel ist: Abentheuer des Rit- "ters Dunkelsott von Kuttelfleck."

v. Br.

---

1) Ich unterdrücke die folgenden Aeusserungen meines allzustrengen Freundes. M.

## XVIII.

## Unverschämte Vorschrift, der Erlangischen Zeitungscensur aufgedrungen von einem Französischen General *).

Uebersetzung.

Aus dem Hauptquartier zu Bayreuth am 28sten März 1807.

Der General Stephan le Grand, einer der Kommandanten der Ehrenlegion und Statthalter der Provinz und Stadt Bayreuth, an den Herrn von Ausin, Kreisdirektor zu Erlangen.

Mein Herr,

Ich habe heute Ihren Brief vom 27sten dieses Monats erhalten, und ich erinnere Sie aufs neue, daß ich den Druck der Erlangischen Zeitung **) nicht anders erlaubt habe, als unter

*) Dies war der General le Grand, der seinen Herrn und Meister Napoleon trefflich zu kopiren verstand.

**) Es ist die seit 1740 im Verlag der Grossischen Familie ununterbrochen fortgesetzte Realzeitung.

der persönlichen Verantwortlichkeit der Magistratspersonen dieser Stadt. Da Sie Präsident derselben sind; so lastet diese Verantwortlichkeit besonders auf Ihnen. Sie müssen daher, um sie zu censiren, einen Ihrer Kollegen wählen, der weder Sie noch sich selbst auf's Spiel setzen (compromettre) könne. Es wird wenig Zeit erfodert, die Erlangische Zeitung zu lesen; es ist auch nicht nothwendig, die andern Zeitungen, woraus sie ihre Neuigkeiten entlehnt, zu lesen, um zu sehen, ob sie Nachrichten einrückt, die der Französischen Regierung nachtheilig sind. Zur Censur bedarf es auch eben nicht eines Gelehrten oder eines Mitglieds der Universität zu Erlangen; es ist schon hinreichend, Verstand zu besitzen und stets daran zu denken, daß die Erlangische Zeitung keine Preussische, sondern eine Französische ist, daß alles, was der Regierung oder der Armee nachtheilig ist, keinen Platz darin finden darf.

In der 19ten Nummer, die ich so eben erhalten habe, find' ich gerade wieder solche verwerfliche Artickel (articles condamnables) dergleichen ich vor einigen Tagen der Französischen Regierung angezeigt habe. Dies sind Russische und Preussische Kriegsberichte, die beynahe die Hälfte des Grossischen Blattes (de la Famille de M. Gros) einnehmen.

Ob gleich die Erlangische Zeitung den Titel Unparteyische Zeitung führt; so darf sie doch nicht die Russischen, Preussischen und Oestreichischen Artikel,

tickel, die uns ungünstig sind, aufnehmen. Alles, was sie aufnimmt, muß zu unserm Vortheil seyn (!!). Wenn man ja Neuigkeiten erzählt, die dem Feinde günstig sind; so müssen sie durch Thatsachen und Urtheile vernichtet werden, die deren Unwahrheit darthun *).

Uebrigens hat der Redakteur bey Verfertigung seiner Zeitung weiter nichts zu thun, als daß er die Französischen Zeitungen übersetzt und daß er besonders die dabey befindlichen Anmerkungen aufnimmt, worin die in fremden Zeitungen befindlichen falschen Artickel widerlegt werden.

Selbst eine höchst wahre Neuigkeit (une nouvelle même de la plus grande verité) darf nicht gedruckt werden, so bald sie unpolitisch (impolitique) ist **).

Geben Sie den dabey interessirten Personen, besonders dem Redakteur, zu erkennen, daß ich nicht verfehlen werde, die Zeitung sogleich zu unterdrücken, sobald ich eine dergleichen Neuigkeit, wie ich sie Ihnen so eben angegeben habe, in dem Blatte finden werde ***). Vergeblich würde man mir

*) Auch wenn sie unwidersprechlich wahr sind? Doch, hierauf folget ja oben gleich die diktatorische Weisung.

**) Was heißt dies?

***) Wie despotisch! wie anmassend!

vorhalten, sie sey aus einer Bayerischen Zeitung gezogen; ich würde darauf keine Rücksicht nehmen. So bald er die Feder ergreift, darf er nur stets den Gedanken gegenwärtig haben: Ich schreibe für den Ruhm der Französischen Nation; wo nicht, so muß ich die Redaktion aufgeben und die Zeitung unterdrücken.

Lassen Sie die an der Spitze der Zeitung stehende Vignette wegnehnen, über welcher sich noch der Preussische Adler befindet.

Ich habe die Ehre, Sie zu grüssen.

Le Grand.

---

## XIX.

## Ueber das bey Brockhaus in Leipzig herauskommende Konversationslexikon.

---

Allerdings ein sehr brauchbares, folglich Dankenswürdiges, auch mit fast Gränzenlosen Beyfall aufgenommenes Hülfsmittel, wodurch sich alle gebildete Volksklassen über Gegenstände der Geographie, der politischen, litterarischen und artistischen Geschichte, der Mythologie, Philosophie, Naturlehre, der schönen Künste rc. kurz, über solche, die

nicht zu den sogenannten höhern Wissenschaften gehören, in tausenderley Nothfällen unterrichten wollen, und bisher unterrichtet haben. Die Verfasser sowohl, als der Verleger, durch solchen ausgezeichneten Beyfall ermuntert, haben es an Eifer, dieses Hülfsmittel zu vervollkommnen und die ihnen durch Zeitungen, Journale und auf andern Wegen kund gewordenen Wünsche und Vorschläge zu erfüllen und zu verwirklichen, keineswegs fehlen lassen. Daher auch die bereits im vorigen Jahr feil gebotene vierte Ausgabe, die eben so, wie die drey vorhergehenden, aus 10 Bänden besteht, der ersten, bey Leupold in Leipzig im J. 1796 u. ff. in vier Bänden herausgekommenen kaum mehr ähnlich sieht. Der Verleger unterließ bisher nichts, was dem Publikum, für welches dieses Werk bestimmt ist, Genüge zu leisten vermöge, indem er nicht allein die Verfasser durch einen angemessenen Ehrensold zu fortgesetzten Anstrengungen ermuntert, sondern auch durch Korrektheit und Wohlfeilheit die Leser befriediget. Man beliebe zu bedenken, daß jeder Band über 40, viele über 50 und 60, ja der im J. 1818 erschienene Supplementband für die Besitzer der drey ersten Auflagen 72 Bogen stark ist und das Ganze doch nur 12 Thaler 12 Gr. auf Druckpapier, auf Schreibpapier aber 18 Thaler 18 Gr. Sächs. kostet, und daß alles sehr sparsam, enge, ja zu enge, und mit einem höchst schmalen, vielen Besitzern unangenehmen Rande, und mit Klein-Garmandschrift — freylich den Augen vieler Käufer nachtheilig — gedruckt ist. Da sich die daher entstehenden Ko-

sten ungemein hoch belaufen; so kann ihn, leicht begreiflich, nur eine sehr bedeutende Anzahl Käufer schadlos halten. Es waren ihrer auch zu Folge das dem fünften Bande vorgedruckten, bis zu Ende des Jahrs 1814 fortgesetzten Pränumerantenverzeichnisses, bereits — wenn ich richtig gezählt habe — 5982 (wovon allein nach Erlangen 69 kamen). Jetzt wird man wahrscheinlich 10,000 annehmen dürfen. Um dieses nützliche Hülfsmittel immer mehr und mehr zu vervollkommnen, halt' ich es für Pflicht, Bemerkungen, die man bey einen mehrjährigen Gebrauch desselben gemacht hat, zur beliebigen Benutzung mitzutheilen. Ich meines Orts will daher auch jetzt einen Theil der meinigen hier vorlegen. Ich bediene mich dabey der zweyten, ganz umgearbeiteten, von 1812 bis 1818 gedruckten Ausgabe, mit Zuziehung des im letzten Jahre gedruckten Supplementbandes, enthaltend die wichtigsten neuen Artickel und Verbesserungen der vierten Auflage vom 1sten bis zum 7ten Band. Denn der 8te, 9te und 10te sind, zu Folge der Versicherung auf dem Titelblatt, in allen Auflagen gleich.

Vor allem erinnere ich, daß, aller Bemühungen der Redaktion ungeachtet, das gehörige Ebenmaas der aufgestellten Artickel noch immer nicht durchgehends beobachtet oder erreicht worden ist. Ich weiß es, aus eigener Erfahrung, sehr wohl, wie schwer es hält, zwischen dem Zuviel und Zuwenig die rechte Mittelstrasse zu treffen. Erinnerungen hierüber können indessen, wenn sie

auch nicht benutzt werden sollten, wenigstens doch nicht schaden. Zur Probe demnach hier nur einige, wie sie mir gerade aufstoßen!

Cölln (Friedr. v.), dem vier volle Seiten gewidmet sind. Merkwürdig genug ist zwar dieser geniale, Kenntnißreiche Mann, der in der That, nach der Bemerkung des Verfassers, auf den Gang der neuesten Reformen in dem Preussischen Staat eingewirkt hat. Die beygefügte Notiz seiner Schriften, so Einflußreich sie auch waren, hätte dennoch kürzer gefaßt werden können. — Corneille (Peter). — Cossé (Karl v.) bekannter unter dem Namen Marschall von Brissac (unter welchen Namen er im Buchstaben B. hätte genannt und auf Cossé verwiesen werden sollen). Die von ihm erzählten Anekdoten sind freylich unterhaltend, nehmen aber zu viel Raum ein. — Mit Court de Gebelin (der auch im G. zu nennen gewesen wäre) hätten nicht so viel Umstände gemacht werden sollen. Der Verf. dieses Artickels hatte, allem Ansehn nach, nur Französische Lobpreiser vor sich, die ihren Landsmann wegen seines voluminösen Werks (Monde primitif analysé et comparé avec le monde moderne) bis in den Himmel erheben; ohne Teutsche, mit schwerem Geschütz versehene, Kritiker zu kennen. Die ungeheure, an dieses unvollendete Werk verschwendete Gelehrsamkeit, eine unüberschwengliche Fruchtbarkeit der Einbildungskraft, das über alle Schranken hinaus getriebene Hypothesenwesen, und eine Menge dadurch entstandener Träumereyen

machen Vorurtheilsfreyen Köpfen dieses Werk ungenießbar. Sachen, die ganz historisch sind, und blos historisch erwiesen werden müssen, werden a priori dargethan. Alles geht von willkührlich angenommenen oder willkührlich angewandten Sätzen und Begriffen aus. Er übertrifft den Träumer Boulanger weit. — Unter diese Rubrick rechne ich auch die Artickel: Arnauld, einen der berühmtesten Jansenisten, Augereau, Averrhoës (den berühmten Arabischen Philosophen und Arzt. s. K. Sprengel's Gesch. der Arzneykunde B. 2 S. 376 u. ff.), Elliot, Eon de Beaumont, Farinelli, Carl August, Kronprinz v. Schweden, Fontaine (Joh. la), Freibriefe (fast ein ganzer Bogen), Freron, Gerona (wo alle Stürme und Ausfälle mit Anführung der Tage, an denen sie unternommen wurden, angeführt sind), Göthe (beynahe anderthalb Bogen), Heydenreich (C. H.), v. Holberg, Hölty, Jünger (J. F.), dessen Schauspiele und andere Schriften alle einzeln angeführt sind, Kircher (Athan.), Körner (Theodor) 3 Blätter, Lalande, Moritz (C. P.), drey Blätter, Nicolai (ein halber Bogen), Palafox, Reinhard (F. V.) über einen halben Bogen, Smith (Sidney), Tielke u. s. w.

Manche Verwirrungen beym Nachschlagen verursacht die nicht überall genau beobachtete alphabetische Ordnung. Vorzüglich gehört hierher der Unterschied zwischen J und Jod (I u. J) wogegen dann auch wieder gesündigt ist; z. B. gleich

der erste Artickel **Jason** hätte unter das Jod kommen sollen. Ich hatte mir schon als übergangene Artickel, wie Jesus, Joseph (Flav.), notirt; und fand sie hernach unter dem Jod. Dies hätte verhütet werden können, wenn man diesen Unterschied vermieden hätte; wie dies in andern Wörterbüchern auch geschieht.

Ganz fehlende Artickel sind z. B. folgende: **Ackermann** (Jak. Fidelis) dieser philosophisch-praktische Arzt, gestorben zu Heidelberg 1815, hätte vor manchen andern eine Stelle verdient. — Die Inseln **Antigoa**, **Barbados**, **Bermudas**, **Grenada**, **St. Lucia**, **Porto Rico**; sogar **Jamaica**: und doch sind die Inseln Dominica, Guadeloupe und andere ähnliche angeführt. Ferner: **Cassiodor** (und doch Boethius). Die Dänische Insel **Amack**. — **Aschaffenburg**. — Die Gerichtssitzungen **Assisen**. — **Athanasius**, der Kirchenvater, hätte so gut, wie Chrysostomus u. a. angeführt werden sollen. — **Craniologie** und **Cranioscopie** (fehlen auch im K; so auch **Ctesias**). **Lovat** (ein in mehrern Betracht interessanter Schotte, von dem selbst Hirsching umständliche Nachricht giebt). **Cenci** (ein höchst merkwürdiger Mann, von dem sogar die Frau von der Recke in ihrer Reisebeschreib. B. 4. S. 165 — 174 umständlich zu reden für gut fand. Die Böttigerische Anmerkung ist nicht zu übersehen). Daß nicht alle Regenten, die Franz, Friedrich, Georg, Gregor, Heinrich, Karl, Ludwig ꝛc. heissen, angeführt sind, ist zu billigen: aber nicht

ausgezeichnete, nicht solche, wie Herzog Georg der Reiche von Bayern, Herzog Georg, auch der Reiche oder der Bärtige von Sachsen, Georg Friedrich, Markgr. zu Baden-Durlach; viele päpstliche Gregore, wovon nur der 7te da steht; und doch ist der 1ste und der 13te nicht minder bemerkenswerth. Es würde zu weit führen, wenn ich mit den vielen mangelnden Heinrichen, Karlen und Ludwigen eben so verfahren wollte. Also nur noch einige andere: Aug. Herm. Franke, der von so vielen andern Biographen mit vollem Rechte hochgefeyerte Mann! dessen Andenken bey der letzten Reformationsfeyer nicht vergessen wurde. Großbritannien (es hätte wenigstens auf England verwiesen werden sollen). Ichnevmon. Jever. Indiction. Jongleure. Kabarbey. Kartätschen. An Ludwigsburg wurde schon ehehin irgendwo erinnert, fehlt aber noch.

Auch ich bin der Meinung derer, die es nicht gut finden, daß noch lebende Personen mit aufgeführt sind, aus mehr als Einem Grunde, besonders weil mancher Mann von wirklichen oder ausgezeichneten Verdiensten sich beleidigt fühlt, wenn er nach seinem Namen blättert, oder weil solches Stillschweigen Neid erzeugt *).

*) Man erlaube mir hier einige kleine Verbesserungen meines Artickels, der übrigens mir zur Ehre gereicht, anzuzeigen. Im J. 1768 erhielt ich, ohne erst ausserordentl. Prof. gewesen zu seyn, die ordentliche Lehr-

Nun noch einige einzelne Bemerkungen! Ackergesetze hätten am gehörigen Ort genannt und auf Agrarische Gesetze verwiesen werden sollen. — Adams (Johann) starb nicht 1803; wenigstens lebte er noch am 6ten Febr. 1816. Vergl. Ebeling's und Hermann's Magazin H. 2.

---

stelle der Geschichte auf der damahls neu eingerichteten Univers. zu Erfurt. In Erlangen lebe ich seit 1779. Vom Teutschen Künstlerlexikon erschien die 2te umgearbeitete Ausgabe in 3 Bänden. Von der Staatengeschichte, nach dem Druck des Konvers.lexikons die 5te und von der Statistik die 4te Ausgabe. Nicht blos die Fortgesetzten Betracht. über die neuesten histor. Schriften (1774 u. ff.) sind von mir, sondern auch die Betrachtungen selbst, die ich bereits im J. 1769 anfieng und 5 Bände, jeden zu 3 Stücken, ohne meinen Namen, herausgab, zusammen 9 Bände, die ich hernach unter andern Titeln, mit meinem Namen und in Gesellschaft einiger Gelehrten drucken ließ. Wenn der Verf. am Ende sagt, ich wäre in Bearbeitung der Geschichte von Frankreich und des Leitfadens zur Geschichte der Gelehrsamkeit minder glücklich gewesen; so gestehe ich offenherzig, daß ich mir auf diese beyden Werke gerade am meisten zu gut thue; in welchem Glauben mich sowohl öffentliche als Privaturtheile und der Gebrauch, den andere Gelehrte davon machten, bestärkt haben. Spittler, gewiß kompetenter Richter, sagt in seinem Entwurf der Europ. Staatengeschichte von ersterem, es sey unter den Teutschen Werken bey weitem das beste. — Uebrigens erkenne ich das Wohlwollen des Verf. mit gebührendem Dank.

S. 28 u. ff. — Aegeria ist unter Egeria wiederhohlt. Weil letzteres gewöhnlicher ist; so hätte diese Schreibart angenommen und bey ersterem darauf verwiesen werden sollen. Ungefähr eben so verhält es sich mit Aegypten. Dieses ist richtiger, als Egypten: dennoch muß man es unter E. suchen; wobey sogar bemerkt ist, Aegypten sey richtiger; welches auch in dem Supplementband angenommen wurde, wo auch der ganze Artickel auf 5 Blättern umgearbeitet erscheint. Daß das Land auch unter A hätte angeführt werden sollen, wurde schon in der Allg. Litteratur-Zeitung 1810. EBl. Nr. 36 erinnert. — Unter Akademie heißt es, man habe schon seit dem zwölften Jahrhundert in ganz Europa alle hohen Schulen und Universitäten mit diesem Worte bezeichnet. Gesetzt auch, aber nicht zugegeben, dies wäre wahr; so wäre doch zu beherzigen gewesen, daß man in der neuern Zeit, und zwar mit Recht, nur die Gesellschaften der Wissenschaften und Künste so nennt; weshalb man auch noch hier und da die Studirenden irrig Akademiker nennt; welches Wort nur den Mitgliedern dieser Gesellschaften gebührt. Von letzteren sind lauter ausländische, und nur Eine Teutsche, angeführt. In dem Supplementband ist dies alles wiederhohlt und nur noch eine Akad. der Wiss. (die Münchner) genannt. — Bey Albert dem Grossen (von Bollstädt) fiel mir Adelung's Wunsch (in seiner Fortsetz. u. Ergänz. des Jöcher. Gel. Lexikons) ein, das Leben dieses ehrwürdigen Meteors im Mittelalter möchte noch einmahl kri-

tisch bearbeitet und sein Verdienst um die Wissenschaften genau bestimmt werden, welches, wenn man sein Jahrhundert und den noch ganz ungebildeten Geschmack desselben in Betrachtung zieht, gewiß nicht gering ist. — Alexander der Grosse gieng nicht über den Ganges, weil seine Macedonier ihm nicht folgen wollten, sondern nur über den Fluß Hyphasis, 11 Tagereisen vom Ganges. Doch, in dem Supplementband, wo dieser Artickel sorgfältiger bearbeitet ist, findet man diesen Fehler nicht. — Die Stadt Alexandria wurde nicht von Alex. dem Gr. erbaut, sondern nur erweitert und verschönert. Die Aufnahme des bekannten Mährchens von Verbrennung der dortigen Bibl. durch den Khaliphen Omar wurde schon in der vorhin citirten A. L. Z. gerügt. — Bey dem Artickel Alexis Petrowitsch vermißt man die Benutzung neuerer Hülfsmittel, besonders das merkwürdige Buch: Russische Günstlinge, über die Todesart des Unglücklichen, unter der Rubrick: Adam Weide, S. 99 u. ff. — Bey Allergetreueste (der), welcher Titel in einer päpstl. Bulle im J. 1748 dem König von Portugal beygelegt wurde, ist zu erinnern, daß Allergläubigst richtiger ist. Im Römischen Kirchenstil, in welchem doch jene Bulle abgefaßt wurde, heißt Fidelis nicht treu, sondern gläubig. — Unter Anspach wird gesagt, der letzte Markgraf habe am 2ten Sept. 1792 die Regierung niedergelegt: es geschah aber bereits am 22sten Dec. 1791. Wie eben daselbst der Flecken Dürrwangen zu den sehr gewerbsamen Orten, wie Fürth und

Schwabach, gerechnet werden könne, sieht man nicht ein. — Im Artickel M. Antonius, Rival des Kaisers August, ist vermuthlich aus Versehn gedruckt, er sey im J. 44 nach Christus Konsul gewesen; es soll heissen vor; und eben daselbst ist S. 91 die Zahl der ermordeten Ritter durch einen Druckfehler 200, statt 2000 angegeben. — Unter Aetolier ist die Lage ihres Vaterlandes Aetolien vergessen. — Catharine Alexjewna ist sehr unrichtig und Catharine die 2te hier und da fehlerhaft. — Catharine von Medici, nicht Medicis, deren Gemahl, König Heinrich den 2ten, sie nicht unumschränkt beherrschte. Dies hinderte bekanntlich seine Mätresse. Aber in Ansehung ihrer drey Söhne galt es. Der älteste, K. Franz der 2te, war nicht ihr Stiefsohn. — Von Hans Folz, dem Nürnbergischen Meistersänger im 15ten Jahrhundert, der nicht unter Hans, sondern unter Folz hätte gesetzt werden sollen, hat niemand ausführlicher gehandelt, als Hr. Hofrath Langer zu Wolfenbüttel, in Meusel's hist. litt. bibliograph. Magazin St. 4. S. 118 — 136. Will und Panzer wurden dadurch sehr ergänzt und es wird gezeigt, daß F. nicht, wie hier steht, nur 4 Gedichte habe drucken lassen, sondern über 20. Nopitsch in seinen Supplementen zu Will's Nürnb. Gel. Lex. hat den Langerischen Aufsatz benuzt und noch mehr Schriften von diesem Bartscherer und Poeten dazu angeführt. — Von dem berühmten, obgleich lüderlichen Virtuosen David Funk wird erzählt, er wäre zu Reichenbach gebohren worden. Da es nun aber der

Oerter dieses Namens wenigstens 70 giebt; so fragt sich's, welches N. hier gemeint sey? Gerber, aus dem dieser Artickel entlehnt zu seyn scheint, nennt es ebenfalls nicht. Auch ich weiß hierüber keinen Bescheid. — Der Französische Admiral du Quesne hätte nicht unter D aufgeführt oder wenigstens unter Q auf D verwiesen werden sollen. — Sal. Geßner starb nicht 1787, sondern 1788. — Der im J. 1515 gestorbene Spanische Held Gonçalo (oder Gonsavo) Hernandez (oder Fernandez) de Cordova, heißt so, nicht aber Gonsalva, wie unter diesem Worte mehrmals gedruckt ist. — Nicht wenig fiel es mir auf, beym Anblick des Artickels J. P. v. Gundling, den der K. Friedr. Wilhelm der 1ste von Preussen als eine Art von Hofnarren brauchte, dessen weit würdigern, Verdienstreichen Bruder, Nikolaus Hieronymus, nicht zu finden, den die Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des 18ten Jahrhunderts nicht vergessen haben. — Nicht mit 30,000, sondern nur mit 13,000 Mann landete K. Gustav Adolph in Pommern, als er an dem dreyßigjährigen Krieg Theil nahm. Nicht ganz wohl that der Verf. dieses Artickels, daß er Schiller's Erzählung von der Todesart dieses grossen Mannes anführt; und daß er unter dem Artickel: Dreyßigjähriger Krieg dessen Geschichte dieses Kriegs empfiehlt. Dann ob man gleich zugeben will, daß Schiller's Geschichte dieses Kriegs überaus geistvoll sey; so fehlt ihr doch der Gebrauch der Quellen und die Gründlichkeit. Sch. schrieb ja nur für Damen, für wel-

che sich das Lexikon nicht eignet. Geistigkeit und Gründlichkeit können gar wohl neben einander bestehen. — v. Hardenberg (Friedr.), als Schriftsteller unter dem selbstgewählten Namen Novalis bekannt, wird hier auf eine übertriebene, fast möchte man sagen unbändige Art gelobt. "Wir möchten ihn fast, ohne Mißverständnisse zu "befürchten, einen poetischen Mittler zwischen Gott "und der Menschheit nennen." — "Man kann "ihn wie eine himmlische Erscheinung betrachten, "wie einen göttlichen Jüngling, der nur auf der "Erde wandelte, um sich bald wieder zu dem ge"liebten Lande seiner Sehnsucht aufzuschwingen." — "Er wollte mit dem Geiste der Poesie die ganze "Welt erobern." Die leibhafte Mystik! — Einigemahl bemerkte ich, daß, wenn von Geldsummen nach Millionen die Rede ist, die Sorten nicht angegeben sind, ob es Thaler, Gulden, Realen u. s. w. sind, wie z. B. unter Hein (Peter), wo es heißt, der Werth der von diesem Seehelden eroberten Spanischen Silberflotte habe 72 Millionen betragen. — Unter Heineccius (J. G.) hätten auch seine Fundamenta stili cultioris vorzüglich genannt werden sollen. — Heyne übersetzte nicht, wie es in der Note zu seinem Artickel (S. 426) heißt, die 7 ersten Theile von Guthrie's und Gray's allgemeinen Weltgeschichte. 1) übersetzte er selbst sie keineswegs, sondern der allzeit fertige, im J. 1781 verstorbene Dolmetscher Gellius. Aber er verbesserte sie beyläufig, berichtigte an unzähligen Stellen die Fehler der Engländer, versah alles mit genauern

Citaten der Quellen, und das Ganze mit einer fortlaufenden Chronologie, that auch, wo es nöthig schien, Exkurse hinzu, z. B. in der ältern Geschichte Griechenlandes. 2) hat Heyne nicht 7 Theile auf diese Art behandelt, sondern nur die 4 ersten und den 7ten; die andern überließ er Ritter'n, Reitemeier'n, Reiske'n, Dieze'n, Schröckh'en. In dem Artickel Hindustan heißt es: Die Bevölkerung steigt auf 90 Mill. Einwohner. Erstlich müßte es wohl stieg heissen, weil die Bevölkerung sehr abgenommen hat; und dann wird wohl 90 ein Druckfehler seyn und 40 gesetzt werden müssen, wie einige Seiten weiter hin wirklich angegeben sind. — Huber (Mich.) ward gebohren zu Frontenhausen, nicht Frankenhausen. — Unter Huß ist dessen vorgebliche Prophezeihung auf dem Scheiterhaufen so zu gestalten: Jetzt bratet ihr eine Gans: aber nach 100 Jahren wird kommen ein Schwan, den werdet ihr ungebraten lan. — Bey Internuntius hätte bemerkt werden können, daß auch der Oestreichische Gesandte bey der Pforte so genennt wird. — Unter dem Artickel C. A. Klotz ist zu bemerken, daß die Mores Eruditorum keineswegs ein Gedicht sind. Bey Historia numorum hätte hiuzugesetzt werden sollen: contumeliosorum et obsidionalium. Von seinen Verdiensten um die alten Klassiker — kein Wort! Daß er in der Griech. u. Latein. Sprache sehr gute Kenntnisse besessen, ist zu wenig gesagt; und daß das Lesen der Quellen des Alterthums ihm zu beschwerlich gewesen sey, ist unwahr. Kein Tag vergieng leicht, an dem er nicht in einem Klassiker gelesen hätte, vorzüglich im

Cicero, sollt' es auch nur beym Frisiren geschehen seyn. Er verstand auch Französisch und Italienisch. Daß er höchst mißtrauisch gewesen sey, ist ganz ungegründet: vielmehr das Gegentheil. Er starb nicht 1777, sondern 1771. Uebrigens ist es ungezogen, wenn der Verf. dieses Artickels die Freunde und Anhänger dieses Mannes dessen Brut nennet. Wie viele würdige Männer gehören darunter! Nicht zu gedenken, daß durch seine Lateinische Schriften viele Jünglinge gereitzt wurden, sich eine gute Lateinische Schreibart zu erwerben und zu dem Studium der alten Muster gereitzt wurden, daß er Verzagte ermunterte und auf das Uneigennützigste unterstützte, und daß durch seine Empfehlungen mehrere zu Aemtern und Ehrenstellen gelangten. Seine Fehler wägen seine Verdienste nicht auf. — Daß Kosciuszko am 1. Nov. 1806 von Paris einen Aufruf an die Polnische Nation erlassen habe, läugnete er. Das Hamburg. polit. Journal, dessen Verf. das Konversationsl. vor Augen hatte, wiederhohlte dies. — Unter dem Artickel Kreutzzüge wurde der, freylich sehr gewöhnliche, aber längst gerügte Fehler wiederhohlt, als wenn Gottfried von Bouillon der erste König von Jerusalem gewesen sey. Seine Freunde wählten ihn zwar zum König: er aber nannte sich nie anders, als den Herzog Gottfried. Vergl. Wilken's (hier, vermuthlich durch einen Druckfehler, Willin genannt) Geschichte der Kreutzzüge Th. 1. S. 305. — Von den Griechischen oder oströmischen Kaisern Leo ist kein einziger aufgeführt. — So viel für diesmahl.

XX.

# XX.

## C. . . von B. . . . Prinz von * * *

war der größte Spitzbube, der mir jemahlen in der Welt vorgekommen ist. Falsche Wechsel waren bey ihm zu finden mancher Art und chemische Praeparata, Schriften auszulöschen, Unterschriften zu schreiben, die von sich selbst verschwanden, Amalgama zum Siegelabdrucken, auch Giftpülverchen, kurz, alles, was in die Boutique eines Erzgauners gehört. In der Theorie aller Diebskniffe war er so fest, als Cartouche und Price *), und zur Praxis hatte er einen Kopf voll Intriguen, der täglich neue Plane ausheckte, auch zum Theil ausführte. Es war etwa 1767 oder 1768, als man ihn aus Frankreich über die Gränze brachte, nachdem er eine Zeit lang in der Bastille gesessen hatte und seines Verbrechens falscher Wechsel überwiesen war. Da kam er nach Wiesbaden, brachte eine Mätresse, nebst ihrem Mann, und etwa drey Bediente mit, und eröffnete seine Kunstkammer mit öffentlicher Kundmachung, daß er Güter

*) Wer diesen etwa nicht kennen sollte, kann sich diese Kenntniß erwerben entweder aus Baur's histor. Gemählden aus dem 18ten Jahrhundert, oder aus dem Hirsching = Ernestischen hist. litter. Handbuch. M.

kaufen, sich in der Gegend seßhaft machen und sich mit Beamten und einem standesmäßigen Hofstaat versehen wolle. Er besuchte fast täglich das nahe liegende Mainz, nahm da eine Menge Beamte auf, machte den einen zum Amtmann, den andern zum Rentmeister in terris incognitis, und nahm Cautionen nach Maasgabe der Besoldungen, die er versprach. Es war damahls eine Zeit, wo die Güterbesitzer gern sich ihrer Possessionen entledigen wollten, welches für Seine Durchl. sehr zuträglich war; denn er fuhr fast täglich aus, ein anderes Gut zu besehen und nahm seine neuangenommenen Beamten mit, zog sie auch wohl zu Rathe, und bey einer solchen Gelegenheit kam er auch zu mir, der ich in einem Städtchen wohnte, worin ein gewisser Herr von Kalm ein Rittergut verkaufen wollte. Er versprach mir grosse Douceurs, wenn ich den Kauf zu Stande bringen würde, und that mir die Ehre an, mit mir zu soupiren. Ich hatte ihm ein gutes Glas Rheinwein vorgesetzt; er wurde zutraulich, und fragte: ob ich nicht eine Reise für ihn und auf seine Kosten nach Augsburg machen und ihm dort einige Wechsel einkassiren wollte? Die zog er auch aus seinem Portefeuille hervor, und zeigte mir etwa für 20 oder 30,000 Gulden. Die Wechsel hatten ganz die äusserliche Echtheit: aber ich war mit ehrlichen Wechselgeschäften zu gut bekannt, um nicht weiter zu sehn. Ich sagte Sr. Durchl., die Umstände und Unkosten wären überflüssig; ich wollte die Wechsel nehmen und sie morgen des Tages in dem Bethmannischen Hau-

se escomptiren lassen u. s. w. Dawider protestirte der Prinz aus allen Kräften, und zwar unter dem eiteln Vorwande, weil von Bethmanns selbst Wechsel dabey wären. Eben darum, antwortete ich, werden sie sie um so eher escomptiren, und man wird schon morgen sehen, ob die Wechsel nicht falsch seyen? Das nahmen Se. Durchl. übel; wir kamen in Streit; ich hätte alten Hochheimer getrunken, war hitzig vor der Stirn und überführte den Prince fourbe, daß seine Wechsel falsch seyn müßten. Dabey wurmte es mich, daß er mich zu einer solchen Diebs-Kommission hätte gebrauchen wollen. Ich machte die Thür auf, und jagte den Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn im Beyseyn seiner eigenen Livree-Bedienten hinaus, die Treppe hinunter bis auf die Gasse, und sein Kammerdiener, ein Franzos, rief mir von oben zu: Rossez le bien; il merite beaucoup plus —

Des andern Tages war der Herr Prinz früh um sechs Uhr vor meinem Bette. Ich dachte, er wollte sich mit mir schlagen: aber es war nicht das, was ihn zu mir trieb, sondern die Furcht, allen seinen Kredit und die Früchte seiner angefangenen Intriguen zu verliehren, wenn ich die gestrige Begebenheit öffentlich bekannt machte. — Unsere Zusammenkunft schloß sich mit dem Resultat, daß keiner mehr etwas von dem andern wissen wollte. Indessen, so oft ich nach Wiesbaden kam, mußte ich vor seinem Quartier vorbey reiten, und da geschah es nicht selten, daß er mich überredete, auf ein Paar Minuten abzusteigen. Da traf

ich ihn einmahl in traurigen Umständen an; die von ihm geprellten Leute hatten ihn verklagt, und eine Löbl. Polizey in Wiesbaden hatte bey Sr. Durchl. Siegel angelegt und seine Effekten in Beschlag genommen. Da liessen nun Se. Durchl. noch Proben seiner Fürstl. Denkungsart zurück, und beschenkten mich zum Abschiede mit einem Pfandhaus-Zettel, dem zu Folge der Russische Orden des Prinzen in dem Mainzer Pfandhause gegen 1400 Gulden versetzt war. Denn NB. Se. Durchl. rissen noch in der nämlichen Nacht die Siegel ab von den Thüren, brachen die Schlösser auf, nahmen sich von Ihren Sachen, was Ihnen beliebte, und giengen zum Teufel, das heißt in der Civil-Sprache, er gieng durch.

Nun habe ich zwar seit der Zeit viel und manches von ihm gehört: aber sein schelmisches Angesicht hab' ich nicht mehr gesehn. Er wurde vom König Stanislaus mit der Starostey B . . . . belehnt, machte eine reiche Heurath, und wird noch leben *), und in Danzig unter Schiffern und gemeinen Pöbel herum kriechen. Er ist ein Spieler. Ich habe diese löbliche Profession unter seinen andern fürstlichen Eigenschaften nicht erwähnt, weil er sich wirklich dermahlen von einem, ehedem unerlaubten, nun zu einem privilegirten und von Kaisern und Königen begünstigten Handwerk in die Höh' geschwungen hat. Seine Majestät der

*) Er starb 1801.

König in Polen Stanislaus selbst war ein Spieler und liebte die Leute von der Profession; und so galt C . . . B . . . mehr bey ihm, als er verdiente.

Den Pfandhandhaus-Schein nahm ich an, glaubte damit meine Kosten für das Soupé und einige Auslagen auszugleichen, und gedachte da einen rechten Schnitt zu machen, weil ich nicht wußte, daß die Pfandhäuser nur die Hälfte des Werths auf die Pfänder geben, die bey ihnen versetzt werden. 1400 Gulden baares Geld hatte ich nicht: aber Freund Käsberger war bereit, mir zu dienen und ritt mit mir nach Mainz. Wir lösten das Pfand aus, und eilten nun nach Frankfurt zum Freund Löw Beer Isac, der gleich den Orden wenigstens 2000 Gulden werth taxirte und mir zum Profit gratulirte. Die Frau des Juden — er war Hessen-Darmstädtischer Hofagent — zweifelte ein wenig an dem mittelsten grossen Stein. Der Juwelier, der gehohlt wurde, berechnete alles, und taxirte das Pfand 2110 Gulden: als ihn aber die Frau auf den mittelsten Stein aufmerksam machte, examinirte ihn der Juwelier genauer, und es fand sich, daß er falsch und das ganze Kleinod in Summa nicht mehr, als 800 Gulden werth war. Herr Käsberger richtete mich auf bey diesem Unfalle. Wir ritten wieder nach Mainz; das Pfand war noch bekannt, wurde ohne Widerrede angenommen und 1400 Gulden darauf herausgegeben. So kam ich noch mit einem blauen Auge davon. Die ganze Geschichte mit

diesem Wechselschmied in Paris findet man in den Mémoires de la Bastille après sa destruction. Der Mensch war in Sibirien erzogen worden, und muß durch den einzigen Umstand, daß er dort wenig oder gar keine Gegenstände zum Betrug hatte, doppelt gelitten haben. Zwar habe ich seit jener Epoche nichts Unrechtes mehr von ihm gehört, und es kann seyn, daß ihn Ehestand und Kinderzucht auf bessere Wege geleitet haben: ich aber würde ihm doch nichts anvertrauen; denn man sah es ihm an, daß er nicht ehrlich seyn konnte, weil es gegen seine Natur war. Er besaß Talente, redete verschiedene Sprachen recht gut und hatte Geschmack an Kunst und schönen Wissenschaften. Seine Seele erhob sich, und sein Herz floß über von Vergnügen, wenn er Aussichten hatte, jemand betrügen zu können, und selbst das Geld, was ihm auf legale Art zukam, war ihm nicht so angenehm, als was er durch Betrug erhaschte.

v. Br.

---

# XXI.

## Verzeichniß der in den beyden letzten Decennien verstorbenen vorzüglichen Teutschen und Schweitzerischen Historiker.

### Vorerinnerungen.

Es wird hieraus erhellen, wie unerbittlich arg Freund Hain während dieser kurzen Zeit unter ihnen aufgeräumt hat, vergleichungsweise und verhältnißmäßig vielleicht ärger, als unter den Gelehrten anderer Fächer. Zugleich wird sich aber auch, bey einigem Nachrechnen, ergeben, wie gering gegenwärtig der Nachwuchs und Ersatz beschaffen sey. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß die Eigenschaften, Einsichten und Verdienste der hier aufgeführten Historiker sehr verschiedener Art sind: aber jeder hat doch seine Verdienste, sie mögen nun in Förderung der historischen Wissenschaften überhaupt oder einzelner Theile derselben, als Staatengeschichte, Statistik, Biographik, Litterargeschichte, oder der Hülfswissenschaften, z. B. Geographie, Chronologie, Diplomatik, bestanden haben. Man darf mir glauben, daß ich keinen ohne Prüfung aufgenommen habe. Zugeben will

ich aber wohl, daß mir vielleicht einer oder der andere möge entschlüpft seyn; worüber ich Belehrungen mit Dank annehmen werde.

Im Jahr 1798 starben:

Am 18 September, Georg Andreas Will.
An demselben Tag, Samuel Benjamin Klose.
Am 10 November, Friederich Karl, Freyherr von Moser.
Am 9 December, Johann Reinhold Forster.

Im J. 1799:

Am 5 April, Joh. Christoph Gatterer.
Am 20 April Gregor Maximilian Gruber.
Am 24 April Ignatz de Luca.
Am 30 Sept. Joh. Christoph Krause.

Im J. 1800:

Am 17 May, Christoph Girtanner.
Am 5 August, Joh. Georg Büsch.
Am 18 Okt. Renatus Leopold Christian Karl, Freyherr von Senkenberg.

Im J. 1801:

Am 17 May, Franz Martin Pelzel.
Am 9 September, Christoph Schmidt genannt Phiseldek.
Am 7 Nov. Valentin August Heinze.

Im J. 1802:

Am 15 Febr. Joh. Karl Heinrich Dreyer.
Am 17 März, Andreas Lamey.
Am 2 May, Karl Traugott Gottlob Schönemann.
Am 28 August, Karl Ehregott Mangelsdorf.
Am 26 Okt. Ludwig Albrecht Gebhardi.
Am 17 Nov. Joh. Uphagen.

Im J. 1803:

Am 7 Januar, Matthias Christian Sprengel.
Am 26 August, Julius August Remer.

Im J. 1804:

Am 9 Febr. Daniel Jenisch.
Am 2 April, Thomas Heinrich Gadebusch.
Am 27 April Helfrich Bernhard Wenck.
Am 11 Jun. Ernst Ludwig Posselt.
Am 13 Okt. Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann.
Am 7 Dec. Gottlob Benedikt von Schirach.
Am 24 Dec. Ludwig Ferdinand Huber.
An demselben Tag, Joh. Friedrich Roos.

Im J. 1805:

Am 14 Febr. Karl Gottlob Küttner.
Am 4 April, Daniel Gottlob Joseph Hübler.
Am 10 May, Friedrich Schiller.
Am 21 Jun. Christoph Wilhelm Lüdecke.
Am 9 Jul. Georg Wolfgang Panzer.
Am 20 Sept. Karl Renatus Hausen.

Im J. 1806:

Am 10 Sept. Joh. Christoph Adelung.

Im J. 1807:

Am 18 Febr. August Gottlieb Meißner.
Am 6 April, Joh. Friedrich le Bret.
Am 27 April, Friedrich Ferdinand Drück.
Am 9 May Joh. Georg Peter Möller.
Am 12 August Joh. Stephan Pütter.
Am 28 August Joh. Friedrich August Kinderling.
Am 26 Okt. Andreas Gottlieb Masch.

Im J. 1808:

Am 13 May Joh. Nepomuck Mederer.
Am 1 August, Joh. Matthias Schröckh.

Im J. 1809:

Am 2 May Heinrich Philipp Konrad Henke.
Am 29 May Joh. von Müller.
Am 15 August, Peter Philipp Wolf.
Am 9 Sept. August Ludwig von Schlözer.

Im J. 1810:

Am 24 May, Christoph Gottlob Heinrich.
Am 15 Jun. Friedrich August Wilhelm Wenck.

Im J. 1811:

Am 25 März, Albrecht Christoph Kayser.
Am 30 Sept. Hans Karl Dippold.

Im J. 1812:

Am 28 Febr. Joh. Wilhelm von Archenholz.
Am 4 April: Dieterich Hermann Hegewisch.
Am 14 Jul. Christian Gottlob Heyne.

Im J. 1813:

Am 4 Sept. Georg Wolfgang Augustin Fikenscher.
Am 26 Okt. Peter Adolph Winkopp.
Am 24 Dec. Joh. Gottlieb Schummel.

Im J. 1814:

Am 4 Jul. Friederich Gottlob Leonhardi.
Am 5 Sept. Gabriel Gottfried Bredow.
Am 17 Nov. Paul Jakob Bruns.

Im J. 1815:

Am 27 März, Friedrich Albert Zimmermann.
Am 8 Jun. Gottlieb Friedrich Otto.
Am 4 Jul. Eberhard August Wilhelm von Zimmermann.
Am 1 Sept. Christoph David Anton Martini.
Am 13 Okt. Friedrich Wilhelm Strieder.
Am 26 Dec. Joh. Wilhelm Petersen.
Am 30 Dec. Olaus Gerhard Tychsen.

Im J. 1816:

Am 26 April, Karsten Niebuhr.
Am 28 May Joseph Milbiller.
Am 29 Aug. Joseph Roman Zirngibl.

Im J. 1817:

Am 19 Jun. Karl Ludwig von Woltmann.
Am 30 Jun. Christoph Daniel Ebeling.

Im J. 1818:

. . . . April . . . . Glutz Blotzheim.
Am 28 April, Karl Wilhelm Friedrich von Breyer.
Am 15 May, Friedrich Majer.

Summe: 77.

# XXII.

# Auszüge aus Briefen von Spittler.

---

Von diesem Verdienstreichen Manne, der, so wie Johannes von Müller, der Kultur der Wissenschaften, zu deren grossen Verlust, entrissen, und zwar zu einer glänzendern Laufbahn befördert wurden, die sie aber beyde eben nicht zu ihrer Zufriedenheit endigten, besitze ich einen ziemlichen Vorrath von Briefen, die er in seinen jüngern Jahren meistens von Tübingen, zum Theil auch von Göttingen aus in dem J. 1775 und den folgenden an mich schrieb. Spittler war einer von mehreren jungen Männern, die ich ermunterte, wenn ich vorzügliche Fähigkeiten an ihnen entdeckte, zu deren Anwendung sie aber gewöhnlich zu schüchtern waren, welches hauptsächlich bey Spittler'n der Fall war. Ich leitete sie auf die Schriftstellerbahn, rühmte ihre Bemühungen, schaffte ihnen Verleger u. s. w. Gewöhnlich fiengen sie mit Recensionen an, die Sp. in ziemlicher Menge zu der Erfurtischen gelehrten Zeitung, deren Herausgabe ich vom J. 1772 an bis zum

September 1779 besorgte, wie auch zu meinen historischen Journalen, lieferte. Eine der ersten, wo nicht die allererste, steht im ersten Stück des Jahrganges 1774 jener Zeitung. Sie betrifft den isten Band des Adelungischen Wörterbuchs der hochteutschen Mundart. Obgleich Sp. das Werk eine der wichtigsten Schriften der letzten Messe nennt und dessen baldige Fortsetzung sehr eifrig wünscht; so ergrimmte doch Adelung so heftig darüber und vergaß sich in einem am 10 Jan. 1774 an mich geschriebenen Brief so sehr, daß er mich beschuldigte, die Recension müsse durch ein Versehn von meiner Seite abgedruckt worden seyn; er nennt den Verfasser einen unwissenden Menschen; er habe das Buch zuverlässig nicht gesehn, sondern es nur andern Zeitungen (!) nachrecensirt u. s. w. Und doch hat Sp. seinen Tadel mit Beyspielen belegt. Ich stellte Adelung'en seine Vermessenheit höflich vor; er sah ein, daß er zu weit gegangen sey; und wir wurden gute Freunde; wie seine nachfolgenden Briefe bezeugten. — Auch die im 2ten Stück der Erfurt. Zeitung befindliche Recension der Fuldaischen Preisschrift über die beyden Hauptdialekte der Teutschen Sprache, die auch dem Adelungischen Wörterbuch vorgedruckt ist, rührt von Sp. her und macht ihm Ehre; so wie seine Bescheidenheit, wenn ich ihm z. B. Bücher zu beurtheilen vorschlug, mit deren Inhalt er noch nicht vertraut genug zu seyn glaubte. Daher auch seine Gewissenhaftigkeit im Beurtheilen, wenn er einmahl die Recension eines Buches übernommen hatte. In einem Brief vom 2ten Nov. 1774

schreibt er: "Es wäre mir nichts leichter, als Recensionen im Tone meines Freundes Hartmann *), und Sie sollen das nächstemahl Proben haben. Tausendmahl habe ich ihm gesagt, daß solche Deklamationen, solche ganz unbeurkundete Urtheile, ein oft so lärmender Ton um wenig oder gar nichts, nachdenkende Leser empören. Sehr leicht ist es, auch wenn man nur Vorrede und Index durchblättert, solche Recensionen zu liefern: aber es scheint mir unbillig, deswegen dem Strome zu folgen, weil das Publikum etwa solche Fehler liebt."

Aus einem Brief vom 1sten Febr. 1775: "Nun ists mir tausendmahl lieb, daß ich Ihnen von unserm Kanzler **) geschrieben habe, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, einen, diesem würdigen Manne sehr nachtheiligen Irrthum zu widerlegen. Der verdient Hussens Strafe, so die Verläumdung ausgebreitet hat, daß unser Kanzler Gesners Idyllen verbrannt habe. Hören Sie einmahl die ganze Geschichte so unverfälscht, als ich sie Ihnen bey meinem Gewissen schreiben kann. In dem hiesigen theologischen Stift haben die Repetenten — ein Amtsname, den, wenn ich nicht irre, Bök in seiner Geschichte der Universität zu

*) Starb als Professor der Philosophie zu Mietau am 5ten November 1775.

**) Jeremias Friedrich Reuß, gestorben am 6ten März 1777.

Tübingen erklärt *) — unter anderem auch auf die Privatstudien Achtung zu geben. Nun war einer unter diesen mit Namen E*****, ein sehr frommer und eifriger Mann, den aber vielleicht eben das letztere hinderte, alles genau zu prüfen, und nicht alles mit Rosts Schäfernacht in gleiche Klasse zu setzen. Dieser sahe (NB. zu einer Zeit, da Gesners Idyllen noch ganz neu und folglich ihm noch unbekannt waren) auf dem Pult eines, sonst nicht die besten Bücher liebenden Jünglings diese neue Piece liegen, und der Anblick einer Vignette von drey nackten Grazien brachte ihn auf die ungeprüfte Vermuthung, daß hier neue Nahrung für den lasterhaften Geschmack des Jünglings sey. Dann that er den unglücklichen Wurf in den Ofen. Kein Mensch von gesunden Sinnen wird einen solchen unüberlegten Eifer entschuldigen: aber es thut mir wehe, daß man der historischen Wahrheit bey Ausbreitung dieses Skandals so wenig getreu blieb und Umstände hinweg ließ, die wenigstens doch das Schröckliche der That vermindern. Unser Kanzler würde nicht gegen das Système de la nature mit Feuer wüthen, und er sollte Gesners Idyllen — — Was müssen Sie nicht gedacht haben, daß ich einen Mann so sehr gelobt, von dem Sie ein so schröckliches Beyspiel der unüberlegtesten Hitze zu wissen glaubten? Ich ehre Sie, wenn mich Ihr Herz in dem Augenblick, da Sie jenen Brief lasen,

*) Ich finde nichts davon. M.

lasen, einen Dummkopf schalt. Denn nach dieser Voraussetzung konnten Sie wohl nicht anders urtheilen *). Solche falsch ausgesprengte Anekdoten erwecken mir oft einen Paroxismus von historischer Zweifelsucht. Wie viele falsche Charaktere, wie viel erdichtete Anekdoten, wie viel aus Mißverständniß entstandene haben wir nicht in jedem Theil unserer Geschichte! Doch, darum kann man sich wohl nicht bekümmern; wir suchen einmahl, so viel möglich, reine Quellen; suchen sie durch Vergleichungen immer mehr zu reinigen, und dann haben wir das unsrige gethan. Aber das bin ich gewiß, daß in keiner Geschichte mehr Lügen sind, als in einer à la Tacite geschriebenen. Wie oft mag dieser scharfsinnige Kopf seinen Personen von seinem Scharfsinn geliehen, und

*) Die hierher gehörende Stelle aus seinem vorhergehenden Brief vom 10ten Dec. 1774 lautet also: "Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich die Rede von der Reussischen Disput. beysetzen solle, und sie wäre weggeblieben, wenn nicht die Furcht der Partheilichkeit endlich von der Begierde überwunden worden wäre, einem Mann ein Denkmahl zu setzen, bey dem man wie dort beym Kato fragen könnte. Selbst Hartmann, ein sonst unmenschlicher Richter seiner Landsleute und Lehrer, hat diesen großen Mann hochgeschätzt, was er etwan auch in hypochondrischen Stunden in die Welt hinaus geschrieben hat. Ich kann Ihnen keinen würdigern Begriff von diesem rechtschaffenen Greise geben, als wenn ich Ihnen sage, daß allein Storr seinen Verlust einst uns wird ersetzen können."

wie oft bey allem seinem Scharfsinn es nicht recht getroffen haben, weil Fehlen eben Menschensache ist; und, sich so vollkommen in die ganze Lage entfernterer Zeiten hineinsetzen, als bey einem räsonnirenden Geschichtschreiber nöthig ist, erfodert mehr als Menschenkräfte. Gelingt es einem auch hie und da, so ists im eigentlichsten Verstande blos gelungen; und er kann nicht dafür stehen, es immer so zu treffen. Aus diesen Gründen liebe ich keine Art von Geschichte mehr, als die nach Art des Henault geschrieben ist. Ist's mir aber nicht gerad um Wahrheit der Geschichte, sondern um Räsonnement, um philosophische Bildung meines Geistes zu Beurtheilung meiner Zeitgenossen zu thun; dann liebe ich den Tacitus."

Aus demselben Brief: "Büschings Geschichte der Philosophie hab' ich noch nicht gesehen. Aber ich bin, aufrichtig zu gestehen, ein Bischen zum voraus wider das Buch eingenommen. B. hat, nach seinen bisherigen Produkten zu urtheilen, weder Musse noch Kräfte genug, eine Geschichte der Philosophie zu schreiben. Wie wehe muß es einem nicht thun, wenn der Mann, der zur Ehre seines Vaterlandes in der Geographie fort schreiten könnte, andere höchst mittelmässige Kompilationen schreibt, seine Excerptenhefte drucken läßt, und überdies oft über solche Materien, für die er sichtbarlich nicht gebohren ist! Wie würde sein Magazin zusammen schmelzen, wenn man das Brauchbare von dem, was unbrauchbar ist, trennen wollte, und von dem, was gewiß nichts an-

ders, als unerträgliche Mikrologie genannt zu werden verdient!"

Aus demselben Brief: "Nachdem ich nun auch den 2ten Theil von Home's Versuchen über die Geschichte des Menschen sorgfältig durchgelesen habe; so fand ich, daß eine Recension desselben in Ihren Betrachtungen (über die neuesten hist. Schriften) schwerlich am rechten Ort stehen würde *). Kaum die Hälfte ist eigentliche Geschichte des Menschen: von der andern sind 2 Drittel philosophische Träume über die Geschichte des Menschen, und dann mögen sich unter dem Rest einige scharfsinnige wahre Beobachtungen finden. Läßt man das erste alles hinweg; so bekommen die Leser kaum einen halben Begriff von dem Buch: setzt man es hinzu; so ist's verdrießlich, gegen einen so großen Mann ewige Widerlegungen zu wiederhohlen."



*) Eine Recension der beyden Theile von Sp. steht in der Erfurt. gel. Zeitung (1775. S. 12 u. ff. u. S. 145 u. ff.) würdig, noch jetzt beherzigt zu werden. Auch die Recensionen von Meiners Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker (S. 28 u. ff.) (Herder) Auch eine Philosophie der Geschichte (S. 259 u. f.) Hißmann's Geschichte der Lehre von der Association der Ideen (1776. S. 772 u. ff.), Pütter's Litt. des Teut. Staatsrechts (eb. S. 777 u. ff.), u. Meiners verm. philos. Schr. 3ter Th. (eb. 1777. S. 89 u. ff.), ganz vorzüglich, sind von ihm; so wie mehrere andere.

Im J. 1776 lernte ich meinen Freund persönlich kennen, als er mich auf einer Reise durch einige Gegenden Teutschlandes in Erfurt besuchte. In einem von Göttingen aus an mich geschriebenen Brief vom 12ten Dec. desselben Jahres theilte er mir folgende von ihm gemachte Beobachtungen mit. "In Weimar — der erste Ort, wohin ich von Erfurt aus kam — gelang es mir weniger, als in Gotha, die Verfassung des Hofs und die im Grossen oder Kleinen herrschenden Gesinnungen kennen zu lernen. Ich war auch viel zu kurze Zeit da; und des so schnell empor gestiegenen Göthe's Name ist den meisten Leuten so furchtbar, daß sie ihre Gesinnungen meistens blos durch Achselzuckungen zu erkennen geben. Die Quelle des ganzen Uebels scheint mir bey der, so sehr gerühmten, verwittweten Herzogin zu seyn. Ich kann einem Brief nicht anvertrauen, was ich hierüber in einigen Gesellschaften hörte. — In Jena war ich sehr vergnügt, weil ich Danoven kennen lernte, einen Mann, der zuverlässig einmahl einer der größten Theologen Teutschlands seyn wird; und ich freue mich immer mit einer gewissen Partheilichkeit, einen grossen Theologen zu sehen, der seinem Fache durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit Ehre macht, weil doch dies wichtigste Fach aller menschlichen Kenntnisse immer noch so sehr bey weitem nicht in seiner ursprünglichen Würde hergestellt ist. Ich glaube, daß durch Danov und Griesbach die theol. Fakultät in Jena so besetzt ist, wie vielleicht sonst auf keiner Universität. Noch fehlt nur, daß Zickler einem drit-

ten Platz macht, der der Kirchengeschichte eben so Ehre bringe, wie diese zwey Männer ihren Fächern. — In Leipzig sprach ich viele Gelehrte: aber mit einer tiefen Verachtung verließ ich die meisten. Solche superficielle Köpfe hab' ich nicht leicht kennen gelernt, als hier bey einigen nicht unberühmten Gelehrten. Die Leipziger glauben, Garve'ns Verlust durch P. ersetzt, und, Gott! was ist P. gegen Garve! was ist Schott, gemessen mit dem hiesigen Böhmer! Was sind einige der dasigen Theologen gegen Danov und andere, die ich jetzt kennen gelernt habe! Ueberhaupt, wenn Ernesti stirbt, und Morus nicht in die theol. Facultät kommt *); so ist Leipzigs theol. Ruhm, wie eine abgeknickte Blume. Sonst hat es mir in Leipzig sehr wohl gefallen, daß man über den Gelehrten nicht Mensch zu seyn vergißt. Freylich sind Lehrer und Lernende zum Nachtheil der Gelehrsamkeit nur viel zu sehr Menschen, und es wäre ihnen eine kleine Dosis Göttingischer Arbeitsamkeit zu wünschen. — In Halle gefiel mir's auf der ganzen Reise am wenigsten. Der Esprit der dasigen Studenten ist offenbar noch so ungebildet, als in Jena; und in den Vorlesungen einiger Professoren mußte ich mich sehr wundern; jedoch noch mehr, daß Menschen sich einen solchen Despotismus gefallen lassen, als in den Preussischen Staaten herrscht. Semler — der Mann, auf den, wie Sie leicht denken können, ein Reisender

*) Dies geschah aber im J. 1781.

junger Theologe am begierigsten ist — hat, seitdem ich ihn lesen gehört und seitdem ich mit ihm gesprochen habe, sehr vieles in meiner Achtung verlohren. Warum? und Wie? Daran kann Ihnen jetzt nicht so viel liegen; in einem Brief kann ich ohnedies blos die Resultate meiner Bemerkungen sagen. Sehr, sehr bereut hab' ich's, daß ich mir von Ihnen keinen Brief an Gebauer *) ausbat; er hätte mir doch viel nützen können." — Aus einem andern Brief gehört noch Folgendes hierher: "In Wolfenbüttel war ich fast 3 Wochen, und es waren 3 der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freyen Zutritt in sein Haus und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch' grossem Manne man umgeht; und, wenn's möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend wo anzutreffen, als bey Lessing — so wär's bey Lessing's Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens; immer voll der göttlichen Seelenruhe,

*) der durch meine Verwendung Spittler's erster Verleger war.

die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben. Das Beyspiel dieser grossen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in W. gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Aus demselben Brief: "Eberhards Preißschrift (allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens) hab' ich endlich bekommen und gelesen. Aber es läßt sich auf keinem halben Bogen sagen, was darüber gesagt werden müßte, und man müßte dem Mann doch recht genau entgegen dokumentiren, weil er den Lorbeer um die Schläfe und also auch die Weisheit im Kopf zu haben glaubt. Also scheint mir's besser, lieber gar nicht zu recensiren, als durch eine allzukurze, und eben dadurch diktatorisch scheinende Recension den Verdacht einer Partheiligkeit erregen."

Aus einem Brief vom 25sten Dec. 1776: "Die Schrift über Schwärmerey, Toleranz ꝛc. enthält viel Gutes, aber freylich mit allen den Fehlern untermengt, welche jeder Herdrischen Schrift anhängen. Herder ist ein Genie; aber, leider! von verfehlter Bildung. Ich weiß es speciell gewiß, daß Jakob Böhm's Schriften seit einiger Zeit seine Hauptl ktüre waren; daher nimmt er auch in einer Anmerkung zu obiger Schrift Böhm's Parthie. Seine verfehlte Bildung rührt meistens vom Mangel alles guten Umgangs her, und dann von der

Korrespondenz mit Lavater'n, der ihm den Weihrauch so stark in die Nase ziehen läßt, daß Verrückung der Hirnnerven erfolgen muß. H. hat in seiner Schrift viel Wahres gesagt: nur immer zu unbestimmt; wer ihm seine Sätze entreissen will, muß mit ihm in tiefe Abgründe der Psychologie steigen. So obenhin weggeschöpft, wie eckelt's dem Leser!"

Aus demselben Brief: "Scheint Ihnen denn meine Prüfung der Rundischen Hypothese *) zu heftig oder nicht dokumentirt genug? Letzteres bin ich mir am wenigsten bewußt, und auf dem Fall des Angriffs ist mein Köcher voll der treffendsten Pfeile. Ersteres könnte vielleicht wider meinen Willen geschehen seyn; ich würde Sie in diesem Fall bitten, harte Epitheten, Ausdrücke u. s. w. hinwegzustreichen; es ist mir bey der ganzen Sache um historische Wahrheit zu thun. Ich wünschte also gar nicht, Herrn Runde den geringsten Verdruß zu erwecken. Aber weitläufig muß ich mich wegen meiner Apologie des Klerus im mittlern Zeitalter **) erklären. Da ich hier (in Göt-

*) von der Reichsstandschaft der Bischöffe und Aebte; abgedruckt im Geschichtforscher Th. 4. S. 207 — 223. Die gleich darauf folgenden Gedanken der Spittlerischen Prüfung, mit X unterzeichnet, sind von dem damahligen Regierungsrath und Prof. Springer in Erfurt, der als Kanzler der Universität zu Rinteln starb.

**) beygefügt einer Abhandl. von einer Findelanstalt im

tingen) keiner Seele den Aufsatz vorher lesen lassen konnte; so kann es wirklich seyn, daß ich nicht genug historische Beyspiele hinzufügte, wie's jedem leicht geht, der in der vollen Intuition seines Gegenstandes arbeitet, daß er Mittelsätze überspringt, die der kaltblütige Leser vermißt. Wenn's also dies allein ist, was ihm fehlt; so bitt' ich Sie, ihn mir bald möglichst zurück zu schicken; ich will so streng dokumentiren, als der schärfste Prüfer nur verlangen kann; vielleicht auch einige Sätze alsdann mehr ausführen, daß es sichtbar ins Auge fallen soll. Noch sind's nicht 20 Jahre, daß man einen Historiker gesteinigt hätte, der sich unterstanden, vom Nutzen der Kreutzzüge zu sprechen. Jetzt haben's gelehrte Akademien zur Preißfrage gemacht. Ich habe in meinem Aufsatz gar nicht beweisen wollen, daß an dem Klerus des mittlern Zeitalters gar nichts, als Gutes, gewesen sey. Ich kenne die Schurken zu wohl! Aber die Frage war: Hat dieses Otterngezüchte g a r n i c h t s genützt? und, wenn's genützt hat, w a s hat es genützt? Unsere Geschichtschreiber sind über diesen Punkt alle voll Deklamation; ich erinnere mich nicht, bey irgend einem gelesen zu haben, daß er auch die Vortheile des Klerus gezezeigt hätte. So ist auch die Frage nicht: ob wir uns wieder den Klerus des mittlern Zeitalters wünschen sollen, weil er genützt hat? Das wäre

---

7ten Jahrhundert; im Geschichtforscher a. a. O. S. 235 — 248.

ungefähr eben so, als ob man sich den Informator, der uns das A B C lehrte, wieder zurück wünschen wollte, weil er gut A B C lehren konnte. Es ist bey den ganz uneingeschränkten Deklamationen gegen den Klerus sehr viel Verwechselung unserer Zeiten mit jenen; und für unsere Zeiten ist freylich der ganze Unwille gegen den katholischen Klerus vollkommen gerecht. So wie der Unwille über die Kindsmagd vollkommen gerecht ist, wenn sie den Jüngling, den Mann eben so behandelt, wie das Kind. Aber das Kind muß kindisch behandelt werden; so auch jene Zeiten der National-Entwickelung — mein Gott! wie da unsere hochgelehrten Philosophen und Theologen so übel angekommen wären! Basedow hat Anfangs behauptet, man müsse bey der Erziehung dem Kinde niemahls unbedingten Gehorsam auflegen, ohne ihm Grund und Ursache eines jeden Befehls zu sagen: er nimmt aber jetzt, bey mehrern Erfahrungen, seine damahlige Behauptung zurück, und erkennt, daß es eine Zeit lang durch eine Art blinder Autorität geleitet werden müsse. Jenes mittlere Zeitalter war Zeit der Kindheit und der Bubenstreiche; folglich mußte auch in jenem Zeitalter das Menschengeschlecht eine gleiche Erziehung genießen. Schicken Sie mir nur meinen Aufsatz wieder zurück; ich will das alles deutlich genug hinlegen; denn es fehlt mir gar nicht an Beweisen. Ich schränke mich blos ein, um nicht eine Abhandlung zu schreiben, bey welcher der Kopf achtmahl größer, als der Schwanz, ist. Es soll ihm aber jetzt sehr gut geholfen werden.

Für jede Behauptung will ich wenigstens ein Dutzend historisch dokumentirte Fakta beysetzen."

Spittler hatte in der Erfurt. gel. Zeitung 1776. S. 810 u. f. den Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit; aus den Briefen zweyer Liebenden, äusserst streng beurtheilt; es sey ein Stück unter aller Kritik und gerade so langweilig, als das Geschwätze eines Jünglings seyn muß, der, ausser seinen Beyträgen zu Musenalmanachen und allerhand kleinen Schriftchen, 5 Bändchen in einem Jahre liefert u. s. w. Hinterher erfuhr ich, Miller, Verfasser des damahls allgemein gepriesenen Siegwarts, habe es abgefaßt. Ich äusserte Spittler'n mein Befremden über diese, mir unbarmherzig scheinende Behandlung. Hierauf erwiederte er: "Die Piece selbst ist nicht allein elend, sondern des dummen Lobens war auch bisher kein Ende, eines so unverschämten Lobens, daß Schubart in seiner Teutschen Chronik sagte, man habe in und ausser Teutschland keinen Roman, wie dieses Verfassers Siegwart. Also keinen Werther in Teutschland? O der Rotte, die sich zusammen verbunden, einander Lob zu singen! Difficile est satyram non scribere. Millers Anlage ist ungefähr, wie Gellerts; und bey Gellerten war's, wie alle Welt klärlich sehen kann, physisch unmöglich, daß er hätte sollen eminentius quid leisten." Weiter hin lenkte Sp. doch ein wenig ein, indem er fortfuhr: "Ich gebe Ihnen indessen zu, daß ich, nach der gegenwärtigen Stimmung meiner Seele, weit gelassener

mein Urtheil über den Beytrag ꝛc. ausdrücken würde: aber die ausschweifende Lobrede, mit welcher man mir das Buch zum Lesen gab, meine auf's höchste gespannte Erwartung, meine Abneigung gegen alles Gedehnte und Schwatzhafte, und vielleicht auch selbst der Planet, der in jener Stunde regierte — machten meine ganze Galle rege, daß ich in der ersten Hitze meine Empfindung niederschrieb. Ganz bin ich ihrer Meinung, daß wir nimmermehr blos Griechisch und Römisch seyn sollen, sondern Schöpfer unserer selbst, aus eben der Quelle trinkend, aus welcher jene getrunken haben *). Daher gehe jeder seinen eigenen Gang, und wenn die Natur nicht Kraft genug in seine Knochen gegeben hat, daß er selbst suo modo laufe, der wird auch, Troß des Unterrichts der geschicktesten Tanzmeister, nie laufen lernen. Aber gerade hier liegt der Keim meiner Abneigung gegen die Millerischen Produkte. Wenn Göthe und Klopstock ihre Federn hohlen werden; wie wird der Verfasser da stehn! Ist's nicht Sklaven-Anbetung, womit er diese zwey Männer verehrt? Ich halte diese beyden Genies für den Stolz Teutschlandes: aber anzubeten! Das nimmermehr! Ich erkenne in der ganzen Art, wie sich Miller gebildet hat, den ewigen Nachahmer. Er hat das Minneliedersingen angefangen; er hat, weil's nun

*) Daher ich öfters in meinen Vorträgen und bey andern Gelegenheiten wiederhohle: Nicht nachahmen sollen wir die Klassiker, sondern ihnen nacheifern!

einmahl Ton war, über Fürsten und Fürstensöhne, wie ein Bootsknecht, geschimpft; und da sich jetzt ein gewisser dumpfweinerlicher Ton über die meisten neuern Produkte, ganz à la Goethe, verbreitet; so hat er diesen in seinem Siegwart ausgedruckt. Kein Pinselstrich muß, in einem vollkommenen Gemählde, überflüssig gemacht seyn; so auch im Werke, das der Dichter darstellt. Ich getraue mir aber im ersten Theil Siegwarts ganze Seiten auszustreichen, ohne eine schöne Stelle, ohne einen Zug zu verliehren, der zur Erhöhung des Ganzen, zum Totaleindruck etwas beyträgt. — Doch, ich mag nichts weiter beysetzen; sonst ist der Polemik kein Ende."

## XXIII.

## Anmerkungen über die im J. 1816 von mir herausgegebenen Vermischten Nachrichten.

Zu S. 13, wo von Bretschneider's Kupferstichsammlung und von seinem darüber verfertigten Katalogen die Rede ist, bemerke ich aus den, von Hrn. von Göckingk mitgetheilten Lebensnachrichten, (S. 35), daß der Abdruck des letztern in Wien zwar angefangen, aber nicht vollendet worden sey. Ich zweifle selbst an dem Anfang; wenigstens sagte er mir nichts davon, als er ihn in Erlangen wollte drucken lassen, wo er mir den geschriebenen Katalogen zeigte und wir darüber mit einem Buchdrucker kontrahirt hatten. Auch hab' ich seit jener Zeit nichts weiter von dem Schicksal der Kupferstich- und Gemähldesammlung erfahren.

Zu S. 20, wo Bretschneider's Freymaurerey berührt ist, gehört, was Hr. v. G. (S. 6) anführt, Br. habe nämlich keinen Gebrauch davon gemacht, selbst da nicht, wo sie ihm hätte nützlich seyn können; die Sache an sich selbst wäre ihm

lächerlich gewesen und er habe kein Heuchler seyn können, wenn er gleich manchmal gewollt hätte. Man vergleiche damit oben S. 25. Auch gehört dahin der in den verm. Nachr. S. 27 u. f. angeführte Bretschneiderische Vorbericht und Anmerkungen ꝛc. und vornämlich, was Hr. v. G. S. 49 u. f. davon erzählt, z. B. daß diese Schrift eine grosse Beschwerde von Braunschweig — wo damahls der Hauptsitz der Teutschen Freymaurerey war — veranlaßt habe.

Bey S. 21 *) wo der Herrnhutischen Sekte erwähnt wird, vergleiche man v. G. S. 56 u. 309: noch mehr aber gegenwätiges Buch S. 103 bis 116.

Wegen dessen, was ich S. 22 u. f. von Bretschneider's Religion erwähnte, erkundigte ich mich bey dessen Herrn Sohne, der mir darauf antwortete: "Ob mein seel. Vater seine Religion "verändert hat, ist mir unbekannt. Doch, wenn "man die Kaiserin Marie Theresie kannte, und die "vielen Gnaden, mit welchen diese grosse Frau "meinen Vater beehrte, betrachtet; so muß ich "es vermuthen."

Zu S. 27 gehört, daß Br. im J. 1785 ohne seinen Namen Parodien drucken ließ, die mir unbekannt waren und es noch sind, und die ich gern besitzen möchte, wenn sie jemand mir verschaffen oder auch nur zum Lesen mittheilen wollte, um so mehr, da Hr. v. G. S. 49 hinzusetzt: "Aus

"zwey Gründen mag ich sie nicht näher bezeichnen:
"theils weil das, was er N. in einem Briefe zur
"Probe davon mittheilt, nicht den Geist seiner übri-
"gen Schriften hat; theils weil es einige noch le-
"bende Gelehrte kränken würde, diese vergessene
"Flugschrift wieder in Erinnerung gebracht zu se-
"hen."

Der S. 29 angeführte Lembergische Musen-Almanach ist ganz allein von B. s. v. G. S. 50 u. f.

Bey der Schrift über den Charakter Friedrich des 2ten, K. v. Preussen, von Büsching (S. 29) ist zu vergleichen interessant, was Hr. v. G. darüber S. 54 beybringt. So auch, was den Bretschneiderischen Roman: Wallers Leben und Sitten, betrifft (S. 55).

Zu dem Verzeichniß der Bretschneiderischen Schriften S. 31 gehört auch das von Hrn. v. G. (S. 61) erwähnte Buch Theodor, das mir unbekannt geblieben war, aus der sehr begreiflichen Ursache, weil es gegen Buonaparte, der unter Theodor zu verstehen ist, gerichtet war; worüber sich der Französische Gesandte beschwerte und die in Wien bey dem Buchhändler Degen entdeckten 500 Exemplarien, jedes zu 3 Franken, aufkaufte. Ich wiederhohle die bey den Parodien geäusserte Bitte, die sich auch auf den Almanach der Heiligen, den ich zwar gelesen habe, aber nicht selbst besitze, welches auch der Fall mit den Papilloten (S. 24) ist — erstreckt.

Bey

Bey der Angabe einzelner Aufsätze von Br. in periodischen Schriften (S. 32) vergaß ich einen der interessantesten, der durch meine Hand an Wieland gelangte und der ihn im Teutschen Merkur 1795 Jun. S. 189 — 196 ohne des Verfassers Namen abdrucken ließ. Er ist betitelt: Löw Bär Isak, den Niemand kennen will; ein Beytrag zu Bahrdts Leben im (Schlichtegrollischen) Nekrolog *) und zu mehrern Recensionen über Bahrdten. Ich versichere hierbey, daß jeder, der diesen humoristischen Aufsatz noch nicht kennen oder sich seiner nicht mehr erinnern sollte, ihn mit warmer Theilnahme geniessen wird, so wohl in Hinsicht auf den berühmten Bankier L. B. J. als auch auf D. Bahrdt.

S. 32 bemerkte ich, daß Bretschneider's Recensionen in der Allgemeinen Teutschen Bibliotheck mit Fi unterzeichnet sind. Jetzt kann ich hinzusetzen: Auch diejenigen mit Dz; wie unter der Recension eines Buches von Eckartshausen (Aglais) B. 75 S. 143 u. f.

Mit seinen Recensionen in den Frankfurtischen gelehrten Anzeigen (S. 32) ist zu vergleichen, was Hr. v. G. S. 46 davon erzählt.

---

*) 1792. B. 1. S. 170. Verfasser der dortigen Biographie ist, wie ich erfuhr, der im J. 1809 verstorbene Karl Gotthold Lenz, damahls Lehrer bey einer Erziehungsanstalt zu Celle, zuletzt Direktor des Gymnasiums zu Nordhausen.

Der Beschreibung seiner Reise nach London und Paris erwähne ich S. 37, und erzähle, daß Br. mir mündlich mehrere Begebenheiten daraus mitgetheilt, auch mir die Hauptschrift derselben versprochen habe. Ich erhielt sie aber erst nach seinem Ableben von seinem Herrn Sohne, und war dann Willens, Bruchstücke derselben in der Fortsetzung meiner vermischten Nachrichten zu liefern; indem ich das Ganze nicht geeignet fand, dem Publikum vorgelegt zu werden. Der Herr geheime Finanzrath von Göckingk zu Berlin kam mir aber hierin zuvor, indem er sie im vorigen Jahre ganz, nebst Auszügen aus Bretschneider's Briefen an Nicolai, im Nicolaischen, oder vielmehr Ritterischen, Verlag herausgab. Da auch ich im Besitz der von Bretschneider's eigenen Hand verfertigten Reisebeschreibung war, und noch bin; so wollte ich gegen dieses Verfahren protestiren: als ich aber aus der Vergleichung der beyden Handschriften sah, daß die Berlinische gefeilter war und ich S. 75 folgende Worte von Br. las: "Auch auf den Fall, wenn ich vor Ihnen sterben "sollte, ist Ihnen dieses Manuscript vermacht;" so stand ich davon ab.

Was S. 10 und 38 meines Buches steht, würde ich nicht geschrieben haben, hätte ich gewußt, was ich erst nachher erfuhr. Als ich nämlich dem hinterlassenen einzigen Sohne meines unvergeßlichen Freundes, dem Verdienstvollen Oestreich-Kaiserlichen Herrn General von Bretschneider, damahls zu Lodi unweit Mayland, ein

Exemplar übersendet hatte; so bezeugte er in der Antwort seinen Unwillen über die a. a. O. von mir geführten Beschwerden; welches demselben keinesweges zu verdenken war, da er versicherte, die Briefe seiner Verwandten, auf die ich mich berief, nicht erhalten zu haben. Ich konnte nun hierin weiter nichts thun, als mein Bedauern über den Verlust jener Briefe zu erkennen zu geben, und zu versprechen, jene Beschwerden zurück zu nehmen; was hiemit in bester Form geschieht.

Zu den Nachrichten von dem Baron von Liebenstein (S. 50 u. ff.) gehört noch folgendes, das mir durch die Güte des Herrn Raths und ersten Archivs-Adjunkts Kiefhaber zu München unter dem 4ten März 1816 zugekommen ist. Es erhellet daraus, daß dieser gutartige Abentheuerer wirklich in Nürnberg gestorben ist, und zwar, was ich damahls nicht wußte, am 26 December 1806. Hr. K. setzt noch hinzu: "Er ist in der letzten "Zeit sehr herab gekommen und wurde größten "Theils von der Milde einiger Freunde, beson"ders des Hrn. Kaufmanns Hütter, erhalten, der "ihn auch beerdigen und als einen alten Kriegs"helden mit eilf Wunden, einen Lorbeerkranz auf "seinen Sarg heften ließ. Sein Ende folgte früh "nach 6 Uhr schnell, unvermuthet und ganz sanft, "nachdem er sehnlich auf einen Spitzweck — ein "mürbes Brod in Nürnberg — welchen er Tags "vorher bey seinem Bäcker bestellen ließ, mit der "Weisung, ihm solchen recht früh zu schicken, ge"wartet und heftig geschimpft hatte, daß er so

"lange ihn nicht erhalte, worauf er sich ein
"Kreuzerwecklein hohlen ließ, das er nebst 2 Tas-
"sen Kaffee verzehrte, sich dann auf seinen Sopha
"setzte, den Kopf auf die Hand stützte, und ent-
"schlief." Man vereinige damit, was Hr. v. G.
aus einem Brief von Bretschneider S. 299 von
diesem Manne drucken ließ.

Eben dies bitte ich in Ansehung der Bret-
schneiderischen Erzählung von dem bekannten Ka-
binetssekretär, Valentin Günther und von
dessen Umgang mit der inzwischen verstorbenen Jü-
din Eskales (S. 59 u. ff.) zu thun, und in
der Vorrede des Hrn. v. G; (S. VIII u. f.) zu
finden ist, wo auch der Irrthum, als wenn letzte-
re von Amsterdam gebürtig gewesen wäre, zu be-
richtigen ist; sie war eine gebohrne Wienerin.

Nicht minder sind ein Paar Stellen aus Bret-
schneiderischen Briefen S. 302 u. f. mit dem, was
Br. (S. 72 der verm. Nachr.) vom Kratter
und seinen Briefen über Galizien erzählt, zu ver-
gleichen.

Die S. 73 u. f. befindliche Nachricht von
dem abentheuerlichen Vorschlag eines gewissen Ba-
ron Calisius, die Erdbeben in Ungern durch Py-
ramiden zu verhüten, hat Herr Müchler in ei-
nem seiner Anekdotenalmanache wiederhohlt.

Zu S. 88, wo Charakter und Handlungen
von dem trefflichen Ignatz Müller, Prälaten

von St. Dorethea zu Wien, mitgetheilt sind, ist auch Br. bey Hrn. v. G. S. 297 u. f. zu vergleichen.

Eben so S. 95 von Feßler mit S. 305 und 311.

Von der Todesscheu des Staatskanzlers, Fürsten Kaunitz (S. 100 u. f.), wird — ich weiß nicht mehr wo — erzählt, Papst Pius der 6te habe bey seiner Gegenwart in Wien diese Schwachheit benutzt und dem Staatskanzler, der ihm bey seinem Gesuch um Milde in Ansehung der kirchlichen Angelegenheiten entgegen war, beym Abschied noch die triftigsten Vorstellungen gemacht und ihm ans Herz gelegt, daß der Tod durch einen Schlagfluß auch den gesundesten Menschen überraschen könne u. dgl. m. Dadurch sey der Staatsheld so erschüttert worden, daß er andern Sinnes geworden und die Hauptschläge abzuwenden gesucht habe.

S. VII der Vorrede erzählt Hr. v. G., einer seiner Freunde in Wien habe den Vertheidiger des Feldmarschalls Lascy gegen Br. (S. 102 u. ff.) gemacht. Was aber dort steht, ist nichts anders, als ein kurzes, derbes Abtrumpfen. Auf den Vorwurf, L. habe durch die Veränderung der militarischen Verfassung der Kroaten dem Hause Oestreich einen unersetzlichen Schaden zugefügt, wird gar nicht eingegangen.

Zu dem, was S. 142 u. f. vom Marschall oder General Pignatelli bey Gelegenheit des Erdbebens in Calabrien gesagt wird, gehören auch die Nachrichten von dessen weit ärgeren Niederträchtigkeiten, von dem Verfasser der Fragmente über Italien (B. I. S. 665 u. ff.) dargebracht.

Zu S. 166 u. f. wo ich gegen die Sucht, unnöthiger Weise Französische Wörter statt Teutscher zu brauchen, eifere, gehört auch die Anekdote, welcher zu Folge sogar ein Teutscher, mit Namen Zimmermann — es war der im J. 1805 verstorbene Berghauptmann zu Freyberg — sich seines Namens, den doch so viele audere würdige Gelehrte und andere führen, schämte und ihn Charpentier verfranzösirte; unter welchen Namen er auch seine mit allgemeinen Beyfall aufgenommene mineralogische Geschichte der Chursächsischen Lande (Leipz. 1778. 4) herausgab.

Zu S. 170 oben beliebe man zu setzen: Gleich gesinnt mit mir ist ein Pseudonymus, der sich Epaminondas nennt, und im Allgemeinen Anzeiger der Teutschen (1817. Nr. 23) drucken ließ: Ueber Franzosenthum der Teutschen.

Zur Bestätigung dessen, was ich S. 171 um den Wohllaut unserer Muttersprache zu befördern, anrieth, die Selbstlauter möglichst beyzubehalten, dient auch die Bemerkung eines Ungenannten in der Allg. Litt. Zeitung 1816. Nr. 86 S. 684, daß manche Gelehrte nicht ohne Grund unsere al-

te Vokalvollere Sprache weit schöner, dichterischer und in mancher Hinsicht vollkommener genannt haben. Wir möchten behaupten, setzt er hinzu, daß die ältere Teutsche Sprache, besonders im Vokalenbau, der Italienischen viel ähnlicher gewesen sey. — Und der Freyherr von Senkenberg in seinen Gedanken über einige Gegenstände, die Teutsche Sprache betreffend (Frankf. 1798. 8) S. 72 schreibt: "Wahr ist es doch, daß eine "Sprache desto angenehmer klingt, je weniger "die Konsonanten sich einander drängen, je mehr "dieselbe mit Vokalen abwechseln. — Durch die "Weglassung des i aus der Endigung isch wird "offenbar hiegegen gefehlt, und dürfte wohl nie"mand seyn, der nicht Brandenburgsch, Pom"mersch, Braunschweigsch, viel härter klin"gend, viel schwerer zu buchstabiren, als Bran"denburgisch, Pommerisch, Braunschwei"gisch, finden würde." Möchte man doch das, was dort weiter darüber gesagt wird, beherzigen, und nicht mehr hartnäckig auf jener so rauh klingenden Schreiberey beharren! Allein, man predigt, wie in so manchen andern Fällen, die Reinheit und den Wohlklang unserer Muttersprache betreffend, tauben Ohren!

Bey S. 176 ist zu bemerken, daß der Französische, folglich auch der Teutsche Uebersetzer von Ferreras Geschichte Spaniens, keinen Fehler begangen haben, wenn sie a. a. O. Côte durch Hügel übersetzten. Denn Côte heißt nicht allein die

Rippe und die Seeküste, sondern auch der Abhang eines Bergs oder eine Anhöhe.

Als ich die Bretschneiderische Bemerkung über Ihr und Er (S. 179 u. f.) drucken ließ, theilte fast zu gleicher Zeit der ehrwürdige Freyherr Theresius von Seckendorff, ehemals Kreisdirektor zu Ansbach, jetzt in Nürnberg privatisirend, seine Meinung über denselben Gegenstand mit in seinen goldenen Lebensregeln (Erlangen 1816. 8), einem höchst lehrreichen Buche *). Derselbe, doch wohl, ohne Widerrede, aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter entsprossen, ein Welt- und Menschenkenner, zugleich mit seltenen Sachen- und Sprachenkenntnissen ausgerüstet, erklärt sich eben daselbst (S. 128) für den Gebrauch des Wortes Fräulein bey bürgerlichen Frauenzimmer (versteht sich mit Weglassung des Wörtchens von, welches Adelichen vorbehalten bleibt); darob freylich wohl schon mancher kopflose hochadeliche Zierbengel getobt und gewütet, mancher hochadelichen Närrin die heftigsten Vapeurs mögen angewandelt und sie den Stoßseufzer des Fräuleins Gertrud von *** (in Müchler's Momus S. 33) wiederhohlt haben mag:

Jetzt läßt sich jede Dirne Fräulein nennen,
Das freche Bürgerpack! — was fällt ihm ein?

*) Man kann damit auch vergleichen Nr. 101 des Allgemeinen Teutschen Anzeigers vom J. 1816.

Soll künftig Fräulein uns von ihm nicht trennen,
Möcht' ich, — die Sünde mag der Himmel mir verzeih'n,
Denn ich bin desperat — gar eine Jungfer seyn.

Bey dieser Gelegenheit ein Paar das Er und das Erzen betreffende Anekdoten! Als Gottsched einmahl Rektor der Universität zu Leipzig war, gab ein Student seinem Hauswirth eine Ohrfeige. Dieser klagte. Gottsched läßt den Studenten vorfodern. Warum hat er dem Hauswirth eine Ohrfeige gegeben? "Weil mich der Flegel Er hieß." Ja, wenn dies ist, da hatten Sie freylich Recht.

Als der verstorbene Herzog Karl von Würtemberg den berühmten Dichter und Geschäftsmann von Göckingk Er nannte; so kehrte dieser ihm den Rücken zu, und sagte: Ich kenne keinen Göckingk, der Er heißt.

# Register.

## A.

## B.

## C.



## D.

## E.



## F.

## G.

## H.

## J.



## K.

T

## N.



## O.



## P.

## Q.



## R.



## S.

## U.



## V.



## W.

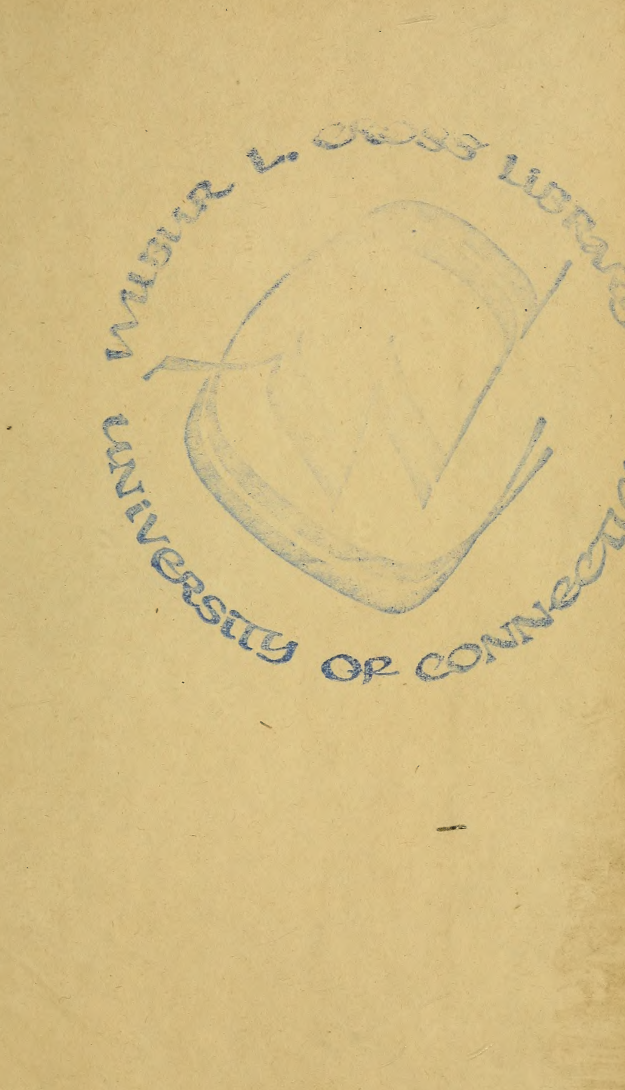
## Z.

## Verbesserungen.

S. 12. Z. 1 v. unten auf l. und er doch. S. 15 Z. 18 l. wollte. S. 58. Z. 19 l. Ordensname. S. 65. am Ende der letzten Zeile setze man ein Kolon statt des Punktes. S. 67. Z. 16 l. Oestreichische statt Oestreich. S. 73. Z. 3 l. In der 2ten Abtheilung 1sten Theil. S. 74. Z. 14 setze man nach Nr. 3 (B. 1). S. 80. Z. 3 v. u. a. l. Stolberg. S. 81. Z. 3 l. Ammianus statt Ammianius. S. 85. Z. 3 l. verstorbener. S. 90. Z. 7 v. u. a. l. dennoch statt doch. S. 99. Z. 2 v. u. a. l. Galimathias. S. 175. Z. 6 l. Franzöſ. S. 182. Z. 13 v. u. a. l. gemachtes. S. 184 streiche man die Note weg und setzte dafür: Von Hrn. Joh. Daniel Ribini zu Wien, wie er selbst bezeugt im Allgem. Anzeiger der Teutschen 1818. Nr. 209. Sp. 2258. S. 203. Z. 12 v. u. a. l. Callot. — In das Verzeichniß der seit 2 Decennien verstorb. Historiker (S. 248) sind noch einzuschieben: Aug. Mich. Curtius, gest. 22 Aug. 1802. Lud. Timoth. v. Spittler, gest. 14 März 1810 und Christoph Meiners, gest. 9 März 1810. Diesem nach ist statt der Summe 77 solcher Historiker, die runde Zahl 80 zu setzen.






WILBUR L. CROSS LIBRARY
UNIVERSITY OF CONNECTICUT

